Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ausleihbar

ULB Düsseldorf

+4058 955 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Rara
Philos. 696
2
h

72/3303

07 2130

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

John Stuart Mill's
Gesammelte Werke.

Autorisirte Uebersetzung

unter Redaktion

von

Professor Dr. Theodor Gomperz.

Elfter Band.

Vermischte Schriften II.

Leipzig, 1875.
Fues's Verlag (R. Reisland).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vermischte Schriften

politischen, philosophischen und historischen Inhalts

von

John Stuart Mill.

Mit Genehmigung des Verfassers

übersetzt von

Eduard Wessel.

II.

Leipzig, 1875.
Fues's Verlag (R. Reisland).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Alexis de Toqueville über die Demokratie in Amerika	1
Die Rechtsansprüche der Arbeit	68
Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen	96
Aelteste griechische Geschichte und Sage	148
Rechtfertigung der französischen Februarrevolution gegen die Angriffe Lord Brougham's und Anderer	190

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alexis de Tocqueville über die Demokratie in Amerika *).

Herrn de Tocqueville's Buch hat das seltene Glück gehabt, sowohl über die Theilnahmlosigkeit, welche unser zugleich geschäftiges und indolentes Publicum gegen tiefe Speculationen an den Tag zu legen pflegt, wie auch über die besondern Hindernisse, welche Speculationen aus fremder und namentlich aus französischer Quelle den Zugang erschweren, einen leichten Triumph davon zu tragen. Die Bemerkung, welche Fremde so oft über uns gemacht haben, daß unser Nationalgeist einen insularen Charakter an sich trage, entbehrt nicht einer gewissen Begründung. Die allgemeine Bewegung des europäischen Geistes vollzieht sich abseits von uns, ohne daß wir hineingezogen werden, oder auch nur genügend darauf achten, um zu entdecken, nach welcher Richtung sie hinstrebt, und wenn wir nicht von vornherein eine ziemlich rasche eigene Bewegung besessen hätten, so wären wir längst weit zurückgeblieben. Die französische Sprache findet auf unserer Seite des Canals allgemeine Pflege; eine Fluth menschlicher Wesen wogt beständig zwischen London und Paris hin und her; nationale Vorurtheile und Feindseligkeiten können wir nachgerade mehr und mehr zu den Dingen zählen, die gewesen sind; und doch scheint die Revolution, welche in den Tendenzen des französischen Denkens stattgefunden hat, welche den Charakter der höhern Literatur Frankreichs, ja sogar fast den der französischen Sprache umgewandelt hat, bis jetzt, soweit das englische Publicum dabei in Betracht kommt, ganz wirkungslos geblieben zu sein. Zu einer Zeit, wo der herrschende Ton französischer Speculation der einer übertriebenen Reaction gegen die Lehren des achtzehnten Jahrhunderts ist, gilt bei uns französische Philosophie noch immer als synonym mit Encyklopädismus. Die Engländer werden sich fast zählen lassen, welche eine Ahnung davon haben, daß Frankreich seit Voltaire und Rousseau auf dem Gebiete der Prosaliteratur irgend welche große Namen hervorgebracht hat, und während die moderne Geschichtschreibung

*) Edinburgh Review, October 1840.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

durch die Arbeiten von Männern, die nicht nur zu den tiefste Denkern, sondern auch zu den klarsten und populärsten Schrift stellern ihrer Zeit gehören, eine ganz neue Gestalt gewonnen ha bleiben selbst diejenigen ihrer Werke, die sich ausschließlich mit de Geschichte unseres eigenen Landes beschäftigen, zum größten Thei unübersetzt und fast immer ungelesen.

Herrn de Tocqueville's Buch bildet, wie bereits bemerkt, ein glänzende Ausnahme von dieser allgemeinen Vernachlässigung. Sein Ruf verbreitete sich in unserem Lande eben so plötzlich und in eben so weiten Kreisen wie in Frankreich und dem großen Theil Europa's, der seine Meinungen aus Frankreich bezieht. Die wach sende politische Unzufriedenheit und die Vergleiche, welche man zwischen den Früchten einer volksmäßigen Verfassung auf der einen Seite des Oceans, und einer gemischten Regierung mit einem vor wiegenden aristokratischen Elemente auf der andern anstellte, hatten die Wirksamkeit amerikanischer Einrichtungen bei uns zu einer Parteifrage gemacht. Seit vielen Jahren war jede Schilderung einer Reise in Amerika von vornherein ein Parteipamphlet ge wesen oder doch mindestens von Parteimännern für den Dienst der einen oder der andern Partei herangezogen worden. Sobald also ein neues Buch über die Demokratie in Amerika von gewich tigem und ernstem Charakter auf der andern Seite des Canals erschien, konnte man voraussetzen, daß es auch bei uns Beachtung finden und dem Versuch, es zu Parteizwecken zu verwenden, nicht entgehen werde. Wenn jemals ein politischer Schriftsteller Grund zu der Annahme hatte, daß er mit Erfolg bemüht gewesen sei sein Buch für einen solchen Zweck ungeeignet zu machen, so war dies sicherlich bei Herrn de Tocqueville der Fall. Obwohl sich aber seine Theorien durch eine beispiellose Unparteilichkeit aus zeichnen, und seine praktischen Folgerungen zum Radicalismus hin neigen, so lassen doch einige seiner Redewendungen eine torystisch Anwendung zu. Dazu gehört unter andern das Wort „Tyranne der Majorität." Dieser Ausdruck wurde sogleich dem conservo tiven Wörterbuch einverleibt und von Sir Robert Peel in seine Rede zu Tamworth ausposaunt, in der er, wie uns seither buch händlerische Anzeigen oft genug erzählt haben, seiner ganzen Zu hörerschaft und jedem Einzelnen insbesondere dringend die Lectur dieses Buches anempfahl. Und wir glauben, daß seit dieser Zei unsere Großgrundbesitzer der Ueberzeugung gelebt haben, Herr d Tocqueville sei eine Hauptstütze der conservativen Sache und sei Buch habe mit Amerika und seiner Demokratie endlich einma gründlich aufgeräumt. Der Irrthum hat vielleicht mehr Gute

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gethan, als die Wahrheit gethan hätte, denn er hat dahin geführt, daß das englische Publicum jetzt das erste philosophische Buch kennt und liest, das jemals über die Demokratie, wie sie in der modernen Gesellschaft auftritt, geschrieben wurde, ein Buch, dessen wesentliche Lehren schwerlich irgend eine künftige Speculation stürzen wird, wie sehr sie dieselben auch im Einzelnen modificiren kann, während gleichzeitig sein Geist und die allgemeine Methode der Behandlung seines Gegenstandes es zum Ausgangspunct für eine ganz neue Aera des wissenschaftlichen Studiums der Politik machen.

Die Bedeutung der Speculationen des Herrn de Tocqueville läßt sich nicht nach den Ansichten beurtheilen, die er angenommen hat, mögen diese nun wahr oder falsch sein. Der Werth seines Werkes beruht weniger auf seinen Schlußfolgerungen als auf der Art, wie er zu ihnen gelangt. Er hat auf die größte Frage in der Kunst und Wissenschaft der Regierung jene Principien und Methoden des Forschens angewendet, welchen die Menschheit alle die Fortschritte verdankt, die sie in neuerer Zeit in den andern Zweigen des Studiums der Natur gemacht hat. Man geht nicht zu weit, wenn man von diesen Bänden sagt, daß sie die erste analytische Untersuchung über die Einflüsse der Demokratie enthalten. Zum ersten Male wird diese Erscheinung als ein Etwas behandelt, das in der Natur wirklich vorhanden, nicht blos eine mathematische oder metaphysische Abstraction ist, und das sich daher durch unzählige Eigenschaften, nicht blos durch eine einzige äußert, als ein Etwas, das man von verschiedenen Seiten betrachten muß, ehe man es auch nur zum Gegenstand jenes bescheidenen und muthmaßlichen Urtheils machen kann, das in Bezug auf eine zugleich so große und so neue Thatsache allein möglich ist. Seine Folgen lassen sich durchaus nicht in einer einzigen Schilderung oder in einem summarischen Ausdruck der Billigung oder Verwerfung zusammenfassen. So verwickelt und endlos sind ihre Verzweigungen, daß derjenige, der sie am weitesten durchschaut, am längsten zögern wird, ehe er sich endgültig darüber ausspricht, ob das Gute oder das Böse ihres Einflusses überwiege.

Herr de Tocqueville hat es sich angelegen sein lassen, die verschiedenen Tendenzen und Eigenschaften der Demokratie, die besondern Beziehungen, in welchen sie zu den verschiedenen Interessen der Gesellschaft und zu den verschiedenen moralischen und socialen Erfordernissen der menschlichen Natur steht, zu ergründen und zu unterscheiden. Bei dieser Untersuchung hat er nothwendigerweise noch vieles zu thun übrig gelassen, und vieles werden diejenigen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

besser thun, die nach ihm kommen und auf seinen Grundlagen weiter bauen. Wohl aber hat er das doppelte Verdienst, als der Erste den Versuch gemacht und zur Erreichung des Zieles mehr beigetragen zu haben, als aller Wahrscheinlichkeit nach jemals irgend ein anderer einzelner Mann beitragen wird. Seine Methode ist das, was die Methode eines Philosophen bei der Behandlung eines solchen Gegenstandes sein soll und muß, eine Verbindung der Deduction und der Induction; seine Beweismittel sind auf der einen Seite Gesetze der menschlichen Natur, auf der andern Seite das Beispiel von Amerika, Frankreich und andern modernen Nationen, so weit es sich für diesen Zweck verwenden läßt. Seine Schlüsse stützen sich nie ausschließlich auf die eine Art des Beweises allein; so oft er etwas als eine Wirkung der Demokratie bezeichnet, hat er einerseits festgestellt, daß es in den Ländern existirt, deren gesellschaftlicher Zustand demokratisch ist, und hat es andererseits mit der Demokratie durch Deductionen a priori in Verbindung zu bringen gewußt, durch die er den Nachweis zu liefern suchte, daß sie naturgemäß auf Wesen von unserer menschlichen Beschaffenheit, die in einer Welt leben, wie diejenige, welche wir kennen, in dieser Weise einwirken würde. Wenn dies nicht die wahre Baconische und Newton'sche Methode in ihrer Anwendung auf Gesellschaft und Regierung sein sollte, wenn eine bessere oder auch nur eine andere möglich wäre, so würde Herr de Tocqueville der erste sein zu sagen: candidus imperti; wo nicht, so ist er berechtigt, den politischen Theoretikern, mögen sie sich nun Philosophen oder Geschäftsmänner nennen, zuzurufen: his utere mecum.

Der Theil der „Demokratie in Amerika," der zuerst erschien, macht es sich zur Aufgabe, die politischen Wirkungen der Demokratie zu behandeln; der zweite beschäftigt sich mit ihrem Einfluß auf die Gesellschaft im weitesten Sinne des Wortes, auf die Beziehungen des Privatlebens, die Geistesbildung, die Moral, die Gewohnheiten und Gefühlsweisen, welche den Volkscharakter ausmachen. Dieser zweite Gegenstand der Forschung ist neuer und schwieriger als der erstere; es gibt weniger Personen, die befähigt sind oder sich auch nur für befähigt halten werden, über Herrn de Tocqueville's Schlußfolgerungen zu urtheilen. Niemand aber, so glauben wir, der das Recht zu einer Meinung hat, wird ihm die Anerkennung versagen, daß er diesen Gegenstand bis in eine Tiefe sondirt hat, die noch nie erreicht worden war, daß er die ganze Erörterung in eine umfassendere und höhere Region des Denkens versetzt und daß er viele für diese Materie wesentliche Fragen hervorgehoben hat, die bis dahin ganz unbeachtet geblieben waren,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fragen, die er nicht immer gelöst haben mag, deren Lösung er aber unter allen Umständen sehr erleichtert hat.

Der umfassende Charakter seiner Ansichten und die Unparteilichkeit seiner Gefühle haben Herrn de Tocqueville nicht zu der gewöhnlichen Schwäche derer verleitet, welche bei jeder Frage zu viele Seiten sehen, zu der Schwäche nämlich, sie alle für gleich wichtig zu halten. Er versteht es, zu einer entschiedenen Meinung zu gelangen. Auch hat der größere Umfang der Erwägungen seines zweiten Theiles die allgemeinen Folgerungen, welche sich aus dem ersten ergaben, praktisch nicht erschüttert. Sie lassen sich dahin zusammenfassen, daß die Demokratie in der modernen Welt unvermeidlich ist und daß sie im Allgemeinen auch wünschenswerth ist, letzteres aber nur unter gewissen Bedingungen, welche sich durch menschliche Bemühung und Voraussicht verwirklichen lassen, aber sich keineswegs nothwendig und von selber einstellen. Der Fortschritt und schließliche Sieg des demokratischen Princips hat in seinen Augen den Charakter eines Naturgesetzes. Er betrachtet einen solchen Gang der Dinge als ein unvermeidliches Ergebniß der Tendenzen einer fortschreitenden Civilisation, ohne mit diesen Ausdrücken irgendwie einen Tadel oder ein Lob aussprechen zu wollen. Keine menschliche Bemühung, selbst kein Zufall, der nicht gleichzeitig auch die Civilisation zurückdrängen würde, kann nach seiner Meinung diesem Fortschritte der Demokratie Einhalt thun oder ihn auch nur beträchtlich verzögern. Obwohl er aber diese Thatsache selbst als jeder menschlichen Regelung entrückt betrachtet, so gilt doch nach seiner Auffassung durchaus nicht dasselbe in Bezug auf ihre heilsamen oder verderblichen Folgen. Diese Tendenz läßt sich wie andere große Naturkräfte nicht zurückdrängen, aber wohl zum Guten wenden. Der Mensch kann den Strom nicht zu seiner Quelle zurückleiten, aber es hängt von ihm ab, ob dessen Wasser seine Felder befruchten oder verwüsten sollen. Ueberläßt man die Demokratie ganz ihrem eigenen Gang, thut man nichts, um diejenigen Bedingungen vorzubereiten, unter denen sie ohne Unheil bestehen kann und um gegen ihre schlimmeren Seiten durch eine geeignete Verwendung ihrer besseren Eigenschaften anzukämpfen, so scheint sie Herrn de Tocqueville die Wohlfahrt der Welt und alle die edelsten und besten Elemente des menschlichen Charakters mit den größten Gefahren zu bedrohen. Wendet man dagegen für diesen Zweck so viel weise Bemühung an, als man billigerweise erwarten kann, so lassen sich nach seiner Ansicht ihre meisten schädlichen Tendenzen berichtigen und ihre natürlichen Fähigkeiten, Gutes zu leisten, so sehr kräftigen und verwerthen, daß man den alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zustand der Gesellschaft nicht zurückzuwünschen braucht und den neuen mit ruhiger Zufriedenheit, wenn auch vielleicht ohne lauten Jubel, betrachten kann.

Wir müssen bemerken, daß Herr de Tocqueville unter einer Demokratie im Allgemeinen keine besondere Regierungsform versteht. Er kann sich eine Demokratie unter einem absoluten Monarchen denken, ja er besorgt sogar in nicht geringem Grade, daß sie in manchen Ländern wirklich unter dieser Form auftreten könnte. Unter Demokratie versteht Herr de Tocqueville Gleichheit der Verhältnisse, den Abgang jeder Aristokratie, gleichviel ob dieselbe auf politischen Vorrechten oder auf der Ueberlegenheit an individueller Bedeutung und socialer Macht beruht. Die Demokratie in diesem Sinne, die Gleichheit zwischen Mensch und Mensch ist es, der nach seiner Ansicht die Gesellschaft unwiderstehlich zustrebt. Der Demokratie in dem andern und gewöhnlichern Sinne des Wortes kann sie entgegen gehen oder nicht. Gleichheit der Verhältnisse hat eine natürliche Tendenz eine Volksregierung herbeizuführen, aber nothwendig ist eine solche Folge nicht. Die Gleichheit kann in der gleichen Freiheit oder der gleichen Knechtschaft bestehen. Amerika ist der Typus der ersten Gleichheit; Frankreich ist, wie ihn dünkt, der Gefahr ausgesetzt, der der letzteren zu werden. Es befindet sich das Land in der Lage, die ihn unter allen denjenigen Lagen in die ein civilisirtes Land überhaupt gerathen kann, mit der größten Besorgniß erfüllt, man findet dort einen demokratischen Zustand der Gesellschaft ohne demokratische Einrichtungen. In demokratischen Institutionen sieht Herr de Tocqueville nicht eine Verschärfung, sondern ein Correctiv der ernstlichsten Uebelstände, die in einem demokratischen Zustande der Gesellschaft vorkommen können. Allerdings kann Niemand lebhafter als er gegen die Art von demokratischem Radicalismus ankämpfen, die sofort zu den höchsten politischen Rechten ungebildete Massen zulassen möchte, von denen es bis jetzt durch den Versuch nicht einmal erwiesen ist, daß sie auch nur für die niedrigsten geeignet sind. Dagegen betrachtet er die stets wachsende Einflußnahme des Volkes und aller Classen des Volkes auf die eigenen Angelegenheiten als eine Hauptmaxime der modernen Regierungskunst und er glaubt, daß die Nationen des civilisirten Europa's, wenn sie auch nicht alle gleich vorgeschritten sind, einem Zustand entgegen gehen, in welchem es keine Unterschiede der politischen Rechte und keine sehr großen oder sehr dauernden Unterschiede in Bezug auf ererbten Reichthum geben wird, wo keine Classen oder Individuen übrig bleiben werden, die sich der Regierung entgegen zu stellen vermöchten und wo daher

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

enn nicht alle gleichmäßig Staatsbürger sind und zu sein ver-
enen, in nicht ferner Zeit alle gleichmäßig Sklaven sein werden.

Die Ansicht, daß eine solche unwiderstehliche Tendenz auf Gleich-
it der Verhältnisse hindrängt, bedarf vielleicht mehr als irgend eine
ndere von den Hauptlehren des Buches für englische Leser einer
estätigung. Herr de Tocqueville widmet ihrer Beleuchtung nur
enig Raum. Französische Leser sind mit dem historischen Rück-
ick, auf dem sie beruht, ganz vertraut, und allgemein bekannte
hatsachen stellen ihre Richtigkeit, so weit es sich um dies Land
ndelt, außer Zweifel. Den englischen Lesern indessen, die weniger
lauben an unwiderstehliche Tendenzen besitzen und die für jede
olitische Theorie eine historische Grundlage verlangen, aber weit
eniger gewohnt sind, historische Ereignisse in ihrer Verkettung
ufzufassen, wird der Satz kaum hinreichend erwiesen scheinen.
Doch verdient die historische Beweisführung unseres Autors ihre
Beachtung.

„Vergegenwärtigen wir uns die Lage Frankreichs vor sieben-
undert Jahren, zu einer Zeit, wo das Gebiet unter eine be-
chränkte Anzahl von Familien vertheilt war, die zugleich die
igenthümer des Bodens und die Beherrscher seiner Bewohner
aren, wo das Recht der Regierung sich mit dem Familienbesitz
on Geschlecht auf Geschlecht vererbte, die Gewalt das einzige
Mittel war, durch das ein Mensch auf den andern einwirkte und
Grundbesitz die einzige Quelle der Macht bildete.

„Bald indessen hatte die politische Macht des Klerus feste
Wurzeln geschlagen und begann sich auszudehnen; der Klerus er-
chloß seine Reihen allen Classen, dem Armen wie dem Reichen,
em Hörigen wie dem Herren; auf dem Wege der Kirche drang
Gleichheit in die Regierung, und das Wesen, das als ein Leib-
igener in ewiger Knechtschaft geseufzt hätte, nahm als Priester
einen Platz mitten unter den Edeln, nicht selten sogar über den
Häuptern der Könige.

„Die Beziehungen der Menschen wurden in dem Maße ver-
ickelter und zahlreicher, als die Gesellschaft allmälig an Festigkeit
nd Gesittung gewann. In Folge dessen machte sich das Bedürf-
niß einer bürgerlichen Gesetzgebung fühlbar und der Stand der
Rechtsbeamten erhob sich bald aus dem Dunkel seiner Tribunale
und staubigen Gerichtshöfe, um am Hofe neben den Feudalherren
in ihrem Hermelin und Panzerhemde zu erscheinen.

„Während die Könige sich selbst durch ihre großen Unterneh-
mungen zu Grunde richteten, und der Adel seine Hilfsquellen durch
Privatfehden erschöpfte, bereicherten sich die niederen Stände durch

den Handel. Der Einfluß des Geldes machte sich in Staa
angelegenheiten bemerkbar. Der geschäftliche Verkehr eröffnete ein
neuen Weg zur Macht und der Finanzmann erhob sich zu ei
Stellung politischer Bedeutung, in der er zugleich Gegenstand
Schmeichelei und der Verachtung war.

„Allmälig gewährte der Fortschritt der geistigen Bildung, d
wachsende Geschmack an Literatur und Künsten dem Talent A
sichten auf Erfolg; Kenntniß wurde ein Mittel der Regierun
Einsicht eine gesellschaftliche Macht und der Gelehrte erhielt ei
gewissen Einfluß auf Staatsangelegenheiten.

„Der Werth, den man auf die Vorrechte der Geburt leg
nahm genau in dem Verhältnisse ab, in welchem sich dem Emp
kommen neue Bahnen erschlossen. Im elften Jahrhundert war k
Preis hoch genug für den Adel; im dreizehnten konnte man ih
bereits kaufen und er wurde 1270 zum ersten Male verliehe
durch die Aristokratie selbst wurde auf diesem Wege der Gleichh
ein Weg zur Regierung gebahnt.

„Im Verlauf dieser siebenhundert Jahre kam es bisweilen
vor, daß die Edeln dem Volke ein gewisses Maß politischer Rec
gewährten, um dem Ansehen der Krone entgegen zu treten oder d
Macht ihrer Nebenbuhler zu mindern. Häufiger noch verlieh
die Könige den niederen Ständen gewisse politische Rechte, um a
diese Weise die Aristokratie herabzudrücken.

„Sobald Grund und Boden nicht mehr ausschließlich na
Lehnrecht besessen wurde, und persönliches Eigenthum seinerseits
zu Macht und Einfluß zu führen begann, bildete jeder Fortschri
in Handel und Industrie ein neues Element, das die Gleichhei
begünstigte. Mit jeder neuen Entdeckung, mit jedem neuen Be
dürfniß, das sich einstellte, mit jedem Begehren, das Befriedigun
heischte, kam man der allgemeinen Ausgleichung näher. De
Geschmack am Luxus, die Lust am Kriege, die Herrschaft der Mod
die oberflächlichsten sowie die tiefsten Leidenschaften des mensch
lichen Herzens wirkten zusammen, um den Armen reich und de
Reichen arm zu machen.

„Von der Zeit an, wo geistige Thätigkeit eine Quelle de
Macht und des Reichthums wurde, muß man nothwendig jede Er
weiterung der Wissenschaft, jede neue Wahrheit, jede neue Id
als den Keim eines Einflusses betrachten, der in dem Bereich de
Volkes lag. Poesie, Beredsamkeit, Gedächtniß, die Anmuth de
Witzes, die Gluth der Einbildungskraft, die Tiefe des Gedanken
und all die Gaben, welche die Vorsehung ohne Ansehen der Perso
verleiht, schlugen zum Vortheil der Demokratie aus und selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denn sie im Besitz ihrer Gegner waren, förderten sie noch immer ihre Sache, indem sie der natürlichen Größe des Menschen einen höheren Platz anwiesen; ihre Eroberungen hielten also mit denen der Civilisation und Kenntniß gleichen Schritt und die Literatur wurde ein Arsenal, in welchem der Aermste und Schwächste Waffen finden konnte, die er zu schwingen vermochte.

„Wenn wir die Geschichte unseres Landes durchblättern, so werden wir im Verlauf von siebenhundert Jahren kaum auf ein einziges großes Ereigniß stoßen, das sich nicht schließlich zum Vortheil der Gleichheit gewendet hätte.

„Die Kreuzzüge und die Kriege mit England decimirten den Adel und zerschlugen seinen Besitz; die Gründung städtischer Verfassungen führte ein Element demokratischer Freiheit in den Schoß der Feudalmonarchie ein; die Erfindung der Feuerwaffen stellte Knecht und Herrn auf dem Schlachtfelde gleich; die Buchdruckerkunst machte den Geistern aller Classen dieselben Hilfsquellen des Wissens zugänglich; mit der Einführung der Posten drangen dieselben Nachrichten in die Hütte des Armen wie in die Paläste der Reichen und der Protestantismus verkündete, daß alle Menschen gleich geschickt seien, den Weg zum Himmel zu finden.

„Wenn wir den Gang der Ereignisse in Frankreich von fünfzig zu fünfzig Jahren überschauen, indem wir mit dem elften Jahrhundert beginnen, so werden wir ausnahmslos wahrnehmen, daß sich während eines solchen Zeitabschnittes eine zweifache Revolution in dem Zustande der Gesellschaft vollzogen hat. Der Edelmann steht tiefer auf der gesellschaftlichen Stufenleiter und der roturier höher; der Erstere steigt hinab, während der Andere hinaufsteigt; jedes neue Halbjahrhundert bringt sie einander näher.

„Auch beschränkt sich diese Erscheinung durchaus nicht auf Frankreich allein; wohin wir auch unsere Augen wenden, überall in der ganzen Christenheit sehen wir dieselbe Revolution in ununterbrochenem Fluß.

„Ueberall sind die verschiedenen Wechselfälle des nationalen Lebens zum Vortheil der Demokratie ausgeschlagen und alle Menschen haben sie durch ihre Bestrebungen gefördert. Diejenigen, welche ihrer Sache geflissentlich und diejenigen, welche ihr unbewußt gedient haben, diejenigen, welche für sie gekämpft, und diejenigen, welche sich als ihre Gegner erklärt haben — alle sind sie in derselben Richtung fortgezogen worden, haben alle einem Zwecke gedient, manche ohne ihr Wissen und manche wider ihren Willen sind sie alle blinde Werkzeuge in der Hand Gottes gewesen.

„Die allmälige Entwicklung der Gleichheit der Verhältnisse

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ist also eine Fügung der Vorsehung und besitzt ganz die charakteristischen Eigenschaften einer göttlichen Anordnung; sie ist allgemein, sie ist dauernd, spottet aller menschlichen Einmischung, und Menschen wie Ereignisse müssen ohne Ausnahme dazu dienen, sie zu fördern.

„Wäre es weise zu glauben, daß ein socialer Drang, der aus einer so entlegenen Zeit datirt, durch die Bemühungen einer Generation gehemmt werden kann? Ist es glaublich, daß die Demokratie, welche das Feudalsystem vernichtet und Könige besiegt hat, den Bourgeois und den Capitalisten respectiren wird? Wird sie jetzt Halt machen, wo sie so stark ist und ihre Gegner so schwach sind?

„Gott braucht nicht selbst zu sprechen, um uns unzweifelhafte Zeichen seines Willens zu offenbaren. Wir können sie in dem gewöhnlichen Gang der Natur und in der unwandelbaren Tendenz der Ereignisse erkennen.

„Die christlichen Völker unserer Zeit scheinen mir ein Schauspiel zu bieten, das im höchsten Grade beunruhigend ist. Der Anstoß, der sie forttreibt, ist so stark, daß man die Bewegung nicht mehr hemmen kann, aber noch ist sie nicht so reißend, daß sie sich nicht leiten ließe. Das Schicksal der Völker liegt in ihren Händen; noch eine kurze Frist und es ist vielleicht nicht mehr der Fall." (Einleitung zum ersten Theil.)

Daß die Dinge in der neueren Geschichte wirklich einen solchen Verlauf genommen haben, kann Niemand bezweifeln, und es gilt dies ebenso von England wie von Frankreich. In alten Zeiten war jeder Besitzer von Grund und Boden auch Herr über dessen Bewohner, während die, welche das Land bauten, nicht einmal ihre körperlichen Kräfte ihr eigen nennen konnten. Langsam erst und in der Folge der Zeiten vollzog sich ihre persönliche Befreiung und ihre Arbeit wurde ihr Eigenthum, das sie zu dem Preise verkaufen durften, den sie dafür erhalten konnten. In den Augen des Gesetzes wurden sie den Reichen gleichgestellt, aber noch immer waren es die Reichen, welche die Gesetze machten und anwendeten, und die Gleichheit war anfangs nicht viel mehr als ein Name. Indessen die Armen konnten jetzt Eigenthum erwerben; es stand ihnen ein Weg offen, auf dem sie ihren Stand mit einem höheren vertauschen konnten; allmälig wurde es immer gewöhnlicher, daß sie sich sogar zu einer angesehenen Stellung empor arbeiteten und denjenigen, welche ein großes Vermögen erwarben, wurden auch die andern Vorrechte der Aristokratie der Reihe nach zugänglich, bis schließlich erbliche Auszeichnungen weniger eine Macht an sich, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vielmehr ein bloßes Symbol und eine Zierde großer Reichthümer geworden sind. Während sich auf diese Weise beständig Individuen aus der Masse erhoben, wuchs diese Masse beständig an Zahl und Stärke; die Städte erhielten eine Stimme bei öffentlichen Angelegenheiten; die Vielen in ihrer Gesammtheit konnten sich selbst in Bezug auf Eigenthum mehr und mehr mit den Wenigen messen und es wurde eine Macht aus der Nation im Gegensatz zu der kleinen Anzahl von Individuen, die einst selbst über die Krone verfügt und alle öffentlichen Angelegenheiten nach Gutdünken entschieden hatte; die Reformation war die Morgendämmerung einer Herrschaft der öffentlichen Meinung. Selbst in einer so frühen Zeit waren es nicht ausschließlich die höheren Classen, welche diese Meinung bildeten, und während die Oeffentlichkeit aller Staatsverhandlungen, das Petitionsrecht und die Freiheit der öffentlichen Erörterung, die Presse und in der neuesten Zeit vor allem die periodische Presse die öffentliche Meinung mehr und mehr zur herrschenden Macht erhoben, wirkten dieselben Ursachen dahin, ihr Wachsthum von der Initiative der höheren Stände mehr und mehr unabhängig zu machen. Selbst die directe Betheiligung des Volkes im Allgemeinen an der Regierung hatte bereits sehr an Umfang gewonnen, ehe noch die politischen Ereignisse der letzten Jahre hinzutraten, in denen die Demokratie durch ihre Eroberungen auf dem Gebiete der politischen Verfassung einen so augenscheinlichen Beweis von ihrem Fortschritt in der Gesellschaft lieferte. Und trotz der Bestürzung, welche die Besitzer der großen Vermögen ergriffen hat und sie im Allgemeinen zu weit entschiedeneren Gegnern jeder weitern Verstärkung des Volkselements in dem Hause der Gemeinen macht, als sie jemals während der gegenwärtigen Generation gewesen sind, so hat doch in diesem Augenblick die Sache einer noch umfassenderen Parlamentsreform eine stärkere Partei für sich, als nach der Ansicht mancher guten Beobachter vor zwölf Jahren die jetzt bereits erreichte Reform für sich hatte.

Indessen läßt sich die Frage noch durch eine sicherere Methode entscheiden, als die der historischen Rückblicke; wir brauchen blos die Kräfte ins Auge zu fassen, die gegenwärtig in der Gesellschaft thätig sind.

Einem oberflächlichen Beobachter der Lage unseres Landes kann es allerdings scheinen, daß bei uns nichts in weiterem Felde liegt, als eine solche Tendenz zur Gleichheit der Verhältnisse. Die Vermögensungleichheit ist anscheinend größer als in irgend einer früheren Periode unserer Geschichte. Beinahe der ganze Grund und Boden ist in der Form großer Gütercomplexe in den Händen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhältnißmäßig weniger Familien, und es ist nicht der große, sondern der kleine Grundbesitz, der im Verschwinden begriffen ist. Ein erblicher hoher Adel, mächtiger durch seinen ungeheuren Besitz als durch seinen gesellschaftlichen Vorrang, bildet verfassungsmäßig und thatsächlich eine der großen Staatsgewalten. In diesen Stand aufgenommen zu werden, ist das Ziel, dem jeder ehrgeizige Mann zustrebt, dessen Erreichung jeder als den Erfolg betrachtet, der die Thätigkeit eines Lebens mit dem höchsten Ruhmeskranze schmückt. Die Leidenschaft für Gleichheit, von der Herr de Tocqueville beinahe in Ausdrücken spricht, als wäre sie der große moralische Hebel der modernen Zeiten, kennt man in unserem Lande kaum dem Namen nach; im Gegentheil, alle Stände scheinen eine Leidenschaft für die Ungleichheit zu haben. Jeder Einzelne richtet seine Hoffnungen darauf, selbst in der Welt emporzusteigen, nicht darauf, den andern zu sich herabzuziehen. Der größte Feind der politischen Haltung des Hauses der Lords fügt sich in die Ueberlegenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung, als wäre sie ein Naturgesetz und glaubt oft für jeden Aufwand von Zeit und Mühe reichlich entschädigt zu sein, wenn ihm einer aus ihrer Zahl durch ein Kopfnicken zeigt, daß er ihn erkennt.

Wir haben all das so stark ausgedrückt, als es ein Gegner der Ansichten unseres Autors irgend thun könnte und haben manches als Thatsache hingestellt, was, nach deutlichen Zeichen zu schließen, nicht immer eine Thatsache sein wird, wenn es auch bisher eine solche gewesen ist. Wenn wir auch nur zwanzig Jahre zurückgehen, werden wir finden, daß der Respect des Volkes vor den höhern Classen bei weitem nicht mehr das ist, was er ehemals war und obwohl alle, welche im Aufsteigen begriffen sind, die Fortdauer von Vortheilen wünschen, die sie selbst einst zu theilen hoffen, so treten doch unter denen, die nicht zu steigen erwarten, immer stärkere Anzeichen zu Tage, daß ein nivellirender Geist erwacht ist und politische Mißstimmungen, gleichviel woher sie entspringen, zeigen eine wachsende Tendenz, sich in diese Form zu kleiden. Indessen brauchen wir bei alledem um so weniger zu verweilen, da es uns vollkommen genügt, wenn wir in Bezug auf die Tendenz zur Gleichheit in England weit weniger nachweisen, als das, wofür Herr de Tocqueville eintritt. Wir behaupten nicht, daß die Zeit naht, wo es keinen Unterschied der Stände mehr geben wird, aber wir behaupten allerdings, daß die Macht der höheren Classen in der Regierung wie in der Gesellschaft im Abnehmen, die der mittleren und selbst der unteren Classen in stetem Steigen begriffen ist und wahrscheinlich bleiben wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die wesentlichen Grundlagen politischer Bedeutung sind Eigenthum, Einsicht und die Fähigkeit des vereinten Wirkens. Sind es nun etwa die höchsten Classen und nicht vielmehr die andern Abtheilungen der Gesellschaften, die in all diesen Elementen in der letzten Zeit die raschesten Fortschritte gemacht haben und zu machen fortfahren?

Selbst in Bezug auf das Element des Eigenthums kann man bei der Beantwortung dieser Frage kaum einen Augenblick zögern. Die Classe derer, welche ihr Vermögen ererbt haben, ist so weit davon entfernt, ihre Glücksgüter zu mehren, daß es schon viel gesagt ist, wenn man zugibt, daß sie dieselben erhält. Eine Aristokratie des Landbesitzes macht immer den Aufwand, den ihre Mittel zulassen und in der Regel einen noch größern. Unsere eigenen Aristokraten bilden keine Ausnahmen von dieser Regel, und da die Verfügung über die Steuern ihnen mehr und mehr entzogen wird, und der Zudrang zu den angesehenern Berufsarten täglich steigt, so werden sie mehr und mehr genöthigt, die Last für die Versorgung ihrer zahlreichen Kinder selbst zu tragen, was für sie keine leichte Aufgabe ist, wenn sie dem Erben die Mittel hinterlassen wollen, den alten Glanz der Familie aufrecht zu halten, ohne daß er sich deshalb in Verlegenheiten zu stürzen braucht. Es ist allgemein bekannt, wie sehr die Schwierigkeit der Versorgung jüngerer Söhne sich heutzutage selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft fühlbar macht und wie sehr man, um die Zukunft der Töchter sicher zu stellen, Verbindungen eifrig sucht, die noch vor einer Generation durchaus unstatthaft erschienen wären. Die Zuflüsse zu der Geldmacht der höhern Classen bestehen aus den Reichthümern der homines novi, die jenen Classen aus dem Stande der Kaufleute, der Industriellen und gelegentlich aus dem der gelehrten Berufsarten beigesellt werden. Allein manche von diesen sind blos Nachfolger der verarmten Eigenthümer der Güter, die sie gekauft haben und das Vermögen mancher andern muß auf dem Wege von Heirathsverbindungen dazu dienen, die Schulden älterer Familien abzuzahlen. Trotz alledem ist die Zahl der reichen Personen ohne Zweifel in steter Zunahme begriffen, aber was bedeutet das gegenüber der Anhäufung von Capital und dem wachsenden Einkommen unter der Mittelclasse? Diese Classe ist es, aus der sich die Aristokratie des Reichthums recrutirt und auf jeden Einzelnen, der ein großes Vermögen erwirbt, kommen immer fünfzig, die gerade ein mäßiges Auskommen erlangen und deren Kinder darauf angewiesen bleiben, sich eben so wie sie selber der Arbeit zuzuwenden.

Noch weniger kann man sagen, daß die höhern Classen in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bezug auf Intelligenz noch ebenso das Uebergewicht behaupten wie ehedem. Sie haben denselben Antheil wie die übrige Welt an der Verbreitung der Kenntniß. Wie alle andern Classen sind sie in den Tugenden, die das Leben zieren, vorgeschritten. In Bezug auf Gesittung und Geschmacksverfeinerung bilden sie im Allgemeinen einen auffallenden Gegensatz zu den rohen Gewohnheiten, die denselben Classen noch vor wenigen Generationen eigen zu sein pflegten. Indessen wäre es schwer, eine neue Idee in der Speculation, eine Entdeckung oder Erfindung auf dem Gebiete der praktischen Künste, eine nützliche Einrichtung oder ein Buch von dauerndem Werth anzuführen, die Großbritannien in den letzten hundert Jahren seiner erblichen, betitelten und unbetitelten Aristokratie zu danken gehabt hätte*), oder große öffentliche Unternehmungen, oder wichtige nationale Bewegungen in Religion oder Politik namhaft zu machen, die von diesen Classen ausgegangen wären, oder bei denen sie auch nur die Hauptrolle gespielt hätten. Was aber die thätige Energie, die Fähigkeit ausdauernder Arbeit und jene Rührigkeit anbelangt, welche die Menschen befähigt, eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, so werden wohl nur wenige behaupten wollen, daß unsere Aristokratie in dieser Beziehung nicht zurückgegangen ist. Auf der andern Seite ist es nachgerade ein Gemeinplatz geworden, daß Bildung und Kenntniß sich in einem Grade, den man früher für unmöglich gehalten hätte, in den untern und sogar in den untersten Schichten der Gesellschaft verbreiten. Und doch hat diese Erscheinung noch keineswegs ihren Höhepunct erreicht, sondern ist eben erst im Aufdämmern begriffen und läßt bis jetzt erst ahnen, was sie in der Zukunft leisten wird. Es ist leicht, die Art von Einsicht zu verspotten, die sich auf diese Weise verbreitet; sie bleibt trotzdem Einsicht. Nicht blos die höchste Art der Kenntniß ist es, die Macht verleiht; jede Kenntniß, welche die Gewohnheit gibt, Meinungen zu bilden und die Fähigkeit, sie auszudrücken, bildet eine politische Macht, und wenn die Gewohnheit und die Fähigkeit vereint zu handeln hinzutritt, sogar eine furchtbare politische Macht.

In dieser letztern Beziehung aber, in der Kunst des Zusammenwirkens, hat die Demokratie wahrhaft riesige Fortschritte gemacht. Was Verbindung zu leisten vermag, hat uns ein jetzt schon viele Jahre andauernder Versuch unter einem Volke bewiesen, das

*) Die hauptsächlichsten Ausnahmen seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover bilden der Chemiker Cavendish im vorigen, und der Earl von Rosse in unserm Jahrhundert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dank der englischen Mißregierung in der Civilisation weiter zurück ist, als irgend eine andere Nation diesseits der Weichsel und der Pyrenäen. Selbst auf dieser Seite des irischen Canals haben wir Proben von dem gesehen, was politische Vereine, Sklavenemancipations-Gesellschaften und dergleichen zu leisten vermögen, um ganz von der weniger vorgeschrittenen, aber bereits mächtigen Organisation der arbeitenden Classen zu schweigen, die in ihrer Entwicklung nur durch die einstweiligen Mißerfolge aufgehalten worden ist, welche sie der augenscheinlichen Undurchführbarkeit ihrer gegenwärtigen Ziele zuzuschreiben hat. Und doch sind diese verschiedenen Vereine nicht der eigentliche Mechanismus demokratischer Verbindung, sondern nur Gelegenheitswaffen, die sich der demokratische Geist nach Maßgabe des augenblicklichen Bedürfnisses schmiedet. Die wahren politischen Vereine Englands sind die Zeitungen. Die Zeitungen sind es, durch die jeder Einzelne erfährt, was alle Andern denken und in welcher Weise sie zu handeln bereit sind, und man kann in Wahrheit sagen, daß sie es sind, durch die das Volk seine eigenen Wünsche kennen lernt und sie ausspricht. Zeitungen und Eisenbahnen wirken zusammen zur Lösung des Problems, der englischen Demokratie gleich der athenischen die gleichzeitige Abstimmung in einer Versammlung möglich zu machen, und dieselben Kräfte verwischen von Tage zu Tag mehr jene localen Unterschiede, welche bis dahin noch eine Scheidewand zwischen verschiedenen Theilen der Bevölkerung zogen; indem sie uns auf diese Weise zu einem homogenern Volke machen, als wir jemals früher waren, fördern sie das, was die Grundbedingung zur Bildung einer mächtigen öffentlichen Meinung ist. Wenn Amerika dazu bestimmt war, den Beweis zu liefern, daß in einem großen Lande eine volksmäßige Regierung bestehen kann, so scheint es England vorbehalten, zu beweisen, daß ein gewisses Stadium der Civilisation eine solche Regierung herbeiführen muß, denn sobald die numerisch stärkeren in Bezug auf die Mittel zum vereinten Wirken und die Schnelligkeit der Bewegung sich derselben Vortheile erfreuen wie die Minderzahl, so sind sie die Herren, und ohne ihre Erlaubniß ist jede Regierung unmöglich.

Ohne Zweifel kann man dagegen einwenden, daß an die Stelle der Aristokratie, wenn diese nicht länger einen überwiegenden Einfluß zu behaupten vermag, nicht die Herrschaft der numerischen Majorität zu treten braucht; daß die Mittelclasse in unserm Lande ebenso wenig zu besorgen hat, von der Demokratie der Massen überholt, wie von der Aristokratie niedergehalten zu werden; daß es dieser Classe mit der Unterstützung der Reichen, die ihr nicht ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gehen könne, keine Schwierigkeit machen werde, durch ihr Vermögen, ihre Einsicht und ihre Fähigkeit des Zusammenwirkens jeder denkbaren Zunahme dieser Elemente der Bedeutung in den untern Classen die Wage zu halten und die Masse der bloßen Handarbeiter von jedem Antheil an politischen Rechten auszuschließen, den man nicht mit dem entschiedenen Uebergewicht der vermögenden Classen durchaus vereinbar finden würde.

Wir neigen dazu hin, dieser Ansicht theilweise beizupflichten. Allgemeines Stimmrecht wird schwerlich dort existiren und sich behaupten können, wo die Majorität aus Proletariern besteht, und wir wollen nicht in Abrede stellen, daß eine Arbeiterclasse, die in so elenden Verhältnissen lebt, wie ein großer Theil unserer Landbevölkerung, der so viel von ihrem reichlicheren Verdienst in Branntwein verthut oder sonst verschwendet, wie es bei einem so großen Theile der besser bezahlten Arbeiter in den Städten der Fall ist, politisch in Unterwerfung gehalten werden kann und daß die Mittelclasse die dauernde Herrschaft einer solchen Masse nicht zu besorgen hat, wenn sie auch keineswegs gegen Pöbelexcesse oder gelegentliche Aufstände nach Art des Wat Tyler'schen gesichert ist. Indessen wird die Thatsache einer Tendenz zur Demokratie durch ein solches Zugeständniß praktisch gar nicht berührt. Es gibt eine Demokratie, die nicht so weit geht, selbst den Almosenempfängern das Stimmrecht zuzugestehen; die Arbeiterbevölkerung selbst begreift eben so wohl eine mittlere als eine niedrigste Classe in sich. Ohne uns hier auf die vexata quaestio einzulassen, ob die Lage der niedrigsten Classe in der Besserung begriffen ist, oder nicht, können wir doch so viel als erwiesen betrachten, daß eine immer größere Zahl von Arbeitern sich über diese Classe erhebt, einen bessern Lohn erreicht und bessere Gewohnheiten annimmt; sehr viele derselben sind bereits auf dem Wege, in ihren Verhältnissen und ihrer Lebensweise das zu werden, was die amerikanischen Arbeiter sind. Und wenn unsere gerühmten Fortschritte irgend einen Werth besitzen, so muß in der Gesellschaft wie in der Regierung eine steigende Tendenz vorhanden sein, diese Lage der Arbeiter immer allgemeiner zu machen. Die Nation müßte wahrlich sehr spärlich mit Weisheit und Tugend ausgestattet sein, wenn sie nichts dazu thun könnte, die physische Lage ihrer Angehörigen zu bessern, um von der moralischen ganz zu schweigen. Wenigstens ist so viel gewonnen, daß jetzt endlich wohlmeinende Personen aus allen Parteien dies für das Ziel ihrer Bestrebungen erklären. In dem Maße aber, als man sich diesem Ziele nähert, als die arbeitende Classe das wird, was sie, wie alle Welt wünscht oder zu wünschen vorgibt, werden soll — gut be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zahlt, gut unterrichtet und gut gesittet, in demselben Maß werden auch die Meinungen dieser Classe einen ihrer numerischen Stärke entsprechenden Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu äußern beginnen. Jeder Theil des Standes, dem es gelingt, sich auf diese Weise empor zu arbeiten, wird auch ein Bestandtheil des regierenden Körpers, und wenn das Stimmrecht nothwendig ist, um ihn dazu zu machen, so wird er sicherlich nicht lange ohne das Stimmrecht bleiben.

Einstweilen genügt es uns, wenn man zugibt, daß die Regierung Englands in einem fortschreitenden Uebergange von der Regierung Weniger zu der Regierung, wenn auch nicht der Vielen, so doch Vieler begriffen ist, im Uebergang von einer Aristokratie mit volksthümlicher Beimischung zu der Herrschaft der Mittelclasse. Bei der Beschaffenheit der modernen Gesellschaft ist die Regierung einer zahlreichen Mittelclasse für die meisten Zwecke eine Demokratie. Ja, sie ist nicht nur eine Demokratie, sondern die einzige Demokratie, von der es ein Beispiel gibt; was man in Amerika allgemeines Stimmrecht nennt, ist nur eine Folge der Thatsache, daß in Amerika alles der Mittelclasse angehört, da das ganze Volk in Bezug auf Bildung und Vermögensverhältnisse sich in einer Lage befindet, die der unserer Mittelclasse entspricht. Zu den Folgerungen, welche wir aus dieser Thatsache ziehen können, werden wir kommen, sobald wir Herrn de Tocqueville's Ansichten über die moralischen, socialen und intellectuellen Einflüsse der Demokratie einer Prüfung unterziehen. Indessen müssen wir vorher seine Ansichten über den rein politischen Theil der Frage kurz darlegen, und wollen jetzt zu diesem Theil unserer Aufgabe übergehen, den wir so gedrängt behandeln werden, als es die Zahl und Bedeutung der Ideen gestattet, die unter den Gründen seiner allgemeinen Folgerungen eine wesentliche Rolle spielen und deshalb auch bei einem ganz summarischen Ueberblick nicht übergangen werden dürfen.

Wir haben bereits angedeutet, daß Herr de Tocqueville einen demokratischen Zustand der Gesellschaft ohne eine demokratische Regierung für möglich hält, einen Zustand, in dem das ganze Volk gleich und einem gemeinsamen Herrscher unterworfen ist, der die Werkzeuge seiner Regierung aus allen Staatsangehörigen ohne Unterschied auswählt. In diesem Sinne ist, wie er selbst bemerkt, die Regierung des Pascha's von Aegypten eine Art Demokratie und nach seiner Ansicht sind alle Nationen, bei denen die Ausgleichung der Verhältnisse größere Fortschritte gemacht hat als der Geist der Freiheit, der Gefahr ausgesetzt, sich diesem Typus

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu nähern, abgesehen von den Modificationen, die sich aus der Unterschieden des Culturgrades und der Gesittung ergeben. Gerade in dieser Lage befindet sich nach seiner Meinung Frankreich. Die Beherrscher dieses Landes sind von jeher die größten Gleichmacher gewesen; Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV. arbeiteten alle gleichmäßig darauf hin, die Macht des Adels zu brechen und alle hervorragenden Stände und Körperschaften auf dasselbe Niveau herabzudrücken. Nach ihnen kam die Revolution, welche die Abschaffung aller erblichen Vorrechte, die Emigration, die Vertreibung der meisten großen Grundherren aus ihrem Besitz und die fortgesetzte Theilung der großen Vermögen durch das revolutionäre Erbrecht in ihrem Gefolge hatte. Während die Ausgleichung der Verhältnisse auf diese Weise rasch ihre äußersten Grenzen erreichte, fand in dem Volke im Allgemeinen keine entsprechende Entwicklung des Gemeingeistes statt. Die Revolution schuf keine Institutionen, welche ein Interesse an dem Detail der öffentlichen Angelegenheiten hätten großziehen können; sie beseitigte selbst diejenigen, welche der Despotismus verschont hatte, und wenn sie einem Theil der Bevölkerung eine Stimme in der Regierung verlieh, so gestattete sie ihm doch die Uebung seines Rechtes nur bei der wichtigsten, aber seltensten Gelegenheit, bei der Wahl des großen Rathes der Nation. Ein politischer Act, der sich nur einmal im Laufe mehrerer Jahre vollzieht, und für den der Bürger durch die Gewohnheiten seines täglichen Lebens in keiner Weise vorbereitet wird, läßt dessen Einsicht und Moral ziemlich auf dem Puncte, wo er sie vorfindet, und da die Staatsangehörigen in keiner Weise ermuthigt wurden, in ihrer Gesammtheit den Theil des Geschäftes der Gesellschaft zu übernehmen, welchen vordem die bevorzugten Classen besorgt hatten, so konnte die Centralregierung ohne Mühe nicht nur die ganze Localverwaltung, sondern auch vieles von dem an sich ziehen, was in einem Lande, wie das unsrige, durch Privatvereine geleistet wird. Ob die Regierung revolutionär oder contrerevolutionär war, machte in dieser Beziehung keinen Unterschied; unter dem einen wie unter dem andern System sollte alles für, aber nichts durch das Volk geschehen. In Folge dessen ist in Frankreich die discretionäre Gewalt der Behörden in Detailfragen fast schrankenlos; und als man in der neuesten Zeit einige Versuche machte, einen Theil der Bürger zur Mitwirkung bei der Verwaltung localer Angelegenheiten heranzuziehen, fanden sich außerhalb der großen Städte selbst in den begüterten Classen verhältnißmäßig nur wenige Personen, die bereit waren, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen und ohne Rücksicht auf persönlichen Gewinn ein genügendes Interesse an dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

allgemeinen Besten nahmen, um nicht jeden Augenblick für verloren zu halten, den sie zum Zweck seiner Förderung ihren Geschäften oder Vergnügungen entziehen mußten. Trotz all der leidenschaftlichen und stürmischen Parteikämpfe in Frankreich gibt es doch kaum eine Nation, die sich so willig zum passiven Werkzeug desjenigen hergibt, der gerade an der Spitze steht. Hr. de Tocqueville setzt kein Vertrauen in die Tugenden, selbst nicht in die Dauer einer oberflächlichen Liebe zur Freiheit, die sich einer factischen Gewöhnung an Knechtschaft gegenüber sieht, und die Lösung der Frage, ob die Franzosen frei sein werden, hängt nach seiner Meinung ganz davon ab, ob es möglich ist, den Geist und die Gewohnheiten localer Selbstregierung hervorzurufen.

Herr de Tocqueville betrachtet als die hauptsächlichste Quelle und vornehmste Bürgschaft amerikanischer Freiheit nicht sowohl die Wahl des Präsidenten und des Congresses durch Volksabstimmung als vielmehr den Umstand, daß das Volk selbst beinahe das ganze Geschäft der Gesellschaft besorgt. Nach seiner Ueberzeugung ist es dieser Umstand, der die Gewohnheit lebendig erhält, das öffentliche Interesse nicht nur im Allgemeinen und bei vereinzelten wichtigen Gelegenheiten, sondern auch da wahrzunehmen, wo es sich um trockene und lästige Detailfragen handelt. Diese Thätigkeit ist es überdies, die das Volk aufklärt und es durch die Erfahrung darüber belehrt, wie öffentliche Angelegenheiten geleitet sein wollen. Eine möglichst ausgedehnte Vertheilung des öffentlichen Geschäftes unter dem ganzen Volke ist nach seiner Meinung das einzige Mittel, um das Volk zur Ausübung eines Einflusses auf die gesetzgebende Gewalt geschickt zu machen, und gleichzeitig in der Regel auch das einzige Mittel, welches das Verlangen danach in ihm zu wecken vermag.

Soweit es sich um nähere Angaben über diese Erziehung des amerikanischen Volkes vermittelst seiner politischen Einrichtungen handelt, müssen wir auf das Werk selbst verweisen, welches sich neben andern größeren Verdiensten auch dadurch empfiehlt, daß es selbst als bloße Darstellung und als Commentar der amerikanischen Institutionen alle früheren Arbeiten übertrifft. Das allgemeine Princip, für welches Hr. de Tocqueville das Gewicht seiner Autorität in die Wagschale legt, verdient mehr Beachtung, als es bisher unter den erklärten Vorfechtern der Sache einer nationalen Erziehung gefunden hat. Es ist schon oft gesagt worden und kann kaum zu oft wiederholt werden, daß Bücher und Reden allein keine Erziehung ausmachen, daß das Leben eine Aufgabe und nicht ein Lehrsatz ist und daß man nur durch Handeln zu handeln lernt. Ein Kind lernt nur durch eine Reihe von Versuchen seinen Namen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schreiben und ein Mann sollte den Gebrauch seines Geistes und die Regelung seiner Handlungsweise durch bloße Vorschriften erlernen? Was man in Schulen lernen kann, ist wichtig, aber es reicht allein nicht aus. Der Hauptzweig der Erziehung menschlicher Wesen ist ihre gewöhnliche Beschäftigung, die entweder in den Arbeiten ihres individuellen Berufs oder in einer Verrichtung von allgemeinem Interesse besteht, bei der sie mitzuwirken haben. Die private, auf Gelderwerb gerichtete Beschäftigung ist bei den meisten Personen mehr oder weniger eine mechanische, handwerksmäßige Arbeit; sie läßt nur einige wenige von den Fähigkeiten des Menschen zur Geltung kommen, und ihre ausschließliche Verfolgung wirkt immer darauf hin, seine Aufmerksamkeit und sein Interesse ausschließlich auf seine eigene Person und auf seine Familie als einen Anhang des eigenen Selbst zu concentriren, ihn gleichgültig gegen das Publicum, gegen großartige Ziele und edle Interessen zu machen, ihn zu einer übermäßigen Rücksicht auf persönliches Behagen, zur Selbstsucht und zur Feigheit zu verleiten. Diese Tendenzen muß man durch andere von entgegengesetzter Art aufzuwiegen suchen; man gebe ihm etwas für das Publicum zu thun, man lasse ihn Gemeinderath, Geschworner oder Wähler werden, und seine Gedanken und Gefühle werden bis zu einem gewissen Grade jenem engen Kreise entrückt. Er wird mit mannigfachern Arten der Thätigkeit und umfassendern Erwägungen vertraut. Er lernt fühlen, daß es neben den Interessen, die ihn von seinen Mitbürgern trennen, auch noch andere gibt, die ihn mit ihnen verbinden, daß das allgemeine Beste nicht nur auch ihm zu Statten kommt, sondern auch zum Theil von seiner Bemühung abhängt. Wie sich auch immer die Dinge unter andern gesellschaftlichen Verhältnissen gestaltet haben mögen, so wird doch nach unserer Ueberzeugung der Geist eines handeltreibenden Volkes in der Hauptsache überall dort niedrig und knechtisch sein, wo der Gemeingeist nicht durch eine ausgedehnte Betheiligung des Volkes an dem Detail des Regierungsgeschäftes Pflege und Aufmunterung findet, und der fromme Wunsch einer allgemeinen Verbreitung von Einsicht und Aufklärung unter den mittleren und niedern Classen kann nur durch die allgemeine Verbreitung einer Theilnahme an öffentlichen Verrichtungen und einer Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten verwirklicht werden.

Dadurch wird keineswegs ausgeschlossen, daß man die Wohlthaten der sogenannten Centralisation — und diese Wohlthaten sind groß — in erheblichem Maße erreicht. Dem Princip der localen Selbstregierung ist großes und unverdientes Unrecht damit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geschehen, daß man es mit der Agitation gegen das neue Armengesetz in Verbindung brachte. Die regste Thätigkeit, welche eine Centralbehörde entfalten kann, um belehrende Thatsachen zu sammeln und mitzutheilen, den Localbehörden Rathschläge zu ertheilen und selbst allgemeine Regeln aufzustellen, an die sie sich zu halten haben, kann der Verwerthung localer Freiheiten als Hilfsmittel für die Erziehung des Volkes nie hinderlich, sondern nur förderlich sein. Das Bestehen einer solchen Centralbehörde macht es möglich, der Bevölkerung selbst oder den localen Körperschaften, die sie vertreten, viele Dinge zu überlassen, die von zu großer nationaler Bedeutung sind, als daß man sie ihnen ganz unbedingt überweisen könnte und eine solche Einrichtung vervollständigt die Wirksamkeit der localen Selbstregierung als Mittel der Belehrung, indem sie das Volk daran gewöhnt, nicht nur über besondere Thatsachen zu urtheilen, sondern auch Principien zu begreifen, anzuwenden und in ihrem praktischen Werthe zu würdigen. Die Art der Verwaltung, welche die letzte Parlamentsacte für die englischen Armengesetze vorschreibt, scheint uns ihrem allgemeinen Geist nach beinahe theoretisch vollkommen, und die Ausdehnung einer ähnlichen Mischung von centraler und localer Geschäftsführung auf manche andere Zweige der Verwaltung würde die besten Früchte einer lebhaften Betheiligung des Volkes an den Geschäften mit den Vortheilen einer Oberaufsicht durch specielle Fachbildung und vieljähriger Erfahrung vereinigen, und wie wir glauben, in Hrn. de Tocqueville's Liste von Correctiven gegen die Uebelstände der Demokratie einen ausgezeichneten Platz beanspruchen können.

Bei seiner Beurtheilung der Wirkungen einer demokratischen Regierung im Gegensatz zu einem demokratischen Zustande der Gesellschaft, geht Hr. de Tocqueville von Verhältnissen aus, wie sie in Amerika bestehen, und setzt eine volksthümliche Staatsregierung in Verbindung mit volksthümlichen localen Einrichtungen voraus. Eine solche Regierung scheint ihm große Vorzüge zu besitzen, gegen die indessen nach seiner Ansicht manche nicht unerhebliche Uebelstände schwer ins Gewicht fallen.

Unter den Vorzügen nimmt eine der ersten Stellen derjenige ein, von dem wir soeben gesprochen haben, die allgemeine Verbreitung von Einsicht, die merkwürdige Anregung, welche demokratische Institutionen den thätigen Fähigkeiten desjenigen Theiles des Gemeinwesens geben, der unter andern Verhältnissen der unwissendste, stumpfste und apathischste zu sein pflegt. Diese charakteristische Erscheinung fällt jedem Reisenden in Amerika auf den ersten Blick

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in hohem Grade auf. Rührigkeit, Unternehmungslust und ein achtbares Maß von Kenntniß sind Eigenschaften, die man nicht etwa nur bei einer geringern oder größern Zahl von amerikanischen Bürgern, sondern bei allen ohne Ausnahme findet. Es gibt dort keine Menschenclasse, die sich von Gewohnheit und Routine in Fesseln schlagen läßt. Jeder Amerikaner wird bei seinen industriellen Arbeiten oder bei der Bewirthschaftung seines Gutes die neuesten und besten Methoden anwenden, welche der besondere Fall gerade zuläßt. Der ärmste Amerikaner versteht die Einrichtungen seines Vaterlandes bis in ihre schwierigsten Theile und vermag sie zu erklären, kann die innern und auswärtigen Interessen seines Volkes erörtern. Vieles davon kommt gewiß mit Recht auf Rechnung des allgemein verbreiteten Wohlstandes, und der Bildung sowie der Gewohnheiten, welche die ersten Ansiedler mit sich gebracht hatten, aber wir müssen dem Verfasser vollkommen beipflichten, wenn er den Grund dafür zum Theil auch in der beständigen geistigen Uebung sucht, die jeder Mann aus dem Volke dadurch erhält, daß alle öffentlichen Fragen seiner Beurtheilung unterzogen werden.

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Volk die öffentlichen Angelegenheiten mitunter schlecht verwaltet, aber es ist unmöglich, daß das Volk einen Antheil an öffentlichen Geschäften nimmt, ohne seinen engen Ideenkreis zu erweitern und die gewöhnliche Routine seiner geistigen Beschäftigungen bei Seite zu lassen. Die unscheinbarsten Individuen, die berufen werden, bei der Regierung der Gesellschaft mitzuwirken, erlangen einen gewissen Grad von Selbstachtung, und da sie Macht besitzen, so werden Geister, die aufgeklärter sind als sie selbst, ihnen ihre Dienste antragen. Sie werden von einer Menge von Bewerbern umdrängt, die ihre Unterstützung zu erhalten wünschen, und die sie auf tausend verschiedenen Wegen zu berücken suchen, aber sie während dieses Vorganges zugleich unterrichten. Ein solcher Mann nimmt jetzt Theil an politischen Unternehmungen, die nicht in seinem eigenen Kopfe entsprungen sind, aber ihm doch einen allgemeinen Geschmack für solche Unternehmungen geben. Er wird täglich auf neue Verbesserungen in dem Eigenthum geführt, das er gemeinschaftlich mit andern besitzt und dadurch wird in ihm das Streben geweckt, auch das Eigenthum zu verbessern, das sich in seinem Privatbesitz befindet. Er ist vielleicht weder glücklicher noch besser als die, welche vor ihm lebten, aber er ist unterrichteter und thätiger. Ich zweifle nicht im Mindesten daran, daß die demokratischen Institutionen der Vereinigten Staaten in Verbindung mit der physischen Beschaffenheit des Landes die Ursache (nicht die directe, wie man oft

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ehauptet, sondern die indirecte Ursache) der wunderbaren Handels-
ätigkeit der Einwohner sind. Sie wird nicht durch Gesetze er-
eugt, aber sie stammt aus Gewohnheiten, die das Volk durch die
heilnahme an der Gesetzgebung erlangt.

„Wenn die Gegner der Demokratie behaupten, daß ein ein-
elner Mensch die Verrichtungen, die er übernimmt, besser besorgt
ls die allgemeine Volksherrschaft, so scheinen sie mir vollkommen
echt zu haben. Die Regierung eines Individuums hat unter der
oraussetzung gleicher Kenntniß auf beiden Seiten mehr Consequenz
nd Ausdauer als die einer Menge, mehr Combination in ihren
länen, eine größere Vollendung in den Details und ist besser be-
ähigt, die Charaktere der Menschen, die sie verwendet, mit Ein-
icht zu beurtheilen. Wer das in Abrede stellen will, hat entweder
ie eine demokratische Regierung gesehen, oder sich seine Ansicht
ach vereinzelten Fällen gebildet. Man muß zugeben, daß demo-
ratische Institutionen selbst dann, wenn die localen Verhältnisse
nd der Charakter des Volkes ihrem Bestehen günstig sind, niemals
u einem methodischen und regelmäßigen Regierungssystem führen.
Die demokratische Freiheit ist weit davon entfernt, all die Unter-
ehmungen, an die sie sich macht, mit der Geschicklichkeit eines
insichtsvollen Despotismus durchzuführen. Sie läßt sie häufig
allen, ehe sie noch ihre Früchte getragen haben, oder sie wagt
Dinge, die sich in ihren Folgen gefährlich erweisen können, aber
chließlich erreicht sie doch immer größere Resultate, als irgend
ine absolute Regierung. Sie thut weniger Dinge gut, aber sie
hut eine größere Zahl von Dingen. Nicht das, was von einer
emokratischen Regierung, sondern das, was unter einer demo-
ratischen Regierung von Privatkräften geleistet wird, ist wahrhaft
roß. Die Demokratie gibt dem Volke nicht die geschickteste Re-
ierung, aber sie bewirkt, was die geschicktesten Regierungen häufig
icht zu bewirken vermögen; sie weckt einen alles durchdringenden,
astlosen Geist der Thätigkeit, eine überquellende Kraft, eine
Energie, die man sonst nie sieht, und die unter günstigen Um-
tänden das Erstaunlichste leisten kann. Das sind die wahren Vortheile
er Demokratie.“ (II. Band, 6. Capitel.)

Der andere große politische Vorzug, den unser Autor der Demokratie beilegt, bedarf weniger der Erläuterung, weil er an sich einleuchtender und bereits öfter behandelt worden ist; er liegt darin, daß die Gesetzgebung und die Verwaltung immer nach der Richtung hinstrebt, die im Interesse der größten Zahl liegt. Obwohl Hr. de Tocqueville weit davon entfernt ist, diese Eigenschaft der Demokratie als das politische Universalmittel zu betrachten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für das man sie so oft ausgegeben hat, so gibt er doch seiner Ueberzeugung von ihrer Bedeutung einen zwar gemäßigten, aber entschiedenen Ausdruck. Amerika bietet uns nicht das Schauspiel, was wir selbst in den besten gemischten Verfassungen finden, nämlich Classeninteressen kleiner Minoritäten, welche das Gesetzgebungsrecht im Widerspruch mit dem allgemeinen Interesse und der allgemeinen Meinung der Bevölkerung üben; noch weniger finden wir dort eine Erscheinung, die die meisten Repräsentativ-Regierungen charakterisirte und nur sehr allmälig aufhört, auch die unsere zu charakterisiren, nämlich einen beständigen Bund von Classeninteressen, ein stillschweigendes Einverständniß zwischen den verschiedenen Gruppen, die aus Mißbräuchen Vortheil ziehen, sich mit gemeinsamen Kräften jeder Reform zu widersetzen. In Amerika kann nichts Bestand haben, was sich nicht wenigstens scheinbar durch Beweisgründe empfiehlt, die sich auf das allgemeine Interesse stützen. Mag man dies Interesse auch noch so oft mißverstehen, so hält doch die Gesetzgebung inmitten aller Mißverständnisse im Allgemeinen immer die Richtung ein, die darauf hinführt, und wenn ein Gemeinwesen in der Lage ist, „die vorübergehende Wirkung schlechter Gesetze zu ertragen und ohne gänzlichen Ruin das Ergebniß der allgemeinen Tendenz der Gesetze abzuwarten," so wird dies Land, nach der Ueberzeugung des Hrn. de Tocqueville, unter einer demokratischen Regierung besser gedeihen, als unter jeder andern. In aristokratischen Regierungen dagegen gilt das Interesse oder im besten Falle die Ehre und der Ruhm der herrschenden Classe für das allgemeine Interesse, und alles, was für die Individuen, welche die untergeordneten Classen bilden, den höchsten Werth besitzt, ist der Gefahr ausgesetzt, diesem öffentlichen Interesse mit der ganzen Strenge eines antiken Patriotismus geopfert zu werden.

„Die Männer, welche in Amerika mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betraut werden, stehen oft in Bezug auf Talent und Moral hinter denen zurück, welche aristokratische Institutionen zur Macht erheben würden. Ihr Interesse aber stimmt mit dem der Majorität ihrer Mitbürger überein und fällt mit ihm zusammen. Sie mögen oft pflichtvergessen sein und oft fehlgreifen, aber sie werden niemals systematisch eine der Majorität feindliche Handlungsweise einhalten und es ist undenkbar, daß sie der Regierung einen gefährlichen oder exclusiven Charakter geben können.

„Die Mißverwaltung eines demokratischen Beamten ist überdies immer eine isolirte Thatsache, deren Wirkungen nicht über die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

urze Periode hinaus dauern können, für die er gewählt ist. Be-
echlichkeit und Unfähigkeit wirken nicht als gemeinsame Interessen,
elche die Menschen dauernd mit einander verbinden. Ein bestech-
icher oder unfähiger Beamter wird sich nie mit einem andern
Beamten blos deshalb, weil dieser auch bestechlich und unfähig ist,
über ein gemeinsames Zusammenwirken verständigen und diese beiden
Männer werden nie ihre Bemühungen vereinigen, um die Bestechlich-
eit oder Untauglichkeit ihrer entferntesten Nachkommenschaft zu
begünstigen oder zu verheimlichen. Im Gegentheil, die Selbstsucht
und die Intriguen des Einen werden dazu dienen, den Andern zu
entlarven. Die Laster des Beamten in demokratischen Staaten
sind in der Regel nur die seines individuellen Charakters.

„Unter aristokratischen Regierungen dagegen werden Staats-
beamte durch das Interesse ihres Standes beherrscht, das zwar
mitunter mit dem Interesse der Majorität zusammenfallen mag,
aber häufig davon verschieden ist. Dies Interesse ist ein Band,
das sie alle dauernd zusammenhält. Es bestimmt sie, sich mit
einander zu vereinigen und über gemeinsame Bemühungen für
Zwecke zu verständigen, bei denen es sich nicht immer um das
Glück der größten Zahl handelt, und es verbindet nicht nur die
Personen in Amt und Würden mit einander, sondern bringt sie
auch einem beträchtlichen Theil der Regierten näher, da zahlreiche
Bürger des Staates der Aristokratie angehören, ohne ein Amt zu
bekleiden. Der aristokratische Beamte findet daher ebenso wohl in
einem Theile der Gesellschaft selbst, wie in der Regierung, deren
Mitglied er ist, eine Stütze für seine eigenen natürlichen Ten-
denzen.

„Das gemeinsame Ziel, das die Interessen der Behörden in
Aristokratien mit dem eines Theiles ihrer Zeitgenossen verbindet,
identificirt es auch mit dem der zukünftigen Generationen ihres
Standes. Sie arbeiten ebenso sehr für kommende Zeiten, wie für
ihre eigene. Der aristokratische Beamte wird also durch die Leiden-
schaften seiner Umgebung, durch seine eigenen und ich möchte fast
sagen durch die seiner Nachkommenschaft nach demselben Puncte
hingedrängt. Ist es ein Wunder, wenn er nicht zu widerstehen
vermag? Und so kommt es, daß der Classengeist oft auch die mit
sich fortreißt, die er nicht entsittlicht, und sie ohne ihre Absicht die
Gesellschaft für ihre besondern Zwecke und schon im Voraus für
die ihrer Nachkommen modeln läßt.“ (Ebend.)

Das also sind die Vorzüge, die unser Autor einer demo-
kratischen Regierung zugesteht. Wir gehen jetzt zu ihren Nach-
theilen über.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach der Ansicht, die unter den gebildeten Verfechtern der Demokratie vorzuherrschen pflegt, bestände eine ihrer Empfehlungen darin, daß sie die weisesten und würdigsten Personen an die Spitze der Geschäfte bringe. Das Volk, so sagt man, hat das stärkste Interesse daran, die rechten Männer auszuwählen. Man setzt voraus, daß es dies Interesse fühlen werde und daß es trotz gelegentlicher, mehr oder minder erheblicher Mißgriffe in der Hauptsache immer Männer von hohem, wo nicht vom höchsten Talent und Verdienst in die obersten Stellungen zu bringen wissen werde.

Herr de Tocqueville ist anderer Meinung. Der allgemeine Mangel an Verdienst bei den Mitgliedern der amerikanischen Gesetzgebungskörpern und sonstigen öffentlichen Beamten fiel ihm in hohem Grade auf. Er erklärt sich diese Erscheinung nicht nur aus der Unfähigkeit der Masse das Verdienst zu unterscheiden, sondern zum Theil auch aus ihrer Gleichgültigkeit gegen dasselbe. Er glaubt, daß man dort Männer von überlegener Einsicht nicht besonders zu schätzen weiß, wenig Verlangen darnach trägt, ihre Dienste für den Staat zu gewinnen, und sich gelegentlich sogar eifersüchtig gegen sie zeigt, besonders wenn sie zugleich reich sind. Sie ihrerseits haben noch weniger Neigung, solche Stellungen zu suchen. Staatsämter sind dort wenig einträglich, geben wenig Macht und bieten keine Garantie für ihre Dauer; beinahe jede andere Laufbahn eröffnet einem Manne von Talent und Unternehmungsgeist bessere pecuniäre Aussichten; auch sind gebildete Männer nicht geneigt, sich zu jenen niedrigen Kunstgriffen und Verläugnungen der eigenen Meinung herbeizulassen, zu denen weniger ausgezeichnete Bewerber bereitwillig ihre Zuflucht nehmen. Die Inhaber der Macht, die man mit so wenig Rücksicht auf Verdienst auswählt, werden, zum Theil vielleicht gerade aus diesem Grunde, häufig gewechselt. Die rasche Wiederkehr der Wahlen und selbst, wie Hr. de Tocqueville glaubt, der Geschmack der Wähler für eine Abwechslung (ein Geschmack, der da, wo man nach Befähigung wenig fragt, natürlich genug ist), führt zu einer raschen Aufeinanderfolge neuer Männer in den gesetzgebenden Versammlungen und in allen öffentlichen Aemtern. Daher rührt auf der einen Seite ein großes Schwanken in der Gesetzgebung, indem jeder neue Ankömmling während der kurzen Zeit, die er vor sich hat, etwas thun will, während es andrerseits keine eigentliche politische Laufbahn gibt, und die staatsmännische Kunst kein Beruf ist. Es gibt keine Classe von Personen, die für das öffentliche Geschäft erzogen sind, seine Besorgung zur Aufgabe ihres Lebens machen, und die Resultate ihrer Erfahrung auf ihre Nachfolger vererben; es gibt keine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dition, keine Wissenschaft oder Kunst des öffentlichen Dienstes. Beamte weiß wenig von den Grundsätzen, nach denen sein gänger handelte, und noch weniger kümmert er sich darum, sein Nachfolger wird es mit ihm gerade so halten. Das öffent- e Geschäft wird also allerdings mit einem ganz anständigen heil von jenem gesunden Menschenverstand und jener allgemeinen ntniß geleitet, die in einem demokratischen Gemeinwesen so ver- itet sind, aber specielles Studium und specielle Erfahrung kommen wenig zu gute und es fehlt an einem consequenten System, tblickenden Ideen und einer ausdauernden Bemühung für ent- nte Zwecke.

Wir glauben sehr gern, daß dies ein wahres Gemälde der erikanischen Regierung ist, aber man kann kaum sagen, daß diese ilderung auf sie allein paßt; es gibt jetzt wenige Regierungen, gen sie nun repräsentativer oder absoluter Art sein, von denen n nicht Aehnliches behaupten könnte. In keinem Lande, in chem die wirkliche Regierung in den Händen eines Ministers t und häufige Ministerwechsel stattfinden, läßt sich erwarten, s seine Politik nach weitblickenden Ideen geleitet werden wird, g das Land nun England oder Frankreich, im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert sein*). Eine unfertige und schlecht er- gene Gesetzgebung ist bezeichnend für jede Regierung, die ihre setze und ihre Verwaltungsacte gewissermaßen improvisirt und dabei durch das Bedürfniß des Augenblicks leiten läßt, ohne en allgemeinen Plan zu verfolgen, für jede, bei der die Herrscher- walt in irgendwie erheblichem Umfange von Personen geübt rd, die nicht besonders für das Regierungsgeschäft herangebildet d. Es ist wahr, daß die wegen ihrer tiefen Staatskunst gefeierten gierungen in der Regel Aristokratien gewesen sind; aber es ren immer sehr eng begrenzte Aristokratien, die aus so wenig itgliedern bestanden, daß jedes derselben persönlich an dem egierungsgeschäft theilnehmen konnte. Dies sind die Regierungen, lche eine natürliche Tendenz haben mit Stätigkeit, das heißt in bereinstimmung mit festen Grundsätzen regiert zu werden. a jedes Mitglied des Regierungskörpers für die Regierung wie r einen Beruf herangebildet ist, so achten sie das Herkommen, rerben ihre Erfahrung von Generation auf Generation, erwerben d erhalten eine Reihe von Ueberlieferungen, und da sie alle chverständige Beurtheiler ihrer gegenseitigen Verdienste sind, so

*) Es sind hier einige Sätze aus einer andern Schrift des Verfassers geschaltet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwingen sich die Talentvollsten leicht zu den ihnen gebührenden Stellen auf. Die Regierungen im alten Rom und im modernen Venedig trugen diesen Charakter und, wie alle Welt weiß, leiteten sie Jahrhunderte lang die Angelegenheiten dieser Staaten mit bewundernswürdiger Consequenz und Kunst nach festen Grundsätzen, die oft genug sehr verwerflich, aber immer außerordentlich geeignet waren, die Zwecke dieser Regierungen zu fördern. Wenn der regierende Körper, mag er nun aus den Vielen oder einer bevorzugten Classe bestehen, so zahlreich ist, daß die große Mehrheit desselben die Ausübung der Regierung nicht zur Hauptbeschäftigung ihres Lebens macht und machen kann, so ist es unmöglich, daß dem Regierungskörper selbst Weisheit, Voraussicht und Vorsicht innewohne. Wenn diese Eigenschaften überhaupt vorhanden sind, wird man sie nicht in dem Regierungskörper selbst, sondern bei denen suchen müssen, denen er sein Vertrauen schenkt. Die Meinung einer zahlreichen herrschenden Classe ist eben so schwankend, eben so geneigt, sich augenblicklichen Impulsen ganz hinzugeben, wie die Meinung des Volkes. Der ganze Verlauf der englischen Geschichte legt Zeugniß davon ab. Alle unsere Gesetze sind aus augenblicklichen Impulsen hervorgegangen; in keinem Lande hat die Gesetzgebung in ihrem ganzen Gange weniger ein festes und unverrückbares Ziel verfolgt.

Soweit die Bemerkung richtig ist, daß es den amerikanischen Staatsmännern an hervorragendem Verdienst zu fehlen pflegt — und unser Autor gibt selbst zu, daß viele Ausnahmen von dieser Regel vorkommen — läßt diese Thatsache vielleicht eine weniger ungünstige Erklärung zu. Amerika braucht sehr wenig Regierung. Es hat keine Kriege, keine Nachbarn, keine verwickelte internationale Beziehungen, keine alte Gesellschaft mit tausend Mißbräuchen, die Reformen fordern, keine hungernde und ununterrichtete Millionen, die Nahrung und Leitung brauchen. Die Gesellschaft in Amerika bedarf wenig mehr, als daß man sie sich selbst überläßt. Die laufenden Geschäfte, welche ihre Regierung zu besorgen hat, werden selten eine mehr als durchschnittliche Fähigkeit erfordern, und es ist vielleicht eine weise Sparsamkeit bei den Amerikanern, den Preis großer Talente in solchen Fällen nicht zu zahlen, für die gewöhnliches Talent ausreicht. Wir wollen mit diesen Bemerkungen nur zur Vorsicht mahnen und keineswegs eine Polemik eröffnen. Wie viele andere Theile der Lehren unseres Autors bietet auch derjenige, von dem wir gerade sprechen, reichlichen Stoff für die Arbeit einer ganzen Reihenfolge von Denkern und sorgfältigen Beobachtern, und in der Hauptsache wird erst die Erfahrung einer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ünftigen Zeit ihn endgültig zu bestätigen oder zu widerlegen ver-
nögen.

Wir kommen jetzt zu einer von den Gefahren der Demokratie, über welche schon so viel gesprochen worden ist und die unser Autor als den „Despotismus der Majorität" bezeichnet.

Es ist vielleicht der größte Mangel bei dem Buche des Hrn. de Tocqueville, daß er es an Beispielen fehlen läßt, und daß in Folge dessen seine Sätze, selbst wenn sie aus Beobachtung abgeleitet sind, so aussehen, als wären sie bloße abstracte Speculationen. Er spricht von der Tyrannei der Majorität in allgemeinen Ausdrücken, führt aber kaum ein Beispiel davon an, und läßt uns auch ziemlich im Unklaren über die Art, wie sie sich in der Praxis äußert. Diese Unterlassungssünde war freilich in diesem besondern Falle um so verzeihlicher, da der Despotismus, über den er Klage führt, damals in politischer Beziehung wenigstens mehr zu den Uebeln gehörte, die man für die Zukunft zu besorgen hatte, als zu denen, unter welchen man bereits litt; was ihn bedenklich machte, war eher der gänzliche Mangel an Bürgschaften gegen die Tyrannei der Majorität, als die Zahl der Fälle, in denen sie wirklich geübt wurde.

Indessen lassen uns Ereignisse, welche seit dem Erscheinen des ersten Theiles von Hrn. de Tocqueville's Werk eingetreten sind, doch auf die Form schließen, in welcher die von einer Majorität ausgehende Tyrannei sich aller Wahrscheinlichkeit nach geltend machen wird.

Man kann sich nicht leicht Lockungen des persönlichen Interesses denken, die in einem Lande wie Amerika die größere Zahl dahin führen könnten, die kleinere zu unterdrücken. Wenn man von streitenden Interessen einer Majorität und einer Minorität spricht, so hat man dabei gewöhnlich den Gegensatz zwischen Reichen und Armen im Auge, aber wo die Reichen damit zufrieden sind, reich zu sein, und als solche keine politischen Vorrechte beanspruchen, pflegt ihr Interesse in der Regel dasselbe zu sein, wie das der Armen; vollständiger Schutz des Eigenthums und der Freiheit, darüber zu verfügen, sind für beide Theile gleich wichtig. Allerdings wird man da, wo die Armen so arm sind, daß es ihnen kaum noch schlimmer gehen kann, niemals mit Sicherheit auf ihre Achtung vor den Rechten des Eigenthums zählen können, welche sie zu theilen nicht hoffen dürfen. Wo aber jeder Eigenthum besitzt oder vernünftigerweise einst zu besitzen hoffen kann, wo jedem eine mehr oder minder wahrscheinliche Aussicht offen steht, ein großes Vermögen zu erwerben, wo jeder seinen Lebensplan auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

feste Zuversicht aufbaut, daß er durch größere Kraftanstrengung auch einen höhern Lohn zu erreichen vermag, da steht kaum zu besorgen, daß man die Unverletzlichkeit des Eigenthums jemals aus den Augen verlieren wird. Von den Amerikanern wird nicht behauptet, daß sie Gesetze gegen die Reichen erlassen oder ihnen bei der Besteuerung eine ungebührliche Last aufbürden. Wenn eine weniger günstig situirte Arbeiterbevölkerung sich vorzeitig einen Einfluß auf unsere eigene Gesetzgebung erzwingen könnte, so würde man vielleicht in der That nicht sowohl Verletzungen des Eigenthums, aber doch eine ungehörige Einmischung in Vertragsverhältnisse, eine kurzsichtige Gesetzgebung im vermeintlichen Interesse der Vielen, Gesetze, die sich auf irrthümliche nationalökonomische Auffassungen stützen, zu besorgen haben. Man würde vielleicht darauf verfallen, ein Minimum des Lohnes festzusetzen oder die Maschinen zu besteuern; es würden vielleicht eben so thörichte und unwirksame Versuche gemacht werden, den Lohn durch gesetzliche Bestimmungen hoch zu halten, als von der britischen Gesetzgebung so lange gemacht wurden, ihn auf demselben Wege niedrig zu erhalten. Wir wünschen durchaus nicht, das Experiment anstellen zu sehen, aber wir sind überzeugt, daß die Erfahrung den einen Irrthum berichtigen würde, wie sie den andern berichtigt hat, und zwar in derselben Weise, nämlich durch einen vollständigen Mißerfolg in der Praxis.

Die wirklichen oder eingebildeten Sonderinteressen der Majorität sind es nicht, wodurch die Minoritäten bedroht werden, sondern ihre Antipathien in Bezug auf Religion, politische Parteistellung oder Race, und die Erfahrung Amerika's scheint zu bestätigen, was die Theorie wahrscheinlich machte, daß nämlich die Tyrannei der Majorität nicht die Form von Gesetzen, sondern die eines über den Gesetzen stehenden Dispensationsrechtes annehmen würde. Die Bevölkerung von Massachusetts erließ kein Gesetz, das die römisch-katholischen Schulen verbot oder Brandstiftung von Seiten der Protestanten für straflos erklärte; sie begnügte sich damit, den Convent der Ursulinerinnen niederzubrennen, überzeugt, wie sie war, daß sich keine Jury bereit finden lassen werde, das Unrecht zu sühnen. In derselben Zuversicht plünderte und zerstörte das Volk von New-York und Philadelphia die Häuser der Abolitionisten, und die Schulen und Kirchen ihrer schwarzen Mitbürger, während ganze Schaaren, die sich an diesen Gewaltthätigkeiten nicht betheiligten, dem Schauspiel mit Vergnügen zusahen. Die Gesetze von Maryland hatten nie aufgehört, Mord und Einbruch zu verbieten; trotzdem brach im Jahre 1812 in Baltimore ein Pöbel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

haufe, nachdem er die Druckerei einer Zeitung, die gegen den Krieg mit England aufgetreten war, zerstört hatte, in das Gefängniß ein, wohin man die Redacteure um ihrer eigenen Sicherheit willen gebracht hatte, ermordete einen von ihnen, und ließ die andern für todt auf dem Platze; die Thäter wurden vor Gericht gestellt und freigesprochen. In derselben Stadt veranlaßte im Jahre 1835 der betrügerische Bankerott der Bank von Maryland einen Straßentumult, der vier Tage dauerte und dessen thörichte Geschichte man in Hrn. Chevalier's Briefen lesen kann. Das Bedauerliche solcher Vorfälle liegt nicht so sehr in den Tumulten selbst, die in jedem Lande hätten vorkommen können, sondern in der Unmöglichkeit, bei einer Executive Hilfe zu erlangen, die von dem Pöbel abhängt, oder sein Recht bei einer Jury zu finden, die aus ihm gebildet ist und in der apathischen feigen Fügsamkeit mißbilligender Zuschauer, die beinahe dem passiven Stumpfsinn gleichkommt, welchen das Volk von Paris an den Tag legte, als eine Handvoll gedungener Meuchelmörder die Septemberschlächtereien ins Werk setzte. Denn wo die Majorität die einzige Macht ist, und eine Macht, die ihre Befehle in der Form von Straßentumulten erläßt, flößt sie einen Schrecken ein, wie ihn selbst der despotischste Monarch nicht immer einzuflößen vermag. Die schweigende Sympathie der Majorität kann den Märtyrer, der der Tyrannei eines einzelnen Mannes zum Opfer fällt, auf dem Blutgerüst aufrecht erhalten; wenn wir uns aber die Lage eines Opfers der Majorität selbst vorstellen wollen, müssen wir auf die Annalen religiöser Verfolgung zurückgehen, um eine Parallele zu finden.

Trotzdem dürfen wir nicht vergessen, daß selbst diese gesetzlose Gewaltthätigkeit kein so dauerndes und deshalb kein so großes Uebel ist, als eine Tyrannei, die in der Form des Gesetzes auftritt. Ein tyrannisches Gesetz bleibt, weil sein Bestehen, so lange man sich ihm fügt, das allgemeine Ansehen der Gesetze nicht abschwächt. In Amerika aber wird die Tyrannei selten das Gesetz als Werkzeug benutzen, weil es im Allgemeinen keine dauernde Classe gibt, die man tyrannisiren könnte. Die Opfer der Unterdrückung sind die zufälligen Gegenstände des Volksunwillens, die man nicht auf dem Wege des Gesetzes, sondern nur durch gelegentliche Acte gesetzloser Gewalt treffen kann, und wenn man eine häufige Wiederkehr solcher Acte dulden wollte, so würde man sich darin schicken müssen, ganz ohne Gesetz zu leben. Auch hat in den Vereinigten Staaten der Geist roher Gewaltthätigkeit bereits den Geist des Widerstandes gegen solche Gewaltthätigkeit geweckt, zunächst, wie man erwarten und wünschen mußte, den des moralischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Widerstandes; zeigt sich dieser unwirksam, so wird der physische Widerstand folgen. Die Majorität wird, wie andere despotische Mächte, durch die Erfahrung zu der Erkenntniß gebracht werden, daß sie nicht gleichzeitig die Vortheile einer civilisirten Gesellschaft und die barbarische Freiheit genießen kann, nach ihrem Gutdünken andern Menschen Leben und Eigenthum zu rauben. Sowie man erst allgemein weiß, daß die Minoritäten sich zur Wehr setzen, werden die Majoritäten sich zweimal besinnen, ehe sie ihren Widerstand herausfordern. Diejenige schlechte Regierung, die man in der modernen Gesellschaft allein für irgend eine Dauer zu besorgen hat, wird immer in der Form schlechter Gesetze und schlechter Gerichtshöfe auftreten; eine Regierung durch das sic volo eines Königs oder eines Pöbelhaufens gehört vergangenen Zeiten an und kann außerhalb des Kreises asiatischer Barbarei nirgends mehr auf Bestand hoffen.

Der Despotismus der Majorität innerhalb der Grenzen des bürgerlichen Lebens scheint uns demnach zwar ein wirkliches, aber kein sehr furchtbares Uebel zu sein. Die Tyrannei, welche wir fürchten, und der die Besorgnisse unseres Autors vor allem gelten, ist anderer Art und hat nicht den Leib, sondern den Geist zu ihrem Gegenstand.

Herr de Tocqueville findet ebenso wie andere Reisende an Amerika auszusetzen, daß dort weniger Unabhängigkeit des Gedankens bestehe, als in irgend einem andern Lande. Auf religiösem Gebiet allerdings haben die Meinungsverschiedenheiten, die glücklicher Weise unter den ersten Ansiedlern in den verschiedenen Colonien herrschten, eine rechtliche und factische Toleranz herbeigeführt, welche sich auf die ganze Christenheit erstreckt. Hätte ein böses Geschick es so gefügt, daß eine Majoritätsreligion vorhanden gewesen wäre, so würden die Dinge auch in dieser Beziehung wahrscheinlich einen andern Verlauf genommen haben. Hat über irgend eine andere Frage sich einmal die Majorität eine bestimmte Meinung gebildet, so wagt, wie versichert wird, kaum noch Jemand anderer Meinung zu sein, oder wenigstens sich zu einer andern Meinung zu bekennen. Ueber die Natur und das Maß der Unannehmlichkeiten, die der erfahren würde, welcher wagen sollte, eine allgemein angenommene Meinung in Zweifel zu ziehen, fehlt es an ganz klaren Angaben. Indessen scheint soviel sicher, daß kaum irgend Jemand diesen Muth hat, daß alle weitere Erörterung einer Frage aufhört, sobald das Publicum sie einmal als abgemacht betrachtet, und daß nicht nur Niemand wagt, von dem Publicum und seinen Meinungen etwas Nachtheiliges zu sagen, was in Eu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ropa Jedermann unbedenklich wagen kann, sondern daß sogar seine Weisheit und Tugend beständig mit kriechender Schmeichelei und in wahrem Schmarotzerton gepriesen wird.

Diese Betrachtungen, bei denen der Autor in dem ersten Theile seines Werkes längere Zeit verweilt, stehen in innigem Zusammenhang mit denjenigen Ansichten über den Einfluß der Demokratie auf die Intelligenz, die er in dem zweiten Theile entwickelt.

Herr de Tocqueville versichert, daß diejenige geistige Gewohnheit, die man der Welt so oft als die einzige ausreichende Garantie gegen geistige Sklaverei eingeschärft hat, die Verwerfung aller Autorität und die Geltendmachung des Rechtes auf ein eigenes Urtheil von den Amerikanern nicht nur im vollsten Maße anerkannt, sondern auch in allen Fragen mit Ausnahme der Grundlehren des Christenthums und der christlichen Moral praktisch geübt werde. Sie betrachten die Ueberlieferungen aus der Vergangenheit blos als Material und die Beschäftigung damit als „ein nützliches Studium, um anders und zweckmäßiger handeln zu lernen." Sie sind nicht gewohnt, in der Weisheit ihrer Vorfahren oder ausgezeichne er Zeitgenossen die Anleitung zum Handeln zu suchen, sondern tsie verlangen, daß die Gründe ihres Verfahrens ihrer eigenen Fassungskraft zugänglich gemacht werden. Auch ist ihre geistige Richtung durchaus praktisch und frei von aller Pedanterie, wie sich das von Leuten erwarten läßt, die sich mehr durch gesunden Menschenverstand als durch Wissenschaft leiten lassen; sie gehen geradeswegs auf ihr Ziel los, ohne Vorurtheil für oder gegen irgend eine bestimmte Classe von Mitteln und mit einer Art Verachtung gegen die Form.

Mancher würde vielleicht von solchen Gewohnheiten und Methoden des Denkens keine andere Folge erwarten, als den zügellosesten Mißbrauch der individuellen Unabhängigkeit des Gedankens. In der That ist aber das Resultat gerade das entgegengesetzte. Die Menschen im Allgemeinen können sich, wie unser Autor treffend bemerkt, unmöglich alle ihre Ansichten selbst bilden; sie mögen die Autorität, von der sie dieselben entnehmen, in der Theorie nicht anerkennen, aber factisch existirt sie trotzdem. Dasjenige höhere Gesetz, das ältere Gesellschaften in den Ueberlieferungen der Vergangenheit oder in den Dogmen von Priestern und Philosophen gefunden haben, finden die Amerikaner gegenseitig in ihren Meinungen. Da sie sich in ihren äußern Verhältnissen, sowie in Intelligenz und Kenntniß alle ziemlich nahe kommen, so ist die einzige Autorität, die eine unwillkürliche Achtung einflößt, die der Zahl.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Je besser Jeder weiß, daß er auf gleicher Stufe mit jedem einzelnen Individuum steht, desto hilfloser und unbedeutender fühlt er sich der gesammten Masse gegenüber und desto unglaublicher erscheint es ihm, daß die ganze Welt fehl gehen könne. „Vertrauen auf die öffentliche Meinung, sagt Herr de Tocqueville, wird in solchen Ländern eine Art Religion und die Majorität ist ihr Prophet." Der Gedanke, daß das, was die Menge glaubt, deshalb noch nicht über allen Zweifel erhaben ist, wird nicht länger durch dissentirende Stimmen lebendig erhalten. Das Recht des freien Urtheils, das auch auf die nicht dazu befähigten Personen ausgedehnt wird, hört eben deshalb auf, selbst von den befähigten geübt zu werden, und die Speculation wird gezwungen, sich innerhalb vorgezeichneter Grenzen zu halten, nicht wie ehedem durch die Unfehlbarkeit des Aristoteles, sondern durch die „unserer freien und aufgeklärten Mitbürger" oder „unseres freien und aufgeklärten Zeitalters."

Die Ansichten unseres Autors über den Einfluß der Demokratie auf die Pflege der Wissenschaften und Künste verdienen in hohem Grade Beachtung. Manche Personen neigen zum Theil in Folge theoretischer Erwägungen, zum Theil auf Grund der Thatsache, daß Amerika auf dem Gebiet der Philosophie, der Literatur und der schönen Künste, auffallend wenig originelle Leistungen aufzuweisen hat, zu der Ansicht hin, daß die moderne Demokratie den Künsten und Wissenschaften verderblich ist, und daß sie überall dort entweichen werden, wohin der demokratische Geist vordringt. Hr. de Tocqueville theilt diese Meinung nicht. Das Beispiel Amerika's ist, wie er bemerkt, kein zutreffendes, weil Amerika in geistiger Beziehung eine Provinz Englands ist, eine Provinz, deren Bewohner Gelderwerb zu ihrer Hauptbeschäftigung machen, weil die natürlichen Bedingungen des Landes sie dazu besonders auffordern und die sich deshalb, wie die Bevölkerung von Manchester und Birmingham in der Regel damit begnügen, Leistungen in den höheren Zweigen der Kenntniß fertig aus der Hauptstadt zu beziehen. Unser Autor ist weit davon entfernt, zu glauben, daß es in einem freien und gleichzeitig gebildeten demokratischen Volk an einem Publicum fehlen werde, das Werke der Wissenschaft und des Genie's zu würdigen und zu belohnen vermöge. Obgleich ein rascher Wechsel in dem Besitzstand stattfinden und das nöthige Material zur Bildung eines förmlichen auf erblichem Reichthum beruhenden Standes fehlen wird, so glaubt er doch, daß es in einem solchen Gemeinwesen in Folge der allgemeinen Thätigkeit und der Beseitigung aller künstlichen Schranken in Verbindung mit der natürlichen Ungleichheit menschlicher Begabung eine un-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gleich größere Zahl reicher Individuen (infiniment plus nombreux) als in irgend einer aristokratischen Gesellschaft geben wird. Es werden deshalb die Bedingungen zu einer vollständigen Muße zwar nicht in demselben Maße vorhanden sein, aber die Muße wird sich vielleicht auf mehr Personen erstrecken, während bei der engern Berührung und dem lebhaftern gegenseitigen Verkehr der Classen der Geschmack an geistigen Vergnügungen und Beschäftigungen sich sehr tief nach abwärts auch unter denen verbreiten wird, welche von den Vortheilen der Muße mehr ausgeschlossen sind. Da übrigens Talente und Kenntniß in einer demokratischen Gesellschaft das einzige Mittel sind, um rasch zu Vermögen zu gelangen, so werden sie wenigstens in abstracto keineswegs unterschätzt werden, und das Maß davon, dessen Werth irgend ein Individuum zu beurtheilen weiß, wird es sich auch sicherlich anzueignen suchen. Der rege Ehrgeiz, der in einem solchen Zustand der Gesellschaft allgemein ist, wird Kunst und Wissenschaft nicht bei Seite liegen lassen, sondern sich in dieser Richtung ebenso geltend machen, wie in jeder andern und die Zahl derer, welche diese Gebiete anbauen, wird „unermeßlich" werden.

Aus dieser Thatsache, aus der thätigeren Concurrenz in Bezug auf Geisteserzeugnisse und dem zahlreicheren Publicum, an das sie sich wenden, erklärt Hr. de Tocqueville auch die Mängel, die man jenen Erzeugnissen zum Vorwurf machen kann. In der Vervielfältigung ihrer Quantität sieht er den Grund für die Verschlechterung ihrer Qualität. Das Publicum, von einer so großen Menge von Erscheinungen in Anspruch genommen, kann jeder einzelnen nur die Beachtung eines Augenblicks zuwenden; sie werden deshalb hauptsächlich darauf berechnet sein, augenblicklich einen starken Eindruck hervorzubringen. Eine wohlbegründete Zustimmung und eine Dauer, die über die flüchtige Stunde hinausgeht, zu erreichen, wird immer schwieriger. Was für das Urtheil einiger hochgebildeten Wenigen geschrieben ist, wird bei der übergroßen Fülle von Schriften sehr häufig gar nicht in ihre Hände gelangen und ihre Stimmen, die nie Reichthum zu verleihen vermochten, werden unter solchen Umständen auch nicht einmal mehr Ruhm verleihen. Dagegen bietet die große Menge der Käufer dem Autor, der seine Werke darauf berechnet, augenblicklich zu gefallen und den Vielen zu gefallen, Aussicht auf großen Geldgewinn und einen sofortigen, allgemein verbreiteten Ruf. Die Literatur wird dadurch nicht nur zum Gewerbe, sondern sie wird auch nach denselben Grundsätzen betrieben, die in andern Gewerben maßgebend zu sein pflegen, welche mehr auf die Zahl als auf die Qualität ihrer Kunden an-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gewiesen sind, nach dem Grundsatz nämlich, daß man auf Waare, die für den großen Markt bestimmt ist, nicht allzuviel Muße verwenden darf, und daß es besser rentirt, wenn man an der Arbeit spart, um mehr auf Annoncen verwenden zu können. So kommt es, daß eine Unmasse von Werken dritten und vierten Ranges und sehr selten eins von erstem Range producirt wird. Selbst der Lärm und das geschäftige Treiben einer Gesellschaft, in der Jeder vorwärts zu kommen sucht, ist an sich, wie unser Autor bemerkt, dem ruhigen Studium nicht günstig. „Il règne dans le sein de ces nations un petit mouvement incommode, une sorte de roulement incessant des hommes les uns sur les autres, qui trouble et distrait l'esprit sans l'animer et l'élever". Dazu kommt noch, daß die allgemeine Tendenz zum Handeln und zum schnellen Handeln dem Geschmack mehr die Richtung auf Anwendungen als auf Grundsätze giebt, und mehr hastige Annäherungen an die Wahrheit als wissenschaftliche Genauigkeit begünstigt.

Gehen wir jetzt von dem Gebiet der Denkthätigkeit auf das des Gefühls und der Moral über, so ist Hr. de Tocqueville der Ansicht, daß die allgemeine Sänftigung der Sitten und der merkwürdige Fortschritt der modernen Zeit in Menschlichkeit und Philanthropie zum großen Theil eine Folge der allmäligen Entwickelung der socialen Gleichheit sind. Wo die verschiedenen Classen der Menschheit durch unübersteigliche Schranken von einander geschieden sind, kann der Einzelne sehr starke Sympathien für seine eigene Classe haben, vielleicht sogar stärkere, als man für die Menschheit im Allgemeinen zu fühlen vermag; aber diejenigen, welche in Bezug auf äußere Verhältnisse tief unter ihm stehen, sind ihm so unähnlich, daß er sie kaum noch als menschliche Wesen betrachtet, und wenn sie widerspenstig und unruhig sind, so wird er für sie nicht einmal soviel wohlwollendes Interesse empfinden, als ihm das fügsamere Vieh seines Hausstandes einflößt. Unser Autor citirt als einen Beleg für die Gefühllosigkeit, welche selbst gutartigere Personen gegen Menschen an den Tag legen, mit denen sie durch kein Gefühl der Gleichartigkeit verbunden sind, eine wohlbekannte Stelle aus den Briefen der Madame de Sevigné. In Amerika findet er, soweit nicht die Behandlung der Sklaven eine Ausnahme macht, durch welche die Regel nur bestätigt wird, die Gefühle der Menschenfreundlichkeit und des Mitleids beinahe allgemein verbreitet und begleitet von einem freundlichen und gefälligen Wesen, das auf Ceremonien und Förmlichkeiten kein Gewicht legt. Da Alle fühlen, daß sie nicht über die Möglichkeit erhaben sind, irgend einmal der Freundlichkeit und Dienstwilligkeit Anderer zu bedürfen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

so ist Jeder bereit, sich auch seinerseits zuvorkommend zu erweisen. Die allgemeine Gleichheit dringt auch in die Familienbeziehungen ein; wie unser Autor meint, ist in Amerika eine größere Vertraulichkeit zwischen Eltern und Kindern, dagegen, abgesehen von den Jahren der frühesten Kindheit, ein geringeres Maß väterlicher Autorität und darauf begründeter Achtung vor den Eltern zu finden, als in Europa. Indessen gehört dies Thema zu den Puncten, bei welchen wir nicht verweilen wollen; ebenso übergehen wir den Versuch unseres Autors, eine Beziehung zwischen der Gleichheit der Lebensstellungen und der Strenge der häuslichen Sitte nachzuweisen, sowie einige andere Bemerkungen über das häusliche Leben in Amerika, die uns von keinem erheblichen Belang zu sein scheinen.

Hr. de Tocqueville ist der Ansicht, daß einem demokratischen Zustand der Gesellschaft unter andern auch die Tendenz innewohnt, das Individuum zu bestimmen, sich gewissermaßen in sich selbst zurückzuziehen, und seine Interessen, Wünsche und Beschäftigungen auf sein eigenes Geschäft und seinen eigenen Haushalt zu concentriren.

Die Mitglieder eines demokratischen Gemeinwesens gleichen den Sandkörnern am Meeresufer, deren jedes sehr klein ist und an keinem andern haftet. Es gibt dort keine dauernden Classen und deshalb auch keinen esprit de corps, wenige ererbte Vermögen und deshalb auch wenig Sympathien für bestimmte Oertlichkeiten, oder äußere Gegenstände, denen das Familiengefühl eine höhere Weihe gibt. Der einzelne Mann hat nur wenig von dem Gefühl des Zusammenhangs mit seinem Nachbar, mit seinen Vorfahren oder Nachkommen. Es gibt kaum irgend welche Bande, die zwei Männer mit einander vereinigen könnten, außer dem Allen gemeinsamen Band des Vaterlandes. Die Liebe zum Vaterlande nun ist in großen Gemeinwesen keine Leidenschaft, die von selbst entsteht. Wenn das Vaterland eines Mannes eine Stadt ist, in der ganze Generationen seiner Vorfahren gelebt haben, deren Bewohner er fast alle persönlich kennt, deren Straßen und Gebäude ihm fast alle irgend eine besondere Erinnerung zurückrufen, in der allein von allen Orten der Erde er sich nicht als Fremder fühlt, die er jeden Augenblick auf dem Schlachtfeld zu vertheidigen berufen werden kann, von deren Ruhm oder Schande auf ihn ein bestimmt nachweisbarer Antheil entfällt, den die beständige Gegenwart und Nebenbuhlerschaft von Ausländern ihm jederzeit fühlbar macht, — in einem solchen Zustand der Dinge ist der Patriotismus eine sehr einfache Sache, und macht sich ganz von selbst, wie in den alten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Republiken und der modernen Schweiz. In großen Gemeinwesen aber ist ein intensives Interesse an öffentlichen Dingen kaum natürlich, ausgenommen bei einem Mitgliede einer Aristokratie, das allein eine so hervorragende Stellung einnimmt, und dessen Person so sehr mit der Leitung der Regierung identificirt ist, daß sein eigenes Ansehen und seine eigene Bedeutung wesentlich von dem Ruhm und der Macht der Nation bedingt werden, welcher er angehört, wohlgemerkt von dem Ruhm und der Macht, nicht von der Wohlfahrt der großen Masse der Staatsangehörigen. Für ein obscures Individuum dagegen, für den einfachen Bürger einer Demokratie, der die Verantwortlichkeit für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in keiner Weise theilt und nicht hoffen kann, mehr als einen winzigen Bruchtheil von Einfluß auf dieselben zu üben, ist es schwer, die Empfindung des Patriotismus als ein lebendiges und ernstes Gefühl in der Brust zu tragen. Da keine Zwischenglieder von Objecten vorhanden sind, an denen seine Neigungen haften könnten, so wenden sie sich ausschließlich seinen Privatangelegenheiten zu und je nach dem Charakter und der Lage der Nation wird er entweder von der Leidenschaft beherrscht werden, seine Stellung zu verbessern oder sein Leben mit den Mitteln zu genießen, die sie ihm bereits bietet.

In dem Maße also, in dem der Zustand der Gesellschaft demokratischer wird, stellt sich mehr und mehr die Nothwendigkeit heraus, den Patriotismus durch künstliche Mittel zu nähren, und unter allen diesen Mitteln ist keins so wirksam, als freie Institutionen, eine ausgedehnte und häufige Betheiligung der Bürger an der Verwaltung des öffentlichen Geschäftes. Auch ist es nicht die Vaterlandsliebe allein, die eine solche Ermuthigung erheischt, sondern jedes Gefühl, das die Menschen entweder durch Interesse oder durch Sympathie mit ihren Nachbarn und Mitbürgern verbindet. Volksthümliche Institutionen sind das große Mittel, in einem Volk und besonders unter den reichern Classen das Streben zu wecken, sich der Mitwelt nützlich zu erweisen, das Interesse des Publicums oder der Nachbarn ohne Unterschied des Standes zu fördern und sich in dem gewöhnlichen Verkehr höflich und anspruchslos zu zeigen.

„Wo das Publicum herrscht, gibt es Niemanden, der nicht den Werth des öffentlichen Wohlwollens zu schätzen wüßte, und sich nicht angelegen sein ließe, danach zu werben und nach der Achtung und Liebe derer zu streben, unter denen er leben soll. Viele von den Leidenschaften, welche menschliche Herzen erstarren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

machen und auseinander halten, werden dann genöthigt, sich zurückzuziehen und unter der Oberfläche zu verschwinden. Der Stolz muß verheimlicht werden, der Hochmuth darf nicht hervorbrechen, die Selbstsucht erschrickt vor sich selbst. Da unter einer freien Regierung die meisten öffentlichen Aemter durch Wahl besetzt werden, so wissen Männer, deren hochfliegender Geist und ehrgeizige Hoffnungen sich im Privatleben zu sehr eingeengt fühlen, daß sie ohne die Bevölkerung, die sie umgibt, nichts zu erreichen vermögen. Unter solchen Umständen lernen die Menschen aus ehrgeizigen Motiven an ihre Mitmenschen denken, und sie finden es oft bis zu einem gewissen Grade in ihrem Interesse ihres eigenen Selbst zu vergessen.

„Vielleicht tritt man mir hier mit Einwürfen entgegen, die sich auf die Wahlumtriebe, die niedrige Gesinnung der Candidaten und die Verläumdungen ihrer Gegner stützen. Es sind dies Veranlassungen zur Feindseligkeit, die um so häufiger vorkommen, je zahlreicher die Wahlen werden. Solche Uebelstände sind allerdings drückend, aber sie sind auch vorübergehend, während die Wohlthaten, welche sie im Gefolge haben, dauernd sind. Der Wunsch, gewählt zu werden, mag einige Menschen für einige Zeit gegenseitig verfeinden, aber derselbe Wunsch leitet auf die Dauer alle Menschen dahin, sich gegenseitig zu unterstützen, und wenn es sich trifft, daß eine Wahl zufällig zwei Freunde trennt, so bringt das Wahlsystem dagegen eine Schaar von Bürgern einander dauernd nahe, die sich sonst gegenseitig fremd geblieben wären. Die Freiheit erzeugt Privatgroll, aber der Despotismus fördert die allgemeine Gleichgültigkeit zu Tage. . . . .

„Eine glänzende Leistung kann mit einem Schlage einem Manne die Gunst des Volkes eintragen, aber die Liebe und Achtung der Bevölkerung, die uns umgibt, läßt sich nur durch eine Reihenfolge kleiner Dienste und unscheinbarer Gefälligkeiten, durch die beständige Gewohnheit der Freundlichkeit und durch den festbegründeten Ruf der Uneigennützigkeit erwerben. Die locale Freiheit also, welche eine große Zahl von Bürgern bestimmt, auf die Zuneigung ihrer Nachbarn und derjenigen, mit denen sie in Berührung kommen, Gewicht zu legen, zieht die Menschen trotz all der Tendenzen, die sie zu trennen suchen, beständig wieder zu einander hin und nöthigt sie, sich einander hilfreich zu erweisen.

„In den Vereinigten Staaten tragen die reichern Bürger Sorge dafür, dem Volke nicht entfremdet zu werden; sie suchen im Gegentheil mit ihm im besten Einvernehmen zu bleiben; sie hören die Männer aus dem Volke an und sprechen täglich zu ihnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie wissen, daß die Reichen in einer Demokratie der Armen immer bedürfen und daß bei demokratischen Zuständen die Zuneigung des armen Mannes mehr vom Benehmen, das man gegen ihn einhält, als von Wohlthaten abhängt, die man ihm erweist. Gerade die Größe solcher Wohlthaten verursacht dadurch, daß sie den Unterschied der Stellungen in ein helles Licht setzt, denjenigen eine geheime Mißstimmung, die aus denselben Vortheil ziehen, aber der Zauber eines einfachen, schlichten Benehmens ist fast unwiderstehlich . . . . Nicht plötzlich bahnt sich diese Ueberzeugung ihren Weg in den Geist der Reichen. Sie widerstehen ihr gewöhnlich, so lange die demokratische Revolution dauert, und erkennen sie nicht sofort an, wenn diese Revolution sich vollzogen hat. Sie sind vollkommen bereit, dem Volke Gutes zu thun, aber sie ziehen dennoch vor, es sich auf Armeslänge fern zu halten; sie glauben, daß das genüge, aber sie irren sich. Sie könnten auf diese Weise Millionen verausgaben, ohne die Herzen des Volkes zu erwärmen, denn das Volk verlangt nicht, daß sie ihr Geld, sondern daß sie ihren Stolz opfern sollen.

„In Amerika empfängt man den Eindruck, als ob jede Phantasie in den Vereinigten Staaten sich beständig abmühte, um neue Mittel zu ersinnen, durch die der Wohlstand des Volkes gesteigert und seinen Bedürfnissen abgeholfen werden soll. Die bestunterrichteten Einwohner in jedem Bezirk benutzen unablässig die ihnen zu Gebote stehende Kenntniß, um neue Wege zur Förderung des allgemeinen Gedeihens ausfindig zu machen und sobald ihre Anstrengungen zu einem Resultat führen, beeifern sie sich, dasselbe dem Volk zur Verfügung zu stellen.

„Ich habe oft gesehen, daß Amerikaner dem allgemeinen Besten wirkliche und große Opfer brachten und ich hatte hundertmal Gelegenheit, zu bemerken, daß sie in Fällen der Noth kaum jemals ermangeln, einander getreulich hilfreiche Hand zu leisten. Die freien Einrichtungen, welche die Bürger der Vereinigten Staaten besitzen und die politischen Rechte, die sie in so ausgedehntem Maße üben, erinnern jeden Staatsangehörigen in tausendfacher Weise daran, daß er ein Mitglied der Gesellschaft ist. Sie drängen in jedem Augenblick dem Geiste den Gedanken auf, daß es sowohl die Pflicht wie das Interesse der Menschen ist, sich ihren Mitmenschen nützlich zu machen, und da Niemand einen besondern Grund abzusehen vermag, weshalb er ihnen abgeneigt sein sollte, weil er ja nie ihr Herr oder ihr Sklave ist, so fühlt sich das Herz leicht auf die Seite der Menschenfreundlichkeit hingezogen. Die Menschen nehmen das Interesse des Publicums zuerst aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nothwendigkeit und dann aus freier Wahl wahr; was zuerst Berechnung ist, wird allmälig zum Instinct, und durch fortgesetztes Wirken zum Besten der Mitmenschen erlangt man zuletzt die Gewohnheit und den Geschmack daran, ihnen zu dienen.

„Viele Personen in Frankreich betrachten die Gleichheit der Verhältnisse als ein Uebel und die politische Freiheit als ein zweites. Wenn sie genöthigt sind, das erstere über sich ergehen zu lassen, so bemühen sie sich, wenigstens noch dem zweiten zu entgehen, aber ich meinerseits behaupte, daß es nur ein wirksames Mittel gibt, um die Uebelstände zu bekämpfen, die aus der Gleichheit entspringen können, nämlich die politische Freiheit." (Band III, Theil II, Cap. 4.)

Was die für die Demokratie charakteristische Stimmung des moralischen Gefühls anbelangt, so äußert Hr. de Tocqueville eine Ansicht, die uns die volle Beachtung der Moralisten zu verdienen scheint. Bei einer Classe von Personen, die zu einer begünstigten Stellung geboren sind, werden die gewöhnlichen Triebfedern des Handelns ganz andere sein, als in einem demokratischen Gemeinwesen. Wenn wir im Allgemeinen sprechen und sowohl von individuellen Besonderheiten wie von dem Einfluß der moralischen Bildung absehen, so können wir von Personen der ersteren Kategorie behaupten, daß sie hauptsächlich unter dem Einfluß des Stolzes, von denen der letztern, daß sie unter dem Einfluß des Interesses stehen werden. Da nun in einer aristokratischen Gesellschaft die höhere Classe, wenn sie auch an Zahl schwach ist, in Bezug auf Meinung und Gefühl den Ton angibt, so wird in einem solchen Zustande der Gesellschaft selbst die Tugend ihre stärkste Empfehlung in solchen Gründen finden, die an den Stolz appelliren, in einer Demokratie dagegen in solchen, die sich an das persönliche Interesse wenden. Dort werden wir hauptsächlich von der Schönheit und Würde der Tugend, von der Erhabenheit der Selbstaufopferung reden hören; hier dagegen wird man das meiste Gewicht auf den Werth eines guten Namens legen und besonders hervorheben, daß Ehrlichkeit die beste Politik ist und daß jeder Einzelne ein Interesse an dem allgemeinen Besten hat.

Unser Autor sieht sehr wohl ein, daß weder die eine noch die andere dieser Gefühlsweisen die moralische Vortrefflichkeit ausmacht, welche einen tiefern Grund haben muß, als die Berechnungen des Eigennutzes oder die Regungen der Eitelkeit. Indessen wird nach seiner Meinung als Stütze des höhern Princips und als eine Art Ersatz für dasselbe in den Fällen, wo es fehlt, das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

erstere Motiv, obgleich das weniger sentimentale von den beiden, sich zuverlässiger und dauerhafter erweisen, als das letztere.

„Das Princip einer einsichtsvollen Eigenliebe ist kein erhabenes, aber es ist klar und sicher. Es steckt sich keine großartigen Ziele, aber es erreicht ohne übermäßige Bemühungen diejenigen, nach denen es strebt. Da es in dem Bereich einer jeden Begabung liegt, so kann es Jeder ohne besondere Schwierigkeit erfassen und festhalten. Indem es sich den menschlichen Schwächen anschmiegt, erlangt es leicht große Macht, und seine Herrschaft ist keine unsichere, da es die Eigenliebe selbst dazu verwendet, die Eigenliebe zu berichtigen, und gerade dasjenige, was die Leidenschaften erregt, dazu benutzt, sie zu leiten.

„Die Lehre des aufgeklärten persönlichen Interesses veranlaßt keine großen Acte der Selbstaufopferung; aber sie führt täglich zu Handlungen der Selbstverläugnung im Kleinen. An sich genügt sie nicht, einen Mann tugendhaft zu machen, aber sie zieht eine Menge von Bürgern zu Gewohnheiten der Regelmäßigkeit, Enthaltsamkeit, Mäßigung, Vorsicht und Selbstbeherrschung heran, und wenn sie die Menschen nicht sogleich durch ihren Willen zur Tugend führt, so zieht sie dieselben doch allmälig durch ihre Gewohnheiten in diese Richtung. Wenn das Princip „des richtig verstandenen Interesses" in der moralischen Welt zur unbedingten Herrschaft gelangen sollte, so würden außerordentliche Tugenden allerdings seltener sein, aber ich glaube, daß dann auch grobe Sittenverderbniß weniger häufig sein würde. Dies Princip wird vielleicht manche Menschen hindern, sich weit über das gewöhnliche Niveau zu erheben, aber es wird eine große Zahl derer, die sonst unter dies Niveau herabgesunken wären, unterstützen und oben erhalten; achtet man nur auf einige vereinzelte Individuen, so sieht man, daß es sie herabdrückt; faßt man die ganze Menschheit in's Auge, so sieht man, daß es sie hebt.

„Ich trage kein Bedenken, es auszusprechen, daß das Princip eines aufgeklärten Egoismus mir unter allen philosophischen Theorien den Bedürfnissen der Menschen unserer Zeit am meisten zu entsprechen scheint und daß ich dasselbe als die vornehmste, noch übrige Bürgschaft betrachte, die sie gegen sich selbst sicher stellen kann. Diesem Princip also sollte sich der Geist der Moralisten unserer Zeit besonders zuwenden; selbst wenn sie es für unvollständig halten, sollten sie es doch als eine Nothwendigkeit annehmen.

„Keine Macht der Erde vermag zu hindern, daß die wachsende Gleichheit die Menschen dazu treibt, das aufzusuchen, was nützlich ist, und jedes Mitglied des Gemeinwesens mehr und mehr dazu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bestimmt, seine Neigungen auf sich selbst zu concentriren. Man muß sich deshalb darauf gefaßt machen, daß das persönliche Interesse in immer höherem Grade die vornehmste, wo nicht die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen werden wird, aber es bleibt noch dahingestellt, wie der Einzelne sein persönliches Interesse auffassen wird.

„Ich glaube nicht, daß die Lehre des persönlichen Interesses, wie sie in Amerika verkündet wird, in allen ihren Theilen selbstverständlich ist, aber sie enthält eine große Anzahl Wahrheiten, die so einleuchtend sind, daß jeder einigermaßen gebildete Mensch sie nothwendig begreifen muß. Man suche also unter allen Umständen Bildung zu verbreiten; denn das Zeitalter der unbedingten Selbstaufopferung und der instinctmäßigen Tugenden ist im Begriff zu enteilen und die Zeit naht, wo ohne Bildung weder Freiheit und öffentlicher Friede, noch auch die gesellschaftliche Ordnung selbst wird bestehen können." (Band III, Theil II, Cap. 5.)

Hr. de Tocqueville glaubt, daß ein demokratischer Zustand der Gesellschaft in ganz besonderm Grade darauf hinwirkt, das Streben nach physischer Wohlfahrt zu steigern. Er schreibt diesen Umstand nicht so sehr der Gleichheit der Lebensverhältnisse, als ihrer Beweglichkeit zu. In einem Lande wie Amerika kann Jeder Reichthum erlangen; wenigstens wird Niemand künstlich daran gehindert, und kaum irgend Jemand zum Reichthum geboren. Das nun sind aber die Bedingungen, unter denen die Leidenschaften, welche sich an den Reichthum und an alles das knüpfen, was der Reichthum zu kaufen vermag, die größte Stärke erreichen. Diejenigen, welche im Schooße des Ueberflusses geboren sind, pflegen gegen seine Genüsse mehr oder minder blasirt zu sein. Sie nehmen die behaglichen oder luxuriösen Verhältnisse, an die sie von jeher gewohnt waren, wie die Luft hin, die sie athmen, und sehen darin nicht le but de la vie, sondern une manière de vivre. Aristokraten haben sich, wenn es zu einer wirklichen Probe kam, in der Regel mit wunderbarer Leichtigkeit in den Verlust des Reichthums und einer behaglichen Lebensstellung zu schicken gewußt. Derselbe Stolz, welcher durch die hervorragende Stellung genährt wurde, die sie dem Reichthum verdankten, hält sie aufrecht, wenn sie den Reichthum verlieren. Für diejenigen aber, die ihr halbes Leben lang dem Reichthum nachgejagt sind, heißt den Reichthum verlieren Alles verlieren und bedeutet ein verfehltes Leben, eine Vereitlung aller Hoffnung, die sich nicht tragen läßt. Auf der andern Seite gibt es in einer Demokratie keine genügsame Armuth. Da Niemand gezwungen wird, arm zu bleiben, da täglich Viele, die früher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arm waren, reich werden und die Genüsse des Lebens Allen erreichbar erscheinen, so dringt das Streben, sie zu erlangen, bis in die tiefsten Schichten hinab.

„Das Verlangen, die Mittel zum Lebensgenuß zu erlangen, beschäftigt unaufhörlich die Phantasie des Armen, und die Furcht sie zu verlieren, die des Reichen. Viele gelangen zu einem kleinen Vermögen; der Besitz desselben gewährt ihnen einen Antheil an physischen Genüssen, der groß genug ist, um ihnen Geschmack an dergleichen beizubringen, aber nicht ausreicht, um ihr Verlangen zu stillen. Sie können sich solche Freuden nie ohne Anstrengung verschaffen und sich ihnen nie ohne Besorgniß hingeben. Ihre Bemühungen sind deßhalb fortwährend darauf gerichtet, Annehmlichkeiten von so kostbarer, unvollständiger und flüchtiger Natur zu verfolgen oder festzuhalten.

„Wenn ich mir die Frage vorlege, welche Leidenschaft bei Menschen, welche durch die Niedrigkeit ihrer Geburt oder die Geringfügigkeit ihres Vermögens gleichzeitig angestachelt und eingeengt werden, am natürlichsten ist, so vermag ich keine zweite aufzufinden, die ihren Verhältnissen mehr entspricht, als diese Liebe zu physischem Wohlbehagen. Die Leidenschaft für physische Genüsse ist vorzugsweise eine Leidenschaft der Mittelclassen; mit ihnen wächst sie und breitet sich aus, mit ihnen erlangt sie eine überwiegende Bedeutung. Von ihnen steigt sie zu den höhern Ständen hinauf und dringt in die tiefern Schichten des Volkes hinab.

„Ich bin nie mit einem Bürger in Amerika zusammengetroffen, der arm genug gewesen wäre, um nicht einen Blick voll Hoffnung und Sehnsucht auf die Genüsse der Reichen zu werfen, und dessen Einbildungskraft sich nicht schon im Voraus an all den guten Dingen geweidet hätte, die ihm das Schicksal einstweilen noch so hartnäckig versagte.

„Auf der andern Seite fand ich unter den reichern Bewohnern der Vereinigten Staaten nie jene stolze Verachtung der Genüsse des Reichthums, der man bisweilen selbst in den reichsten und liederlichsten Aristokratien begegnet. Die meisten dieser Reichen waren einst arm; sie haben den Stachel der Entbehrung gefühlt und lange gegen ein widriges Geschick angekämpft, und jetzt, wo der Sieg gewonnen ist, überdauern ihn noch die Leidenschaften, die sich dem Kampf beigesellt hatten; der Geist dieser Personen ist gleichsam berauscht von all' den kleinen Freuden, denen sie vierzig Jahre lang nachgejagt sind.

„Allerdings gibt es in den Vereinigten Staaten so gut wie anderswo eine gewisse Anzahl von begüterten Personen, die durch

Erbschaft zu Vermögen gelangt sind und einen Reichthum besitzen, den sie nicht erworben haben. Aber selbst diese Personen sind den Genüssen des materiellen Lebens nicht weniger ergeben. Die Liebe zum physischen Behagen ist der herrschende Geschmack der Nation geworden; die große Strömung menschlicher Leidenschaften hat sich diesen Canal gewählt und reißt Alles auf ihrem Wege mit sich fort." (Band III, Theil II, Cap. 10.)

Auf diese Weise hat eine geregelte Sinnlichkeit festen Boden gewonnen, die eher zur Verweichlichung als zur Liederlichkeit führt, die die geselligen Rechte Anderer und die Meinung der Welt respectirt und „die Menschen nicht verleitet, verbotene Genüsse aufzusuchen, aber sie in dem Streben nach erlaubten ganz und gar aufgehen läßt. Dieser Geist steht häufig in Verbindung mit einer gewissen Art religiöser Moral; man wünscht, es in diesem Leben so gut zu haben als es irgend möglich ist, ohne deshalb auf die Aussichten für das andere Leben zu verzichten."

Aus dem übermächtigen Anreiz, den dem Verlangen, Reichthum zu erwerben und zu genießen, die ungeheure Concurrenz gibt, die nothwendig dort bestehen muß, wo die Concurrenten das gesammte Volk sind, entspringt die charakteristische Unruhe und Rastlosigkeit des amerikanischen Lebens.

„Es ist merkwürdig, zu sehen, mit welcher fieberischen Hast die Amerikaner ihrer eigenen Wohlfahrt nachjagen, und die unbestimmte Furcht zu beobachten, die sie beständig quält, daß sie vielleicht nicht den kürzesten Weg gewählt haben, der zum Ziele führt. Ein Eingeborner der Vereinigten Staaten hängt an den Gütern dieser Welt, als wäre er sicher, ewig zu leben, und greift so hastig nach Allem, was davon in seinen Bereich kommt, daß man glauben sollte, er fürchte beständig, nicht mehr lange genug zu leben, um es zu genießen. Er hascht nach jedem Genuß, hält aber keinen fest, sondern läßt ihn bald los, um einem neuen nachzujagen. . . .

„Anfangs liegt etwas Ueberraschendes in dieser auffallenden Unruhe so vieler glücklicher Menschen, die sich mitten im Ueberfluß nicht behaglich fühlen. Indessen das Schauspiel ist so alt wie die Welt; das Neue dabei ist nur, daß ein ganzes Volk ein Beispiel davon liefert. . . . .

„Wenn alle Vorrechte der Geburt und des Vermögens abgeschafft, wenn alle Berufsarten Allen zugänglich sind, und eines Mannes eigene Thatkraft ihn in jedem Beruf auf die höchste Stufe erheben kann, so scheint sich seinem Ehrgeiz eine unbegrenzte und ruhelose Laufbahn zu eröffnen und er wird sich leicht einreden,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

daß er zu keinem gemeinen Lose geboren ist. Indessen ist dies ein irrige Vorstellung, wie die tägliche Erfahrung lehrt. Dieselb Gleichheit, die jedem Bürger gestattet, so hochfliegende Hoffnunge zu fassen, macht alle Bürger individuell schwach. Sie engt ihr Kräfte auf allen Seiten ein, während sie ihren Begierden freier Spielraum gewährt. Nicht nur durch ihre eigene Schwäche werde sie gehemmt, sondern sie stoßen auch bei jedem Schritt auf un geheure Hindernisse, die sie anfangs nicht bemerkten. Sie haben die Vorrechte einiger ihrer Mitmenschen beseitigt, die ihnen im Wege standen, aber sie haben dafür jetzt der Mitbewerbung alle entgegenzutreten. Die Schranken haben nicht sowohl ihren Platz als ihre Form gewechselt. Wenn die Menschen alle ungefähr gleich sind und denselben Weg verfolgen, so ist es für den einzelnen sehr schwer, rasch vorwärts zu kommen, und sich einen Weg durch die homogene Masse zu bahnen, die ihn von allen Seiten umgibt und umdrängt. Dieser beständige Kampf zwischen den Wünschen, die aus der Gleichheit der Verhältnisse entspringen und der Unzulänglichkeit der Mittel, die sie bietet, um diese Wünsche zu befriedigen, quält und ermüdet den Geist." (Band III, Th. II, Cap. 13.)

Und daher kommt es, wie Hr. de Tocqueville glaubt, daß Jeder vom Ehrgeiz verzehrt wird, und doch kaum Einer oder der Andere in großem Maßstab ehrgeizig ist. Bei so vielen Bewerbern um eine verhältnißmäßig geringe Zahl von großen Preisen und bei dem Umstande, daß keiner von ihnen gleich von Beginn den Vortheil einer hervorragenden socialen Stellung voraus hat, können immer nur sehr Wenige hoffen, diese Preise zu gewinnen, und zwar immer nur in einem vorgeschrittenen Lebensalter. Deshalb richten im Allgemeinen die Menschen ihre Blicke nicht so hoch hinauf. Eine ungeheure Energie der Leidenschaft in einem ganzen Gemeinwesen entwickelt und verzehrt sich in der kleinlichen Verfolgung kleinlicher Erweiterungen des Vermögens und in dem hastigen Haschen nach kleinlichen Genüssen.

Um unseres Autors Ansichten über die Gefahren, welche die Menschheit bei ihrem weitern Fortschritt auf dem Wege zur allgemeinen Gleichheit bedrohen, kurz zusammenzufassen, so fürchtet er von ihr sowohl in Bezug auf Regierung als auf Intelligenz und Moral nicht ein Uebermaß von Freiheit, sondern von allzu bereitwilliger Fügsamkeit, nicht die Anarchie, sondern die Servilität, nicht den allzu jähen Wechsel, sondern eine chinesische Erstarrung. In dem Maße, als die Demokratie vorschreitet, werden, wie er glaubt, die Meinungen der Menschen über die meisten Fragen von allgemeinem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Interesse eine festere Gestalt gewinnen und sich schwerer ändern lassen, als in irgend einer früheren Zeit, und die Menschen werden immer mehr der Gefahr ausgesetzt sein, den moralischen Muth und den Stolz der Unabhängigkeit zu verlieren, der sie bestimmen kann, sowohl in der Speculation wie in ihrer Handlungsweise einen andern Weg einzuschlagen, als die große Heerstraße. Selbst in der Politik steht zu besorgen, daß sie, durchdrungen von dem Gefühl persönlicher Bedeutungslosigkeit und einer entsprechend riesigen Vorstellung von der Bedeutung der Gesellschaft im Allgemeinen, überdies erfüllt von Eifersucht gegen einander, aber nicht gegen die Centralgewalt, die aus der Majorität hervorgegangen ist oder wenigstens deren Wunsch jede Zwischenmacht zu vernichten getreulich zum Ausdruck bringt — daß sie aus solchen Motiven dieser Centralgewalt gestatten werden, ein immer weiter gehendes Recht der obersten Leitung in Anspruch zu nehmen, immer mehr von dem Geschäft der Gesellschaft an sich zu ziehen, und daß sie, falls dieselbe sich nur zum Organ der allgemeinen Denk- und Gefühlsweise macht, nichts dagegen haben werden, wenn sie ihnen die Sorge für ihre eigenen Angelegenheiten abnimmt und sie unter einer Art Vormundschaft hält, dabei aber, so oft es ihr paßt, die Rechte der Individuen im Namen der Gesellschaft und des allgemeinen Besten ganz ungescheut mit Füßen tritt.

Das Mittel, von dem unser Autor die Heilung dieser Uebelstände erwartet, sucht er in der Erziehung des Volkes, vor Allem aber in dem Geiste der Freiheit, der durch die Ausdehnung und Verbreitung politischer Rechte genährt werden muß. Demokratische Institutionen sind demnach sein Correctiv gegen die schlimmsten Schäden, denen ein demokratischer Gesellschaftszustand ausgesetzt ist. Was die Uebelstände anbelangt, die den demokratischen Institutionen selbst drohen, so glaubt er, daß die Gesellschaft gegen dieselben ankämpfen soll, und sie sich, soweit sie nicht die Mittel findet, sie zu besiegen, gefallen lassen muß. Hr. de Tocqueville glaubt nämlich nicht an die Wirklichkeit einer gemischten Regierung. Ueberall, so sagt er, gibt es eine stärkste Macht; in jeder Regierung hat entweder der König, oder die Aristokratie, oder das Volk den entscheidenden Einfluß, dem keine der andern Staatsgewalten auf die Dauer zu widerstehen vermag. „Wenn ein Gemeinwesen so weit kommt, wirklich eine gemischte Regierung zu besitzen, das heißt zwischen zwei feindlichen Principien gleichmäßig getheilt zu sein, so ist es auf dem Punct, in einen Zustand der Umwälzung zu gerathen oder der Auflösung entgegen zu gehen." Hr. de Tocqueville glaubt, daß es den Forderungen des Rechtes am meisten ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

spricht, wenn jene vorwiegende Macht, die überall existirt, in den Händen der Gesammtheit des Volkes ruht. Für höchst verderblich aber hält er es, wenn diese Macht, mag sie nun dem Volk oder einer andern Staatsgewalt zustehen, „durch gar keine Schranken gehemmt ist, die sie in ihrem Laufe aufhalten und sie nöthigen können, ihre eigene Heftigkeit zu mäßigen." In seinen Augen besteht ein großer Unterschied zwischen verschiedenen Arten demokratischer Institutionen, und man sollte diejenige Form der Demokratie auswählen und in jeder Weise zu entwickeln und in die Praxis einzuführen suchen, die auf der einen Seite die Einsicht und die geistige Thätigkeit der Majorität am meisten übt und fördert, andererseits aber die ungestümen Triebe der Volksmeinung durch Aufschub, Strenge in den Formen und eine erschöpfende Controverse am besten zu zähmen vermag. „Die Organisation und feste Begründung der Demokratie nach diesen Grundsätzen ist das große politische Problem unserer Zeit."

Und wenn dies Problem gelöst ist, so bleibt noch eine andere eben so ernste Aufgabe übrig, nämlich in wirksamer Weise derjenigen Tendenz der Demokratie entgegenzutreten, vermöge deren sie die Individualität zu erdrücken und die Ausübung der menschlichen Fähigkeiten innerhalb enger Grenzen einzuschließen sucht. Die höheren Bestrebungen der Philosophie und der Kunst zu stützen, die ungefesselte Uebung der Vernunft und die moralische Freiheit des Individuums zu wahren und zu schützen — das sind Zwecke, denen in einer Demokratie die Geister höheren Ranges und die Regierung, so weit es ihr gestattet ist, sich mit aller Energie zuwenden sollten.

„Ich werde mit einer allgemeinen Idee schließen, die nicht nur all die besondern Ideen in sich begreift, welche in diesem Capitel einen Ausdruck gefunden haben, sondern auch die meisten von denen, deren Behandlung dies Buch zu seiner Aufgabe gemacht hat.

„In jenen aristokratischen Zeiten, die der unsrigen vorangingen, gab es Privatpersonen von großer Macht, während die Autorität der Gesellschaft außerordentlich schwach war. Die Menschen mußten in jenen Zeiten ihre Bemühungen hauptsächlich dahin richten, die oberste Macht zu stärken, zu mehren und sicher zu stellen, und auf der andern Seite der individuellen Unabhängigkeit engere Grenzen zu ziehen und die privaten Interessen hinter die öffentlichen zurückzudrängen. Andere Gefahren und andere Sorgen erwarten die Männer unserer Zeit. Bei dem größern Theil der modernen Nationen ist die Regierung, was auch ihr Ursprung, ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Verfassung, ihr Name sein mag, beinahe allmächtig geworden und Privatpersonen fallen mehr und mehr dem äußersten Grad der Schwäche und Abhängigkeit anheim."

„Der allgemeine Charakter der alten Gesellschaft war Verschiedenartigkeit; Einheit und Gleichförmigkeit war nirgends zu finden. In der modernen Gesellschaft drohen alle Dinge einander so gleich zu werden, daß die besondern Eigenthümlichkeiten des Individuums in der Gleichförmigkeit des allgemeinen Eindruckes ganz verloren gehen. Unsere Vorfahren waren immer geneigt, einen ungebührlichen Gebrauch von der Vorstellung zu machen, daß Privatrechte geachtet werden müssen, und wir unsrerseits sind geneigt, die Idee auf die Spitze zu treiben, daß das Interesse eines Individuums hinter dem der Vielen zurückstehen muß.

„Die politische Welt ist umgewandelt; gegen neue Krankheiten muß man hinfort neue Heilmittel suchen. Der Action der herrschenden Macht weitgehende, aber bestimmte und unbewegliche Grenzen zu setzen, den Privatpersonen gewisse Rechte zu verleihen und ihnen den Genuß dieser Rechte zu sichern, dem Einzelnen die Behauptung derjenigen Unabhängigkeit, Kraft und Originalität, die er noch besitzt, möglich zu machen, ihn gleichzeitig mit der Gesellschaft im Allgemeinen auf eine höhere Stufe zu heben und auf derselben zu erhalten — das scheinen mir die Hauptaufgaben für den Gesetzgeber des Zeitalters, in das wir jetzt eintreten.

„Es scheint fast, als ob die Herrscher unserer Zeit die Menschen nur brauchen möchten, um große Dinge zu bewirken; ich wollte, sie möchten sich etwas mehr bemühen, große Männer zu schaffen, etwas weniger Werth auf die Arbeit und mehr auf den Arbeiter legen und nie vergessen, daß eine Nation unmöglich lange stark bleiben kann, wenn jeder ihrer Angehörigen individuell schwach ist und daß bis jetzt noch keine Form oder Combination einer socialen Verfassung ersonnen worden ist, die im Stande wäre, aus einem Gemeinwesen persönlich schwacher und kleinmüthiger Bürger eine energische Nation zu machen." (Band IV, Theil IV, Cap. 7.)

Wenn wir diesen Artikel hier schließen und ohne weitere Bemerkung diese edeln Betrachtungen ihre Wirkung äußern lassen wollten, so würde der Leser uns wahrscheinlich nicht tadeln. Unserer Empfehlung bedürfen sie wahrlich nicht. Kaum wird Jemand, der auch nur die flüchtige Skizze gelesen hat, die wir hier davon zu geben vermochten, in Abrede stellen, daß noch nie etwas über Demokratie geschrieben worden ist, was sich im Ganzen und Großen an Tiefe mit ihnen irgendwie messen könnte. Gleichzeitig müssen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wir uns aber davor hüten, diesen Folgerungen oder irgend welchen andern, die sich aus solchen Forschungen ergeben, einen Charakter wissenschaftlicher Sicherheit beizulegen, den sie nie beanspruchen können. Die Demokratie ist eine zu neue und zu großartige Erscheinung, als daß irgend ein jetzt lebender Mensch ihre Folgen erfassen könnte. Einige wenige ihrer directern Tendenzen wird man vielleicht wahrnehmen oder ahnen können; welche weitern Tendenzen aber dahinter stehen und bestimmt sind, jene erstern zu verdrängen oder sich mit ihnen zu verbinden, darüber auch nur Vermuthungen anzustellen, fehlt es noch ganz an Anhaltspuncten. Fassen wir irgend eine ähnliche Erscheinung aus der Vergangenheit ins Auge, irgend einen Wechsel der menschlichen Dinge, dessen Größe einigermaßen an das hinanreicht, was jetzt vor unsern Augen vorgeht, so werden wir immer finden, daß keine Vorhersagung, die zu jener Zeit oder selbst noch ganze Menschenalter später möglich war, dem spätern wirklichen Verlauf der Ereignisse im Entferntesten entsprochen hätte. Als die griechischen Republiken von den macedonischen Eroberern erdrückt wurden und die Freiheit in der civilisirten Welt erloschen schien, als ein rohes, ungebildetes Volk Italiens seine Eroberungen und seine Herrschaft von einem Ende der bekannten Welt bis zum andern ausdehnte, als dies Volk seinerseits seine Freiheit und seine alten Institutionen verlor und dem militärischen Despotismus eines einzelnen Bürgers unterworfen wurde — wo gab es damals einen Weisen, der von diesen Ereignissen Folgen erwartete oder erwarten konnte, die denjenigen einigermaßen ähnlich gesehen hätten, die sie im Laufe der Zeiten wirklich herbeigeführt haben? Als das römische Reich, das die ganze Kunst, Wissenschaft, Literatur und Industrie der Welt umfaßte, von barbarischen Horden überschwemmt, geplündert, zerstückelt wurde, da gab es Niemand, der nicht den Untergang aller Civilisation in einer Umwälzung gesehen und beklagt hätte, von der jetzt alle Welt zugibt, daß sie die nothwendige Bedingung ihrer Erneuerung war. Als die christliche Religion erst zwei Jahrhunderte bestanden hatte, als die Päpste eben erst begannen, ihre Ansprüche geltend zu machen, welcher Philosoph oder Staatsmann hätte damals die Geschicke der Christenheit oder die Rolle vorhersehen können, welche die katholische Kirche in der Welt gespielt hat? Ganz dasselbe gilt von allen andern wirklich großen, historischen Thatsachen, der Erfindung des Schießpulvers zum Beispiel, oder der Buchdruckerkunst; selbst wenn ihre directe Wirkung eben so streng mechanisch und deshalb so genau meßbar ist, wie in diesen beiden Fällen, so bringt schon der Maßstab, nach welchem sie wirken,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

endlose Folgen mit sich, die der weitblickendsten zeitgenössischen Weisheit als phantastische Träumereien erschienen wären.

Nicht ohne ein tiefes Gefühl der Unsicherheit, die allen solchen Vorhersagungen anhaftet, würde also der Weise wagen, sich eine Meinung über das Geschick zu bilden, das die Menschheit unter der neuen demokratischen Ordnung der Dinge erwartet. Aber wenn es auch anmaßend wäre, über entfernte Tendenzen mit Zuversicht aburtheilen zu wollen, so muß man doch diejenigen, welche bereits in der Entwicklung begriffen sind, gerade so behandeln, wie alle andern Verhältnisse einer einmal gegebenen Lage; die heilsamen unter ihnen muß man zu fördern suchen und auf Mittel sinnen, denjenigen, die schädlich werden können, wirksam entgegen zu arbeiten. Die Menschen dazu aufzumuntern und sie bei dieser Aufgabe zu unterstützen ist der Zweck, für den Hr. de Tocqueville sein Buch geschrieben hat, und in demselben Geist wollen wir uns jetzt erlauben, ihm eine Ausstellung zu machen und auf eine Berichtigung hinzuweisen, deren seine Ansichten nach unserer Meinung bedürfen, und in deren Ermangelung sie bisweilen den Eindruck der Spitzfindigkeit und eines falschen Raffinements machen können, welcher das Mißtrauen gewöhnlicher Leser erregt und seine Ansichten weniger wahr und weniger bedeutend für die Praxis erscheinen läßt, als sie nach meiner Ueberzeugung in der That sind.

Herr de Tocqueville hat nämlich, wenigstens scheinbar, die Wirkungen der Demokratie mit denen der Civilisation verwechselt. Er hat die Gesammtheit der Tendenzen unserer modernen, auf Handelsverkehr gerichteten Gesellschaft in eine abstracte Idee zusammengefaßt und gibt ihnen den Namen Demokratie, wodurch er die Vermuthung nahe legt, daß er der Gleichheit der Verhältnisse manche Wirkungen beilegt, die sich aus dem bloßen Fortschritt der nationalen Prosperität in der Form, in welcher diese in der modernen Welt zu Tage tritt, ergeben.

Ohne Zweifel ist es wahr, daß zu den Tendenzen einer auf Handel gerichteten Civilisation auch die Tendenz zu einer Ausgleichung der Verhältnisse gehört und unter ihnen eine hervorragende Stelle einnimmt. Wenn das Gedeihen einer Nation fortschreitet, wenn ihre Industrie sich ausbreitet, ihr Capital sich rasch mehrt, so wächst die Zahl derer, welche Capital besitzen, mindestens in einem eben so starken Verhältniß und wenn auch der Abstand zwischen den beiden Extremen der Gesellschaft sich vielleicht nicht beträchtlich mindert, so findet doch eine rasche Vervielfältigung derer statt, welche die Zwischenstufen einnehmen. Es mag noch immer Fürsten an dem einen und Almosenempfänger an dem andern

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ende der gesellschaftlichen Stufenleiter geben, aber zwischen ihnen wird eine achtbare und gut bezahlte Classe von Arbeitern und eine Mittelclasse, die Capitalbesitz mit Industrie verbindet, zu finden sein. Man kann dies eine Tendenz zur Ausgleichung nennen und es ist in der That eine solche. Aber diese wachsende Gleichheit ist nur einer von den charakteristischen Zügen wachsender Civilisation, eine ihrer wichtigsten Wirkungen, die, wie unser Autor nachweist, auf hundert Wegen ihre andern Wirkungen beeinflußt, die man deshalb aber doch nicht mit der Ursache verwechseln darf.

Wie unzulässig es ist, die bloße Gleichheit der Verhältnisse als die Hauptursache jener moralischen und socialen Phänomene zu betrachten, die Herr de Tocqueville schildert, zeigt sich unter andern sehr deutlich dadurch, daß überall da, wo ein Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände eine Gleichheit der Lebensverhältnisse an sich, gesondert von jenem Verkehrsleben der Gesellschaft und jenem Fortschritt der Industrie, denen sie sich naturgemäß beizugesellen pflegt, entstehen läßt, diese Gleichheit nur in geringem Maße oder gar nicht die moralischen Wirkungen äußert, die ihr beigelegt werden. Nehmen wir zum Beispiel die Franzosen in Untercanada. Gleichheit der Lebensverhältnisse ist unter ihnen allgemeiner als in den Vereinigten Staaten, denn die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme erfreut sich eines gewissen Wohlstandes und es gibt dort keine so beträchtliche Anzahl reicher Individuen, wie man sie in allen großen Städten der Union findet. Trotz alledem, wo findet man in Canada jenen rastlos vorwärts drängenden Geist, jene unruhige, ungeduldige Hast, seine Lage zu verbessern, jene Beweglichkeit, jene ewig wechselnde, alles umkehrende Geschäftigkeit, jene gänzliche Abwesenheit von Classenunterschieden und Classengeist, jene Eifersucht auf überlegene Bildung, jenen Mangel an Achtung vor Autorität, jene Gewohnheit, alle Dinge wohl oder übel nach dem Maßstabe des eigenen Verständnisses zu bemessen, kurz die meisten jener Eigenschaften der Amerikaner, die Herr de Tocqueville jener Ursache beimißt? Im Gegentheil, es herrschen dort allgemein gerade die entgegengesetzten Eigenschaften vor. Wir stellen durchaus nicht in Abrede, daß dort, wo die andern Umstände vorhanden sind, welche zu solchen Wirkungen führen, die Gleichheit der Verhältnisse sehr merklich dazu beiträgt, sie zu verstärken. Wir glauben, Herr de Tocqueville hat nachgewiesen, daß dies in der That der Fall ist. Aber wir glauben auch, das Beispiel Canada's allein bilde schon ein starkes Argument gegen die Annahme, die Gleichheit der Verhältnisse sei ausschließlich oder auch nur vorzugsweise die Ursache, aus der jene Wirkungen entspringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ergänzende Gegenstück zu jenem Experiment können wir in unserer eigenen Heimath finden. Unter allen Ländern, die sich in einem Zustande fortschreitender commercieller Civilisation befinden, ist Großbritannien dasjenige, in welchem die Ausgleichung noch am weitesten zurück ist. Die Extreme des Reichthums und der Armuth liegen weiter auseinander, und es befindet sich eine zahlreichere Classe an dem einen wie an dem andern äußersten Ende, als in irgend einem andern handeltreibenden Gemeinwesen. In Folge der Gewohnheiten der Bevölkerung im Puncte des Heirathens sind die Armen arm geblieben; in Folge der Gesetze, welche darauf berechnet sind, große Massen von Eigenthum zusammen zu halten, sind die Reichen reich geblieben und selbst denjenigen unter ihnen, welche das Wesen des Reichthums verloren haben, sind doch seine gesellschaftlichen Vortheile und seine äußerliche Ausstattung häufig geblieben. Große Vermögen werden beständig aufgehäuft und selten wieder vertheilt. In dieser Beziehung bildet also England den vollständigsten Gegensatz zu den Vereinigten Staaten. Dagegen kommt es in Bezug auf die Entwicklung des Handels, das Wachsthum der Industrie und des Reichthums Amerika am nächsten und steht nicht weit hinter diesem Lande zurück. Wir fragen nun alle competenten Beobachter, ob nicht unser Land in fast all den moralischen und intellectuellen Eigenschaften, welche Hr. de Tocqueville als charakteristische Züge der amerikanischen Gesellschaft darstellt, näher an Amerika heranreicht, als irgend eine andere Nation? ob nicht, abgesehen von dem einzigen Unterschiede des bei uns noch vorhandenen Respectes vor der Aristokratie, das amerikanische Volk sowohl in seinen guten Eigenschaften wie in seinen Mängeln, uns alle Eigenthümlichkeiten unserer Mittelclasse nur schärfer ausgeprägt zeigt? ob nicht der Geist, der unter uns täglich mehr Boden gewinnt, in hohem Grade ein amerikanischer ist, und ob nicht alle die Elemente eines amerikanischen Zustandes der Gesellschaft mit reißender Schnelligkeit bei uns emporwachsen?

Nehmen wir zum Beispiel jenen vollständigen Mangel an Festigkeit in der socialen Stellung der Individuen, jenes Vorwärtsdrängen, bei dem Einer immer auf die Fersen des Andern tritt, jene allgemeine Unzufriedenheit eines Jeden mit der Stufe, die er einnimmt und jene eifrige Hast, mit der jeder auf die nächsthöhere zu gelangen sucht; ist nicht alles das ein charakteristischer Zug der englischen Gesellschaft geworden und wird es täglich mehr und mehr? In England ebenso wie in Amerika empfangen Ausländer und selbst Einheimische, die erst kürzlich aus der Fremde zurückgekehrt sind, den Eindruck, als ob jeder nur den Wunsch habe,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Umstände zu bessern, ohne dieser Besserung jemals froh zu werden, als ob kein Engländer jemals daran dächte, die seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Tugenden zu pflegen, oder die ihr eigenthümlichen Freuden zu genießen, sondern immer nur bestrebt wäre, möglichst rasch aus ihr herauszukommen, oder wenn das nicht geschehen kann und bis es geschehen ist, wenigstens so zu erscheinen, als ob er bereits hinaus wäre. Was Hr. de Tocqueville „die Heuchelei des Luxus" nennt, das Streben nach einem äußern Schein, der in keinem Verhältniß zu dem wirklichen Aufwand steht, betrachtet er als eine demokratische Eigenthümlichkeit. Eine englische ist es sicherlich. Die höchste Classe ist allerdings, wie es auch in der Natur der Sache liegt, verhältnißmäßig frei von diesen Fehlern. Aber schon das bloße Vorhandensein einer solchen Classe, deren Vortheile und Vorrechte der Reichthum verschaffen kann, trägt viel dazu bei, das Ringen der andern Classen nach einem solchen Freipaß, der den Zugang zu jeder andern Bedeutung eröffnet, nur um so leidenschaftlicher zu machen, und es bedurfte vielleicht des Beispiels von Amerika, um zu beweisen, daß „die Jagd nach Reichthum, welche keinen Sabbath kennt," auch dort, wo keine aristokratischen Standesunterschiede dazu aufstacheln, ebenso um sich greifen kann.

Kommen wir ferner auf die Unstätigkeit und die wechselnde Natur der individuellen Beziehungen, auf den Mangel an dauernden Banden localer und persönlicher Art, wie oft hat man nicht schon derartige Erscheinungen als organische Aenderungen beklagt, durch welche das alte System der englischen Gesellschaft seiner Auflösung entgegengeführt wird! Auch wenn wir nicht auf die Tage der Clanverfassung oder auf jene Zeiten zurückgehen wollen, wo der Landadel mitten unter seinen Nachbarn und Pächtern ein patriarchalisches Leben führte, reicht doch das Gedächtniß lebender Menschen bis auf eine Periode zurück, wo dieselben Pächter bei denselben Gutsherren, dieselben Diener in denselben Familien ihr Leben lang ausharrten. Mit andern alten Gewohnheiten hat auch diese sich zuerst nach entlegenen Winkeln unserer Insel zurückgezogen und sich nachgerade fast gänzlich verflüchtigt, und man kann jetzt behaupten, daß in allen Beziehungen des Lebens mit Ausnahme derer, welchen Religion und Gesetz Dauer verleihen, der Wechsel die allgemeine Regel, und Beständigkeit zur Ausnahme geworden ist.

Die übrigen Tendenzen, die uns Hr. de Tocqueville schildert, lassen sich größtentheils auf eine gemeinsame Hauptursache zurückführen, auf die wachsende Bedeutungslosigkeit der Individuen im Vergleich mit der Masse. Es würde aber wohl schwer sein, irgend

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein Land zu nennen, in welchem diese Bedeutungslosigkeit entschiedener und auffallender zu Tage tritt, als in England, oder irgend eine Unverträglichkeit zwischen dieser Tendenz und aristokratischen Einrichtungen nachzuweisen. Wenn die Individuen der Masse gegenüber ohnmächtig sind, so kommt dies nicht daher, weil die Individuen, welche die Masse bilden, alle gleich sind, sondern weil die Masse selbst zu einer so kolossalen Größe herangewachsen ist, weil sie durch die Fortschritte auf dem Gebiete mechanischer Vorrichtungen fähig geworden ist, gleichzeitig zu handeln und dadurch nicht bloß das einzelne Individuum, sondern auch jede Zahl von Individuen zwingen kann, sich ihr zu fügen. Das Haus der Lords ist die reichste und mächtigste Körperschaft Europa's, und doch konnte es die Reformbill nicht hindern, sondern war genöthigt, sie selbst gutzuheißen. Die täglichen Handlungen eines jeden männlichen und weiblichen Mitgliedes der Pairie gerathen täglich mehr unter die Herrschaft der bürgerlichen Meinung; sie fühlen in immer höherem Grade die Nothwendigkeit, der Welt eine reine Stirn zu zeigen. Wenn sie es wagen, die öffentliche Meinung unbeachtet zu lassen, so thun sie es immer nur in corpore und im Vertrauen auf gegenseitige Unterstützung, während in früheren Zeiten jeder Baron auf eigene Faust handelte und sich herausnahm, so excentrisch zu sein, als ihm beliebte. Kein Rang in der Gesellschaft ist jetzt frei von der Furcht, Besonderheiten zu zeigen, von der Scheu originell zu sein oder dafür gehalten zu werden. Kaum irgend etwas hängt noch von Individuen ab, sondern alles von Classen und unter diesen hauptsächlich von der Mittelclasse. Diese Classe ist jetzt die Macht in der Gesellschaft, entscheidet über Glück und Erfolg. Zehnmal mehr Geld wird damit verdient, den mittlern, sogar den untern Classen das Nothwendige und selbst das Ueberflüssige zu liefern, als durch die Befriedigung der Bedürfnisse der höhern Classen. Selbst Literatur und Kunst erwarten jetzt ihren Lohn von der Mittelclasse; die wohlfeilen Bücher sind es, die den meisten Gewinn bringen, und den größten Theil des Erträgnisses von Gemälden bildet der Erlös aus den Kupferstichen, die danach gefertigt werden. Alle jene geistigen Wirkungen, welche Herr de Tocqueville der Demokratie zuschreibt, stellen sich unter der Demokratie der Mittelclasse ein. Es gibt eine viel größere Anzahl mäßiger Erfolge, weniger große literarische und wissenschaftliche Berühmtheiten. Elementare und populär gehaltene Abhandlungen werden unendlich zahlreicher, eine oberflächliche Kenntniß ist in ungleich weitern Kreisen verbreitet, aber es gibt weniger Menschen, die sich dem Gedanken um seiner selbst willen zuwenden und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich in stiller Zurückgezogenheit jenen tiefern Forschungen widmen, deren Resultate nur wenige zu würdigen vermögen. Schöpfungen höherer Kunst auf literarischem Gebiete sind selten; die Bücher werden darauf berechnet, von Vielen und nur einmal gelesen zu werden. Wenn das Buch einen Tag lang Absatz findet, wird der Autor seine Zeit und Mühe besser dadurch verwerthen können, daß er ein zweites schreibt, als dadurch, daß er an der Vollendung des ersten arbeitet. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht etwa darin, daß die Bücher nicht mehr für die Aristokratie geschrieben werden, denn das war nie der Fall. Die Aristokratie war, abgesehen von individuellen Ausnahmen, niemals ein dem Bücherlesen besonders ergebener Stand. Dieser Grund liegt vielmehr darin, daß die Bücher jetzt für ein zahlreiches und also ungebildeteres Publicum geschrieben werden, nicht mehr für Gelehrte und Männer der Wissenschaft, die eine selbständige Kenntniß besitzen und sich von einem halben Wissen nicht imponiren lassen, die großen Werke des Genius studirt haben und Vergleiche anzustellen vermögen*).

Was den Verfall der Autorität und die Abnahme der Achtung vor hergebrachten Meinungen anbelangt, so können sich diese Symptome unter einem alten Volke, dessen politische Begriffe sämmtlich auf historischer Grundlage beruhen und dessen Institutionen selbst auf dem historischen Recht, nicht auf Ideen der Zweckmäßigkeit auf-

*) Aus diesem wie aus manchen andern Gründen pflichten wir Herrn de Tocqueville vollkommen bei, wenn er großen Werth auf das Studium der römischen und griechischen Literatur legt, nicht als ob gar nichts daran auszusetzen wäre, sondern weil sie gerade die entgegengesetzten Fehler hat wie unsere Zeit. Diese Literaturen bieten uns nicht nur Beispiele von vollendeter Kunstmäßigkeit in der Ausführung, deren die moderne literarische Welt mit ihrer Gewohnheit des übereilten und liederlichen Schreibens gar sehr bedarf, sondern sie zeigen uns in den militärischen und ackerbauenden Republiken des Alterthums gerade das Bild jener Tugenden, die einer handeltreibenden Gesellschaft am leichtesten abhanden zu kommen pflegen und sie führen uns überhaupt Menschennaturen in größerem Maßstabe vor, mit weniger Wohlwollen aber mehr Patriotismus, weniger Empfindsamkeit, aber mehr Selbstbeherrschung, eine Welt, in der vielleicht ein geringeres Durchschnittsmaß, aber glänzendere individuelle Beispiele von Tugend zu finden waren, weniger Güte im Detail, aber mehr Größe und ein lebendigeres Gefühl für Größe, mehr was dazu beiträgt, die Einbildungskraft zu erheben, und eine hohe Vorstellung von den Fähigkeiten des Menschen zu geben. Wenn diese Studien, wie Jedermann sehen kann, allmälig in der allgemeinen Geltung sinken, weil sie dem modernen Geist ferner liegen, so bestätigt dieser Umstand nur um so mehr, wie sehr wir ihrer bedürfen, und legt denen, welche die Macht haben, eine um so dringendere Verpflichtung auf, ihrem Verfall nach ihren besten Kräften entgegenzuwirken.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gebaut sind, nicht füglich so weit vorgeschritten sein, wie in Amerika, wo das ganze Regierungsgebäude in einer Zeit, die innerhalb der Erinnerung lebender Menschen liegt, auf abstracten Grundsätzen aufgeführt wurde. Aber sicherlich vollzieht sich auch in dieser Richtung der Umschwung so rasch, als man unter den gegebenen Umständen irgend erwarten konnte. Und selbst diese Wirkung steht mit der Demokratie zwar in einem directeren, aber keineswegs ausschließlichen Zusammenhang. Die Achtung vor alten Meinungen muß überall abnehmen, wo Wissenschaft und Kenntniß in raschem Fortschritt begriffen sind. Das Publicum im Allgemeinen ist sehr geneigt, sich mit Rücksicht auf den Umstand, daß die wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiet der physischen Welt aus der neuen Zeit datiren, eine ziemlich geringschätzige Meinung von der Weisheit seiner Vorfahren zu bilden. Schon die sichtbaren Früchte wissenschaftlichen Fortschrittes, die eine reiche Gesellschaft aufzuweisen vermag, die mechanischen Verbesserungen, Dampfmaschinen, Eisenbahnen tragen das Gefühl der Bewunderung für die neue Zeit und der Mißachtung gegen alte Zeiten selbst in den Geist der gänzlich ungebildeten Classen. Jenen andern geistigen Charakterzug, den Herr de Tocqueville in Amerika findet, jenen auf das Positive und Thatsächliche gerichteten Sinn, jene Gleichgültigkeit gegen die feinern und scharfsinnigern Gründe, die sich an gebildetere und mehr systematisch geübte Geister wenden, kurz, was wir den Dogmatismus des gemeinen Menschenverstandes nennen können, — das Alles brauchen wir nicht außerhalb unserer Grenzen zu suchen. Es bedarf keiner Demokratie, um eine solche Erscheinung hervorzurufen, es bedarf nur der Gewohnheit energischen Handelns ohne entsprechende Entwicklung des Geschmackes an Speculation. Bonaparte war eins der merkwürdigsten Beispiele einer solchen Richtung und die Verbreitung einer halben Bildung trägt mächtig dazu bei, ihr Ueberwuchern zu fördern, wenn die Gesellschaft nicht daneben gleichzeitig in genügendem Maße für die Pflege höherer Bildung Sorge trägt.

Beinahe alle diese socialen und moralischen Einflüsse also, mit denen sich Herr de Tocqueville in seinem zweiten Theile beschäftigt, sehen wir in dem aristokratischen England in voller Thätigkeit. Ihre Beziehung zur Gleichheit liegt nur darin, daß sie mit dem Wachsthum der Mittelclasse, aber nicht darin, daß sie mit der Vernichtung der Extreme zusammenhängen. Sie sind vollkommen verträglich mit dem Bestehen von Pairs und Proletariern, ja sogar mit einer sehr reichlichen Fülle dieser beiden Varietäten der menschlichen Natur. Wenn wir vollkommen von der ewigen Dauer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unserer aristokratischen Einrichtungen überzeugt sein könnten, würde die Gesellschaft nichts destoweniger gegen alle diese Tendenzen anzukämpfen haben, und vielleicht würde der Untergang jener Institutionen nicht so viel, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, zur Beschleunigung ihres Triumphes beitragen.

Das Uebel liegt nicht in dem Uebergewicht einer demokratischen Classe, sondern überhaupt irgend einer Classe. Die Fehler, welche Herr de Tocqueville bei den Amerikanern nachweist und welche wir in dem modernen englischen Geiste wahrnehmen, sind die gewöhnlichen Fehler einer handeltreibenden Classe. Der Theil der Gesellschaft, welcher in Amerika vorherrscht und der, welcher bei uns wenigstens nahe daran ist vorzuherrschen, die amerikanischen Vielen und unsere Mittelclasse haben das Eine gemeinsam, daß sie handeltreibende Classen sind. Das eine Land bietet einen vollständigen und das andere einen in fortschreitender Entwicklung begriffenen Beleg dafür, daß irgend eine Varietät der menschlichen Natur, die in einem Gemeinwesen das Uebergewicht erlangt, jedesmal der ganzen übrigen Gesellschaft ihren Typus aufnöthigt, und sie zwingt, sich ihr zu unterwerfen oder sie nachzuahmen.

Es ist China nicht das einzige Land, wo ein gleichartiges Gemeinwesen der Natur der Dinge nach auch ein stationäres wird. Die Ungleichheit der Personen ist nicht nur eine Grundbedingung des Fortschrittes, sondern könnte fast seine einzige Grundbedingung zu sein scheinen. Es ist eine tiefe Bemerkung von Herrn Guizot, die kurze Dauer oder das verkümmerte Wachsthum früherer Civilisationen hätten ihren Grund darin gehabt, daß in jeder von ihnen ein Element des Fortschrittes ausschließlich oder doch in so überwiegendem Maße existirt habe, daß es alle andern überwältigte, was zur Folge hatte, daß das Gemeinwesen, nachdem es mit reißender Schnelligkeit alles erreicht, was dies eine Element leisten konnte, entweder aus Mangel an dem, was es nicht leisten konnte, zu Grunde ging, oder zum Stehen kam und unbeweglich wurde. Es wäre ein Irrthum, vorauszusetzen, daß dies nicht auch möglicherweise unser Schicksal sein könnte. Wenn man den allgemeinen Satz aufstellen will, daß „das Gesetz des Fortschrittes" ein mit der menschlichen Natur nothwendig verbundenes Attribut sei, so vergißt man, daß unter allen Bewohnern der Erde die europäische Völkerfamilie die einzige ist, die sich bis jetzt jemals fähig gezeigt hat, sich aus eigener Kraft über eine gewisse niedrige Culturstufe zu erheben. Hüten wir uns anzunehmen, daß wir diese Eigenthümlichkeit irgend einer überlegenen Eigenschaft unserer Natur und nicht vielmehr Verbindungen von Umständen verdanken, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sonst nirgends existirt haben und vielleicht auch unter uns nicht immer existiren werden. Der Geist des Handels und der Industrie ist eins der mächtigsten Werkzeuge, nicht nur der Civilisation im engsten, sondern auch des Fortschrittes und der Cultur im weitesten Sinne des Wortes; ihm oder seinen Folgen verdanken wir beinahe alles, was unsere Periode vortheilhaft von dem Mittelalter unterscheidet. So lange neben ihm noch andere beigeordnete Elemente des Fortschrittes bestanden, die das thaten, was er ungethan ließ und seinen ausschließlichen Tendenzen durch eine entgegengesetzte Ordnung von Gefühlen, leitenden Grundsätzen und Denkweisen das Gleichgewicht hielten — so lange waren die Wohlthaten, die er der Menschheit erwies, ganz zweifelloser Natur. Aber Beispiel und Theorie rechtfertigen gleichmäßig die Voraussetzung, daß mit dem Augenblick, wo er ein vollkommenes Uebergewicht erlangt hätte, eine Periode des Stillstandes oder des Verfalls eintreten würde.

Wenn es zur Abwendung eines solchen Ganges der Dinge erforderlich wäre, daß die Classe, welche die stärkste Macht in der Gesellschaft in Händen hat, an der Ausübung ihrer Kraft gehindert, oder daß diejenigen, welche stark genug sind, die Regierung zu stürzen, vermocht werden sollen, auf eine entscheidende Controle über dieselbe zu verzichten, so wäre die Lage civilisirter Nationen nahezu hoffnungslos. Aber menschliche Angelegenheiten werden nicht ausschließlich durch mechanische Gesetze bestimmt und eben so wenig werden menschliche Charaktere gänzlich und unwiderruflich durch die äußere Lebensstellung gebildet. Oekonomische und sociale Umwandlungen sind zwar einige der größten, aber nicht die einzigen Kräfte, welche unserm Geschlecht seine Laufbahn vorzeichnen; Ideen sind nicht immer bloße Zeichen und Wirkungen socialer Verhältnisse, sie sind auch selbst eine Macht in der Geschichte. Laßt nur einmal die edlern und gebildetern Geister von der Idee ergriffen werden, daß der unbedingte Einfluß des Handelsgeistes die ernsteste Gefahr für die künftigen Aussichten der Menschheit in sich schließt, laßt nur erst die weisern und hochherzigern Staatsmänner und öffentlichen Lehrer es als ihre dringlichste Pflicht betrachten, alles zu schützen und zu stärken, was in dem Herzen oder dem äußern Leben des Menschen ein heilsames Gegengewicht gegen die ausschließlichen Tendenzen jenes Geistes zu bilden vermag — und wir würden bald gegen ihn nicht nur individuelle Zeugnisse in allen Formen des Genius von allen denen besitzen, welchen es gegeben ist, nicht bloß zu ihrer Generation, sondern zu allen kommenden Zeiten zu sprechen; es würde sich auch allmälig eine nationale Erziehung herausbilden, die ohne irgend ein anderes Erforderniß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

menschlicher Wohlfahrt zu übersehen, für diesen Zweck besonders geeignet sein würde.

Was in der Politik für denselben Zweck erforderlich ist, besteht nicht darin, daß die öffentliche Meinung nicht das sein soll, was sie ist und sein muß, die herrschende Macht, sondern darin, daß im Interesse der Heranbildung einer möglichst guten öffentlichen Meinung irgendwo eine mächtige gesellschaftliche Stütze für Ansichten und Gefühle existiren sollte, die von denen der Menge verschieden sind. Die geeignetste Gestalt, welche diese Stütze anzunehmen hätte, ist eine Frage der Zeit, des Ortes und der Umstände; aber in einem Handelsstaat und in einer Zeit, wo zum Glück für die Menschheit der kriegerische Geist der Vergangenheit angehört, kann kein Zweifel über die Elemente obwalten, welche sie zu bilden haben; es sind dies eine ackerbauende, eine ihrer Muße lebende und eine gelehrte Classe.

Die natürlichen Tendenzen einer ackerbauenden Classe sind in vielen Beziehungen das Gegentheil von denen einer Manufactur- und Handelsclasse. Zunächst zeigen sich die Mitglieder jener ersteren Classe in Folge der größern Zerstreutheit ihrer Wohnplätze und der geringern Uebung ihrer geistigen Thätigkeit in der Regel weit geneigter, eine Leitung zu achten und sich gefallen zu lassen. Außerdem ist es auch diese Classe, bei deren Mitgliedern wir vorzugsweise locale Anhänglichkeit zu suchen haben, und es ist erstaunlich, wie sehr der Charakter von diesem einen Umstande abhängt. Wenn der Geist des Ackerbauers sich in Amerika nicht als Gegengewicht gegen den Handelsgeist fühlbar macht, so kommt das nur daher, weil der amerikanische Ackerbauer keine Anhänglichkeit an den Ort hat; er streift von einer Stätte zur andern und gehört in allen wesentlichen Puncten einer handeltreibenden Classe an. In einem alten Land aber, wo dieselbe Familie lange auf derselben Scholle gesessen hat, wird der Fall natürlich ein ganz anderer sein. Aus der Anhänglichkeit an den Ort folgt Anhänglichkeit an die Personen, die zu diesem Ort gehören. Obgleich nicht mehr das dauernde Band, das sie einst war, ist doch die Verbindung zwischen Pächter und Gutsherrn noch immer nicht etwas, das man leichthin abschüttelt, sondern ein Verhältniß, dessen Fortdauer beide Theile bei seinem Beginn hoffen und wünschen. Mit der Liebe zum Ort hinwiederum geht in der Regel Liebe zur Beschäftigung Hand in Hand; ein Pächter wird selten etwas anderes als ein Pächter. Die Leidenschaft des Gelderwerbs kann sich bei einem Landmann selten bis zu einer gefährlichen Höhe steigern; ausgenommen da, wo schlechte Gesetze die natürlichen Preis-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwankungen künstlich gesteigert haben, bleibt hier wenig Raum für das Spiel; der Lohn der Thätigkeit und Geschicklichkeit ist ein sicherer aber mäßiger und der Landmann kann selten ein großes Vermögen erwerben. Der Fabricant oder Kaufmann weiß, daß Andere ihn überholen und zu Grunde richten, wenn er sie nicht überholt, während zugleich die lästige Tagesplage, der er sich als einem Mittel zum Zwecke unterzieht, keinen andern angenehmen Gedanken zuläßt, als die Aussicht auf das schließliche Ziel. Der Landbau dagegen ist an sich eine interessante Beschäftigung, die man in der Regel nicht aufzugeben wünscht, und der sich Männer von Vermögen und Bildung oft nur der eigenen Unterhaltung wegen hingeben. Menschen in einem solchen Beruf begnügen sich mit einem geringern Gewinn und sind weniger ungeduldig, ihn wirklich in der Hand zu haben. Man hat schon lange bemerkt, daß unsere städtische Bevölkerung beinahe eben so beweglich und ruhelos zu werden beginnt, wie die Amerikaner. Bei unserer Landbevölkerung sollte nicht der gleiche Fall eintreten; sie sollte in unserm Nationalcharakter das gegenwirkende Element bilden und den dem Handelsgeist entgegengesetzten Typus darstellen, den der gemäßigten Wünsche, der ruhigen Geschmacksrichtungen, der Pflege solcher Anregungen und Genüsse, die nahe bei der Hand liegen und mit den schon vorhandenen Bedingungen der äußern Lebenslage vereinbar sind.

Wie viel Aenderungen zur Erreichung dieses Zieles in dem System des höchsten Pachtschillings und der Pacht auf beliebige Kündigung erforderlich sind, können wir an dieser Stelle nicht nachzuweisen unternehmen. Auch ist es augenscheinlich genug, daß die Korngesetze beseitigt werden müssen; es darf keine Fehde zwischen der Classe des Handels und derjenigen Classe wüthen, durch deren Einfluß und Beispiel ihre Ausschreitungen gemildert werden sollen; die Menschen sind nicht dazu geneigt, die charakteristischen Eigenschaften ihrer Feinde anzunehmen. Auch ist dies nicht alles. Wenn das ackerbauende Element der Bevölkerung in der Politik für etwas zählen und seinen Theil zur Bildung des Nationalcharakters beitragen soll, so ist es durchaus unerläßlich, daß es erzogen werde. Und man möge nicht vergessen, daß bei einem ackerbauenden Volk die Verbreitung von Kenntniß und Einsicht nothwendig eine künstliche ist, das Werk der Regierung oder der obern Classen. In volkreichen Städten wird schon durch die bloße Reibung des Verkehrs zwischen den verschiedenen Menschen, den Eifer der Concurrenz, die Gewohnheiten der Geselligkeit und der Erörterung, selbst durch die Langweiligkeit der gewöhnlichen Beschäftigung, welche

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Menschen veranlaßt, andere Anregung zu suchen, eine gewiss geistige Entwicklung hervorgerufen. Selbst die Individuen de wenigst begünstigten Classe einer städtischen Bevölkerung sind selte geradezu stupid und zeigen oft in gewissen Richtungen eine krank hafte Schärfe und Regsamkeit des Geistes. Ganz anders steht e mit der Landbevölkerung; was sie wissen soll, muß ihr gelehr werden und die Einsicht, die unter ihr heranwachsen soll, muß ih zuerst eingepflanzt und sorgsam gepflegt werden.

Es ist nicht nöthig, auf eine ähnliche Analyse der Tendenze der beiden andern Classen, der in Muße lebenden und der gelehr ten einzugehen. Die Fähigkeiten, die sie besitzen, um das Ueber maß des Handelsgeistes durch einen entgegengesetzten Geist zu dämpfen, liegen auf der Hand. Wir betrachten es als einen der größten Vortheile, die unser Land vor Amerika voraus hat, daß es diese beiden Classen besitzt, und wir glauben, daß die Interessen der kommenden Zeit in hohem Grade von ihrer Erhaltung und von der Art abhängen, wie man sie für ihren wichtigen Zweck mehr und mehr geeignet zu machen suchen wird, was sie in der That sehr bedürfen.

Wenn ich der Meinung wäre, daß der englische National charakter, anstatt auf den amerikanischen zurückzuwirken und ihr zu heben, sich ihm allmälig gerade in den Puncten immer mehr nähere, welche den besten und weisesten Amerikanern die größten Besorgnisse einflößen, so würde es für mich kein Trost sein, zu denken, daß wir vielleicht die amerikanischen Institutionen ver meiden könnten, denn wir würden somit alle Wirkungen dieser Institutionen haben, mit Ausnahme der wohlthätigen. Die ameri kanischen Vielen sind von der Classe unserer Zehnpfundhaushälter nicht wesentlich verschieden und wenn die Mittelclasse den bloßen Gewohnheiten und Instincten eines handeltreibenden Gemeinwesens überlassen bleibt, so werden wir eine „Tyrannei der Majorität" haben, die deshalb nicht weniger quälend sein wird, weil die meisten Tyrannen vielleicht nicht Handarbeiter sind. Denn es ist eine chimärische Hoffnung, zu glauben, daß man die Mittelclasse zurückdrängen oder überstimmen könne; diejenigen Arten der Ab stimmung und diejenige neue Eintheilung der Wählerschaften, welche wirklich erforderlich sind, um die Regierung in ihre Hand zu legen, wird sie sicherlich auch erhalten, gleichviel ob wir wollen oder nicht.

Der überwiegende Einfluß der handeltreibenden Classe in der modernen Gesellschaft und Politik ist unvermeidlich und sollte unter gehörigen Begrenzungen nicht als ein Uebel betrachtet werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Classe ist die mächtigste, aber sie braucht deshalb noch nicht allmächtig zu sein. Jetzt, wie immer, besteht das große Regierungsproblem darin, die stärkste Macht daran zu hindern, daß sie die einzige wird und der natürlichen Tendenz des herrschenden Körpers entgegenzutreten, vermöge deren er strebt, alle Schranken zu stürzen, die im Stande wären, sein Vorwärtsdringen auch nur für einen Augenblick zu hemmen. Jede gegenwirkende Macht kann hinfort nur noch durch die Duldung von Seiten der handeltreibenden Classe bestehen, aber daß diese irgend eine solche Begrenzung zulassen sollte, scheint uns ebenso wichtig, als daß sie selbst nicht in Abhängigkeit gehalten werden soll.

(Als eine Probe der Vorkehrungen für „Organisation der Demokratie," die geeignet sind, ihre charakteristischen Schwächen zu berichtigen und auszugleichen, ohne irgend eine ihrer wohlthätigen Tendenzen aufzuopfern, folgt hier ein Auszug aus einem andern Aufsatz des Autors, einer Besprechung der „Lettres politiques" von Hrn. Charles Duveyrier, welches Buch unter andern werthvollen Anregungen auch den Vorschlag Sir Charles Trevelyans vorausnahm, die Zulassung in den Regierungsdienst in allen Fällen von dem Erfolg einer öffentlichen Concurrenzprüfung abhängig zu machen.)

„Jedes Volk, sagt Hr. Duveyrier, umfaßt zwei Gesellschaften, die es wahrscheinlich immer umfassen wird, eine Administration und ein Publicum; die erstere, deren oberstes Gesetz das allgemeine Beste ist, in der die Stellungen nicht erblich sind, sondern das Princip herrscht, jedem Mitglied seinen Platz nach seinem Verdienst anzuweisen und es nach Maßgabe seiner Leistung zu belohnen und in der die verhältnißmäßige Geringfügigkeit der Bezüge durch ihre Sicherheit, vor allem aber durch Ehre und Geltung aufgewogen wird; die andere, gebildet aus Grundbesitzern, Capitalisten, aus Meistern und Arbeitern, in der das Gesetz der Erblichkeit herrscht, persönliches Interesse die hauptsächlichste Regel des Handelns ausmacht und deren liebstes Element Concurrenz und unabläßiges Ringen bilden.

„Diese beiden Gesellschaften dienen sich gegenseitig als Gegengewicht, üben beständig Wirkung und Gegenwirkung auf einander aus. Das Publicum bestrebt sich, in die Administration den Antrieb einzuführen, der ihr von Natur fehlt, den Geist des Wetteifers. Die Administration sucht in Uebereinstimmung mit der ihr zugewiesenen Aufgabe in die Masse des Publicums immer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mehr Elemente der Ordnung und Voraussicht einzuführen. In dieser doppelten Richtung haben Administration und Publicum einander wechselseitige Dienste erwiesen und erweisen sie sich noch täglich."

Die Deputirtenkammer, fährt er dann fort, repräsentirt das Publicum und seine Tendenzen. Die Pairskammer repräsentirt oder ist doch nach ihrer Zusammensetzung geeignet, diejenigen zu repräsentiren, die öffentliche Beamte sind oder waren, diejenigen Männer, deren Berufspflicht es gewesen ist, Fragen vom Standpunct des allgemeinen und nicht bloß eines localen oder sonst begrenzten Interesses zu betrachten und welche die Einsicht und Kenntniß besitzen, welche Arbeit und Erfahrung zu geben vermögen. Einer solchen Körperschaft gebührt es, die Initiative in all den Zweigen der Gesetzgebung zu ergreifen, die nicht einen constitutionellen oder organischen Charakter tragen. Wenn man in dem natürlichen Verlauf der Dinge irgendwo wohlerwogene Ansichten über Fragen der Staatskunst suchen darf, so wird man sie in einer solchen Körperschaft suchen müssen. Keiner andern Genehmigung können solche Ansichten, wenn sie anderswo ihren Ursprung haben, mit gleicher Zweckdienlichkeit unterzogen, durch kein anderes Organ so passend in die Gesetze eingeführt werden.

Wir wollen hier nicht auf die Erwägungen eingehen, durch welche der Verfasser den Pairs seine hohe Vorstellung von dem Kreis ihrer Berufsthätigkeit recht überzeugend und eindringlich zu machen versucht. Auf eine Körperschaft, die als neugeschaffener Senat ihre Laufbahn eben beginnt, könnten solche Erwägungen einen Eindruck machen. Aber der Senat Frankreichs ist keine neue Körperschaft. Er entnahm seinen Ausgangspunct von der discreditirten Grundlage der alten erblichen Kammer und der Wechsel in seinem Charakter kann nur allmälig in dem Maße stattfinden, als die Mitglieder wegsterben. Eine verlorene Stellung wieder gewinnen ist schwerer als sich eine ganz neue zu schaffen. Die neuen Mitglieder, die in eine Körperschaft eintreten, der das nöthige Gewicht mangelt, gewöhnen sich an politische Bedeutungslosigkeit; sie haben meistentheils das Alter des Unternehmungsgeistes überschritten und die Pairie gilt für wenig mehr als für einen ehrenvollen Ruheposten, den man den Invaliden des öffentlichen Dienstes gewährt. Hrn. Duveyrier's Anregung hat einigen Eindruck auf die politische Welt gemacht; sie hat ihm das Ohr des Publicums gewonnen und seine Lehrmeinungen sind vielfach Gegenstand der Erörterung geworden, aber wir finden nicht, daß sie das Verhalten der Pairs irgendwie beeinflußt hat. Energie

ist gerade die Eigenschaft, welche demjenigen, der sie nicht besitzt, am allerwenigsten durch andrer Leute Rath und Ermahnung eingeblasen werden kann. Doch sind in diese Betrachtungen einige Ideen von allgemeinerem Charakter eingeflochten, die der Beachtung derer nicht unwerth sind, welche die in der Zukunft bevorstehenden gesellschaftlichen Aenderungen nicht gleichgültig lassen.

Es gibt, wie wir glauben, wenig wirkliche Denker von irgend einer Partei, die nicht mit einiger Besorgniß über die in letzter Zeit in Umlauf gekommenen Ansichten nachgedacht hätten, welche sich auf das unwiderstehliche Hinstreben der modernen Gesellschaft zur Demokratie beziehen. Der sichere und jetzt nicht mehr langsam vorschreitende Proceß, in Folge dessen die bisher herrschenden Classen mit der gemeinen Masse verschmelzen und alle andern Kräfte der bloßen Zahl zu weichen beginnen, ist ganz dazu angethan, selbst bei denen, für welche die Demokratie per se nichts Beunruhigendes hat, ein unbehagliches Gefühl wachzurufen. Es ist nicht die schrankenlose Herrschaft der Volksmacht, sondern überhaupt irgend einer Macht, die zu fürchten ist. Es gibt keine Macht in der Gesellschaft und es läßt sich auch keine solche Macht bilden, deren Einflüsse nicht unheilvoll werden müßten, sobald sie ohne Controle herrscht, — sobald sie der Nothwendigkeit, das Recht auf ihrer Seite zu haben, überhoben wird, weil sie in der Lage ist, ihren bloßen Willen ohne ein vorausgegangenes Ringen durchzusetzen. Um ihr Uebergewicht gefahrlos zu machen, müssen ihr Corrective und gegenwirkende Kräfte beigesellt werden, welche die ihren eigenthümlichen Fehlern entgegengesetzten Eigenschaften besitzen. Die Fehler nun, in welche die Regierung der Massen, gleichviel ob in der reinen amerikanischen oder der gemischten englischen Form am leichtesten verfällt, sind gerade die eines Publicums im Gegensatz zu einer Administration. Mangel an Würdigung entlegener Ziele und entfernter Folgen; dort wo ein Ziel wünschenswerth erscheint, Mangel sowohl an entsprechendem Verständniß für die praktischen Schwierigkeiten, wie an dem für ihre Beseitigung nöthigen Scharfsinn, Verachtung der Ueberlieferungen und der von der Erfahrung bestätigten Maximen, Unterschätzung der Wichtigkeit fester Regeln, wenn unmittelbare Zwecke eine Abweichung von ihnen rathsam erscheinen lassen — das alles gehört zu den anerkannten Gefahren einer Volksregierung und dazu kommt die noch größere, obwohl weniger anerkannte Gefahr, der Herrschaft eines Geistes argwöhnischer und unduldsamer Mittelmäßigkeit anheimzufallen. Wenn wir alles dies und außerdem den fortschreitenden Verfall aller bestehenden Schranken und Gegen-

gewichte in Betracht ziehen und erwägen, wie wenig es zu e
warten steht, daß der Einfluß des bloßen Reichthums oder vollend
der der Geburt in Zukunft ausreichen werde, um durch bloße
passiven Widerstand die Tendenzen der wachsenden Macht au
zuhalten, so glauben wir nicht, daß eine Nation, deren historisch
Antecedentien ihr irgend eine Wahl lassen, eine geeignetere Grund
lage für den Aufbau einer gegenwirkenden Macht finden kann, al
das Princip des französischen Oberhauses. Die Fehler der R
präsentativ-Versammlungen sind dem Wesen nach die Fehler un
geschulter Politiker. Das Mittel, eine zu ihrer Berichtigung b
sonders befähigte Macht ins Leben zu rufen, würde in der Or
ganisation und Verbindung der geschulten Politiker zu suchen sei
Die Geschichte bietet uns das Beispiel einer Regierung, die Jahr
hunderte lang mit der größten Folgerichtigkeit und mit einer Kun
und einem Talent fortgeführt wurde, wie sie die Leitung öffen
licher Angelegenheiten nicht zweimal aufzuweisen hat, und die
Regierung beruhte gerade auf jenem Princip. Der römische Sen
war ein Senat auf Lebenszeit, zusammengesetzt aus allen, die hoh
Staatsämter bekleidet und nicht durch eine öffentliche Rüge ih
Berechtigung verloren hatten. Die Fehler der römischen Staat
kunst lagen in ihren Endzielen, die indessen bei allen Staat
der alten Welt die nämlichen waren; die Wahl der Mittel d
gegen kann man eine vollendete nennen. Dieser Regierung un
anderen, die sich ihr entfernt näherten, verdanken die Aristokrati
den ganzen Ruhm der Consequenz und Weisheit, der ihnen z
Theil geworden ist. Ein Senat dieser Art, gebildet aus Männern
die nicht mehr jung sind und deren Ruf bereits gemacht ist, wir
nothwendig zur conservativen Seite hinneigen, aber nicht in de
blinden, blos instinctartigen Geist des Conservatismus, der durc
bloßen Reichthum oder durch eine gesellschaftliche Bedeutung, d
nicht die Frucht vorausgegangener Arbeit ist, erzeugt wird. Ein
solche Körperschaft würde dem Herkommen und der bestehende
Regel in gebührendem Maße Gehör und Achtung verschaffen. Si
würde frei von jedem Classeninteresse sein und dadurch die Eifer
sucht entwaffnen; und während sie nie die wirklich herrschend
Macht im Staate werden könnte, würde sie doch, weil ihre Stel
lung die Folge anerkannten Verdienstes und wirklicher, dem Pu
blicum geleisteter Dienste wäre, soviel persönlichen Einfluß besitze
und so wenig Feindschaft erregen, als dies irgend mit dem Wider
stand gegen die Tendenzen der thatsächlich stärksten Macht ver
einbar ist.

Es gibt noch eine andere Reihe von Erwägungen, die sic

auf Repräsentativ-Regierungen beziehen und bei denen wir ebenfalls einen Augenblick verweilen wollen. In demselben Maß, als man besser verstehen gelernt, was Gesetzgebung ist und was die Einheit des Plans und die reifliche Berathung bedeuten, die für sie erforderlich sind, haben denkende Personen sich immer mehr mit der Frage beschäftigt: ob es einem Volkskörper von 658 oder 459 Mitgliedern, die nicht speciell für diesen Zweck gebildet sind, die keine Lehrzeit durchgemacht und keine Prüfung bestanden haben, und die ihr Geschäft in den Formen und vielfach auch in dem Geist eines Redeübungsvereins erledigen, zweckmäßiger Weise als seine eigentliche Aufgabe zugewiesen werden kann, Gesetze zu machen? Ob dies nicht vielmehr eine Arbeit ist, die man sicher verdirbt, wenn man sie von einer so überflüssigen Anzahl von Händen in Angriff nehmen läßt? Ob diese Arbeit nicht vielmehr ein Geschäft für einen Mann oder eine sehr kleine Zahl von Männern ist, die für diesen Zweck höchst sorgfältig vorbereitet und ausgewählt worden sein müßten? Und ob nicht die eigentliche Aufgabe eines Repräsentativkörpers außer der Controle der öffentlichen Ausgaben und der Entscheidung darüber, wer Minister sein soll, darin besteht, alle nationalen Interessen zu besprechen, den Wünschen und Gefühlen des Landes Ausdruck zu geben und den Gesetzen, welche andere machen, seine Zustimmung zu geben oder zu versagen, anstatt sie selbst abzufassen oder auch nur zu ändern? Das Recht unserer und der meisten andern Nationen ist bereits ein solches Chaos, daß die Qualität dessen, was jährlich hinzukommt, auf die allgemeine Masse keine wesentliche Wirkung äußert; aber wer könnte in einem Lande, das seinen wirklichen Codex oder seine Digesten besitzt und das sich diesen Vortheil zu bewahren wünscht, ohne Unwillen daran denken, daß in das Gesetzbuch von einer Körperschaft, wie unser Haus der Gemeinen oder die französische Deputirtenkammer es ist, ganz nach Belieben hineingepfuscht werden sollte? Unvollkommen, wie der französische code ist, fühlt man doch bereits die hieraus entspringenden Unzukömmlichkeiten sehr stark und sie bilden einen weitern Beweggrund dafür, dem Volkskörper einen geschäftskundigen Senat oder Gesetzgebungsrath beizugesellen, dessen Bildung nothwendig, abgesehen von allen speciellern Bestimmungen, auf irgend einer Form des eben betrachteten Princips beruhen müßte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Rechtsansprüche der Arbeit*).

„Personen von nachdenklichem Geist", heißt es in der Einleitung zu diesem kleinen Bande, „sind geneigt, gelegentlich eine große Verachtung gegen ihre Zeit zu empfinden, für deren Unwahrheit, Thorheit und Anmaßung sie ein so scharfes Auge besitzen; und ich zweifle nicht, daß mancher unsere Zeit als eine Periode der Schwäche und Entartung betrachtet. Indessen machen sich Zeichen eines wachsenden Interesses für die Rechte der Arbeit bemerkbar und dies ist an sich eine vielversprechende Erscheinung, über die wir uns mehr zu freuen haben, als über alle die mechanischen Triumphe, welche wahrscheinlich sowohl die, welche unsere Zeit erheben, wie die, welche sie herabsetzen möchten, als dasjenige bezeichnen würden, worin ihre eigentliche Bedeutung und ihr eigentliches Verdienst zu suchen ist."

Es ist richtig, daß jetzt viele ernstlicher als zuvor danach fragen, „wie die große Masse des Volkes genährt, gekleidet und unterrichtet wird und ob die Verbesserung ihrer Lage mit der Verbesserung in der Lage der mittleren und oberen Classen irgendwie gleichen Schritt hält". Und viele theilen die Ansicht des Autors, die wir citiren, daß die Antwort auf diese Fragen unbefriedigend ausfallen wird. Auch ist das neuerwachte Interesse an der Lage der Arbeiter keineswegs auf Personen von dem Gefühl und der Ueberlegung unseres Autors beschränkt. Den Ansprüchen der Arbeiter an das Gewissen und die Philanthropie der begünstigteren Classen und dem wachsenden Gewicht, das die Rücksicht dieser Classen auf ihr eigenes Interesse jenen Ansprüchen verleiht, gesellt sich jetzt auch noch der flüchtigere Reiz der letzten neuen Mode bei. Die Rechtsansprüche der Arbeit sind eine Tagesfrage geworden; die Strömung der öffentlichen Versammlungen, Subscriptionen und Vereine hat sich seit einiger Zeit entschieden dieser Richtung zugewendet und manche kleinere Gegenstände, die früher die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, sind entweder in dieser Frage aufgegangen oder von ihr bei Seite gedrängt worden. Selbst das Parlament, das sich selten eher um Tendenzen der öffentlichen Meinung bekümmert, als bis sie zu mächtig geworden sind, um

*) Edinburgh Review, April 1845. (Aus einer Besprechung der Schrift von Hr. Helps, die den Titel führt: „Die Rechtsansprüche der Arbeit, eine Abhandlung über die Pflichten der Arbeitgeber gegen ihre Arbeiter".)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sich ungestraft übersehen zu lassen, wird in jeder Session mit immer größerer Dringlichkeit eingeladen, dafür zu sorgen, daß die arbeitenden Classen mehr verdienen, weniger arbeiten, oder in andern Beziehungen besser gestellt werden sollen, und in jeder Session fügt sie sich mehr oder minder bereitwillig, zwar langsam, aber in immer höherem Grade dieser Forderung.

Daß dies Streben heilsam und vielversprechend ist, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen, aber man würde sich täuschen, wenn man annehmen wollte, daß es nicht auch seine besondern Gefahren hat oder daß das Geschäft, Gutes zu thun, das einzige ist, für welches bloßer Eifer ohne Kenntniß und Umsicht genügt. Ein Wechsel vom schlechten zum rechten läßt sich selbst in kleinen Dingen leichter wünschen und besprechen, als durchführen. Die Gesellschaft kann nicht ohne alle Gefahr in einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten plötzlich von selbstsüchtiger Schlaffheit zu rastloser Thätigkeit überspringen. Sie hat noch erst eine lange und schwere Lehrzeit zu überstehen, deren Verlauf uns noch oft an das Wort Fontenelle's erinnern wird, daß die Menschen erst dann auf die richtige Bahn kommen, wenn sie all die verschiedenen Abarten des Irrthums durchgemacht und erschöpft haben. Aber wie dem immer sein möge, man darf die Bewegung nicht hemmen oder entmuthigen. Wenn es uns vorbehalten ist, bei dem Versuch, der Noth der arbeitenden Classen abzuhelfen, große Mißgriffe in der Praxis begehen sehen zu müssen, gerade so wie bereits so viele Irrthümer in der Theorie verfochten worden sind, so wollen wir die Schuld davon nicht in dem Uebermaß des Eifers suchen. Die Gefahr liegt darin, daß die Leute im allgemeinen die Frage wichtig genug finden werden, um ihr andrer Leute Interessen, aber nicht um ihr die eigenen Interessen zu opfern, und daß die wenigen, welche vorangehen, der Sache zwar ihr Geld, ihre Zeit und sogar ihre Bequemlichkeit opfern, aber um ihretwillen doch nicht bereit sein werden, das zu thun, was die meisten Menschen so viel schwerer finden — nämlich sich der schrecklichen Arbeit des Denkens zu unterziehen.

Aus verschiedenen Gründen wird es zweckmäßig sein, diese menschenfreundliche Bewegung bis auf ihren kleinen und unscheinbaren Anfang zurückzuverfolgen, — ihre eigentliche Quelle nachzuweisen und zu zeigen, wie gemischt die Zuflüsse waren, die von Zeit zu Zeit ihren Strom verstärkten.

Wir sind geneigt, ihren Ursprung von einem Ereigniß zu datiren, das nach der gewöhnlichen Auffassung jede andere ehrenvolle Auszeichnung eher zu verdienen scheinen könnte, als diese —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nämlich von dem Erscheinen der Schrift des Hrn. Malthus über Bevölkerung. Obwohl man diese Behauptung vielleicht als ein Paradoxon betrachten wird, so ist es doch historisch wahr, daß erst seit jener Zeit eine dauernde Verbesserung in der Lage der arbeitenden Classen von denkenden Männern als möglich betrachtet wurde. Wir wissen, daß dies nicht der Schluß war, den man ursprünglich aus der von Hrn. Malthus nachgewiesenen Wahrheit zog. Sogar von ihm selbst wurde jene Wahrheit zuerst als ein unerbittliches Gesetz verkündigt, das die Armuth und Verkommenheit der großen Masse der Menschheit als unabänderlich hinstelle und allen Visionen von einer unbegrenzten socialen Verbesserung, die eine benachbarte Nation so furchtbar aufgewühlt hatten, für immer ein Ende machen müsse. Wie ich glaube, verdankte das Princip des Hrn. Malthus diesen seinen vermeintlichen Folgesätzen ebenso seinen anfänglichen Erfolg bei den reichern Classen, wie auch einen großen Theil seiner dauernden Unpopularität unter den ärmern. Indessen konnte diese Auffassung seiner Tendenzen nur so lange die herrschende bleiben, als die Theorie selbst nur unvollständig bekannt war und fristet sich jetzt nur in jenen dunkeln Winkeln fort, in welche seither kein weiteres Licht gedrungen ist. Der erste Verkünder einer Wahrheit ist nicht immer der beste Richter über ihre Tendenzen und Folgen, aber Hr. Malthus gab bald die irrthümlichen Schlüsse auf, die er anfangs aus seinem berühmten Princip gezogen, und eignete sich eine ganz andere Auffassung an, die jetzt nahezu von allen getheilt wird, welche seine Lehre anerkennen.

So lange die nothwendige Beziehung zwischen der Zahl der Arbeiterbevölkerung und ihrer Entlohnung der Beachtung entgangen war, hielt man in Folge einer jener Täuschungen, vor welchen die menschliche Natur noch immer so wenig gesichert ist, die an äußerste Noth grenzende Armuth der großen Masse, die man als eine allgemeine Thatsache vorfand, für unvermeidlich, für eine Vorkehrung der Natur oder wie manche sagten, für eine Schickung Gottes, für einen Theil der menschlichen Bestimmung, der nur in individuellen Fällen eine theilweise Milderung durch private oder öffentliche Wohlthätigkeit zulasse. Die einzigen Personen, welche diese Ansichten nicht zu theilen schienen, waren diejenigen, welche Fortschritte in der Naturkenntniß und mechanischen Kunst prophezeiten, die hinreichen würden, um die Grundbedingungen der menschlichen Existenz auf dieser Erde zu ändern oder diejenigen, welche sich zu der Lehre bekannten, daß die Armuth ein von der Tyrannei und Raubsucht der Regierungen und der Reichen künstlich geschaffenes

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ding sei. Selbst ein Denker, der uns der Zeit nach so nahe steht und allen seinen Vorgängern so weit vorausgeeilt war, wie Adam Smith, glaubte nicht über das Zugeständniß hinausgehen zu sollen, daß die Arbeiter allenfalls bei einer reißend schnellen Entwicklung des öffentlichen Wohlstandes in eine günstige Lage kommen könnten, das heißt also bei einem Zustande, der noch nie mehr als einen kleinen Theil der Erdoberfläche auf einmal umfaßt hat und nirgends bis ins unbegrenzte dauern kann; auch er war der Ansicht, daß sie bei einem stationären Zustand, also bei demjenigen Zustand, dem in einer begrenzten Welt, die aus einer ihren Eigenschaften nach unveränderlichen Materie gebildet ist, die Dinge stets zustreben müssen, nothwendig mit Entbehrungen und Mühsalen aller Art zu kämpfen haben würden. Die Ideen der einsichtsvollsten Männer, welche Hrn. Malthus vorausgingen, führten also in der That zu jenen trostlosen Vorhersagungen, für die man seine Lehre hat verantwortlich machen wollen. Aber alle diese Befürchtungen verschwanden, sobald man die Wahrheiten, welche Hr. Malthus ans Licht gebracht, richtig zu verstehen begann. Man sah dann ein, daß die Vermehrungsfähigkeit der menschlichen Gattung, wie die der Thierwelt überhaupt, da sie die mögliche Vermehrung der Subsistenzmittel, abgesehen von ganz ungewöhnlichen Umständen, weit überbietet, überall durch eines der beiden einschränkenden Principe, den Hungertod oder Klugheit und Gewissen controlirt werden muß und controlirt wird; — daß unter der Einwirkung dieses Kampfes der Lohn gewöhnlicher ungeschulter Arbeit immer und überall (wenn man von zeitweiligen Schwankungen und ganz ausnahmsweisen Conjuncturen absieht) auf dem niedrigsten Punct stehen wird, auf den er mit Einwilligung der Arbeiter herabgedrückt werden kann, auf dem Punct nämlich, unter den er nicht sinken kann, ohne daß sie auf die Fortpflanzung ihrer Gattung verzichten; — daß dieses Minimum, obgleich überall für Menschenglück und Menschenwürde viel zu niedrig, doch an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein kann, und daß es in einem fortschreitenden Lande im ganzen die Tendenz hat, zu steigen. Diese Erwägungen lieferten eine genügende Erklärung des Zustandes äußerster Armuth, in welchem man die Mehrzahl der Menschen fast überall vorgefunden hatte, ohne daß man deshalb an eine in der Natur des Falles begründete Nothwendigkeit, an irgend eine allgemeine Ursache zu glauben hätte, die von den andern Ursachen verschieden wäre, welche den menschlichen Fortschritt überhaupt so langsam und unvollständig machen, wie er in der That ist. Und diese Erklärung bot die sichere Hoffnung, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

alles, was jenen Fortschritt beschleunigt, auch auf die physisch Lage der arbeitenden Classen eine entschiedene Wirkung äußer werde. Alles, was die Civilisation des Volkes im Allgemeine hebt, was die Menschen gewöhnt, ihre Ansprüche in Bezug au Unterhalt, Bequemlichkeit, Befriedigung des Geschmacks und Lebens genüsse nach einem höheren Maßstab zu bemessen, gewährt auch a sich schon nach dieser hoffnungsvollen Auffassung der menschliche Aussichten das Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, die es her vorruft. Diese Auffassung lehrt uns auch in jeder moralische oder intellectuellen Wohlthat, die der Masse des Volkes erwiese wird, zugleich eine Bürgschaft ihres physischen Vortheils zu sehen ein Mittel, das die Arbeiter in den Stand setzt, ihre weltliche Umstände zu bessern, und zwar nicht dadurch, daß sie, wie ihne so oft empfohlen wird, nach dem landläufigen Ausdruck „in de Welt emporzukommen" und aus ihrem Stande zu entschlüpfe suchen, als ob das Geschick, von seiner Hände Arbeit leben zu müssen nur dann erträglich sein könne, wenn es blos die Einleitung z etwas anderem ist, sondern dadurch, daß der Stand selbst auf ein höhere Stufe des physischen Gedeihens und der Selbstachtung er hoben wird. Das sind die Aussichten, welche das vielgeschmäht Bevölkerungsprincip der Menschheit eröffnet hat. Allerdings gibt es uns auch ferner noch die Lehre, daß jeder Versuch, dasselbe Re sultat auf anderem Wege zu erreichen, jeder menschenfreundlich Plan, der seine bewegende Kraft in etwas anderem als in seinem Einfluß auf die Geister und die von ihm unmittelbar oder mittel bar geförderten Gewohnheiten des Volks sucht, nothwendig un fruchtbar bleiben muß, insoweit es sich um eine allgemein Wirkung wohlthätiger Art handelt, die er erreichen will. Und da demnach diese Lehre in entschiedenen Gegensatz zu jenen Plänen wohlfeiler Menschenfreundlichkeit tritt, die den Neigungen der Menschen so gut, aber den Anordnungen der Natur so schlech entsprechen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Bezeichnung „Malthusianer" oder „Nationalökonom" so oft als gleichbedeutend mit gefühllos, hartherzig und Feind der Armen betrachtet wird, lauter Anschuldigungen, die soweit von der Wahrheit entfernt sind, daß unter allen Denkern von einigen Ansprüchen auf besonnenes Urtheil gerade diejenigen, welche die Lehre von Malthus im voll sten Umfang anerkennen, die hoffnungsvollste Ansicht von der künftigen socialen Lage der Arbeit hegen und die dauernde Steigerung ihrer Entlohnung am nachhaltigsten zum Angelpunct ihrer politischen Speculationen gemacht haben.

Wenn nun aber auch die dauernde Stelle, welche die Ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

besserung der Lage der Arbeiterbevölkerung gegenwärtig in dem Geist denkender Männer einnimmt, von der Zeit datirt, wo die Untersuchungen von Malthus die Gesetze, welche diese Lage bestimmen, in ein helles Licht stellten, so müssen wir uns doch nach andern Gründen umsehen, um die Popularität zu erklären, welche diesem Gegenstand als einer bloßen Tagesfrage zu Theil geworden ist, und wir glauben diese Gründe in der Bewegung und Aufregung des öffentlichen Geistes zu finden, die auf den Sieg der Reformbill folgte.

Es wurde während der Reformkrisis vorausgesagt, daß nach Verlauf der Zeit, die vergehen müßte, um die Folgen der Bill deutlich zu Tage treten zu lassen, ihre directen Wirkungen, die so lebhaft besprochen wurden, sich als ganz unerheblich im Vergleich mit jenen indirecten Wirkungen erweisen würden, die noch gar keinen Gegenstand der Erörterung bildeten und an die kaum irgend jemand zu denken schien. Diese Prophezeiung ist im vollsten Maße in Erfüllung gegangen. Sowohl Freunde wie Feinde der Reformbill scheinen jetzt einigermaßen davon überrascht, daß sie dieser Maßregel, insofern es sich dabei um eine durchgreifende Aenderung der Verfassung handelte, eine so große Bedeutung im guten oder im bösen Sinn beigelegt haben. Ihre indirecten Folgen aber sind über alle Berechnung hinausgegangen. Die Reihe von Ereignissen, welche mit der Katholikenemancipation begann und mit der Reformacte abschloß, hat es zum erstenmale der gegenwärtigen Generation praktisch zum Bewußtsein gebracht, daß wir in einer Welt des Wechsels leben. Sie gab den alten Gewohnheiten den ersten gewaltigen Stoß und leistete auf politischem Gebiet, was die Reformation auf dem religiösen geleistet hatte, indem sie die Vernunft statt der Autorität zum anerkannten Maßstab der Dinge erhob. Indem sie dem Publicum klar machte, daß wir auf einer neuen See schiffen, zerstörte sie die Kraft der instinctiven Abneigung gegen jeden neuen Curs. Reformen haben noch immer Widerstand von Seiten derjenigen zu erwarten, deren Interessen sie berühren oder zu berühren scheinen, aber die Neuerung steht nicht mehr in ihrer Eigenschaft als bloße Neuerung von vornherein unter dem Bann. Das bestehende System hat sein prestige verloren; es hat aufgehört, das System zu sein, zu dessen Verehrung die Tories herangebildet zu werden pflegten, und ist noch nicht das geworden, was die Liberalen zu ersehnen gewohnt waren. Wenn Geister, die in dieser Weise vorbereitet waren, auf ein weitverbreitetes sociales Uebel hingelenkt wurden, so war mehr Aussicht vorhanden, als zu irgend einer Zeit während der letzten zwei Jahrhunderte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

daß man es mit dem wirklichen Wunsch, ein Gegenmittel zu finden oder wenigstens ohne den vorhergefaßten Entschluß, alles beim alten zu lassen, prüfen werde. Daß die Uebelstände in der Lage der arbeitenden Classen dem Geist der Nation in der nachdrücklichsten Weise vorgeführt werden sollten, dafür sorgten diese Classen selbst. Der Inbegriff ihrer Beschwerden wurde in der Volkscharte verkörpert.

Die demokratische Bewegung unter den arbeitenden Classen, die man gewöhnlich Chartismus nennt, bezeichnete den ersten offenen Bruch zwischen den Interessen, Gefühlen und Ansichten der Arbeiterbevölkerung und jenen der oberen Classen. Es war die Auflehnung fast des gesammten thätigen Talentes und eines großen Theils der physischen Kraft jener Bevölkerung gegen ihre Stellung zur Gesellschaft. Ein solcher Protest mußte auf die gewissenhaften und mitfühlenden Geister unter den herrschenden Classen einen starken Eindruck machen. Sie konnten nicht umhin, sich mit Besorgniß zu fragen, was sich denn darauf erwidern lasse und wie man die bestehenden gesellschaftlichen Anordnungen denen gegenüber rechtfertigen könne, welche sich durch dieselben für beschwert erachteten. Es schien höchst wünschenswerth, die Wohlthaten, welche die Armen jenen Anordnungen verdankten, weniger fraglich zu machen und sie in eine greifbarere Form zu bringen, die sich nicht so leicht dem Blick entziehen könne. Wenn die Klagen der Armen berechtigt waren, so hatten die höheren Classen ihre Herrscherpflichten nicht erfüllt; waren sie unbegründet, so hatten jene Classen ebenfalls ihre Pflicht versäumt, indem sie die Armen so roh und unwissend aufwachsen ließen, daß sie solchen schädlichen Täuschungen zugänglich wurden. Während die von den Arbeitern geltend gemachten politischen Ansprüche einen Theil der Mitglieder der begünstigteren Classen in dieser Weise beeinflußten, gab es wieder andere, auf welche jene Erscheinung eine ganz verschiedene Wirkung äußerte, die aber zu demselben Resultat führte. Während nämlich die einen aus den physischen und moralischen Umständen, die sie in ihrer Umgebung wahrnahmen, die Ueberzeugung schöpften, daß die Lage der arbeitenden Classen berücksichtigt werden *sollte*, kamen andere zu der Einsicht, daß sie sicher berücksichtigt werden *würde*, gleichviel, ob man es wünsche oder nicht. Aus dem Siege von 1832, den man der Schaustellung, wenn auch nicht der wirklichen Anwendung physischer Gewalt verdankte, hatten diejenigen eine Lehre gezogen, welche nach der Natur des Falles die physische Gewalt immer auf ihrer Seite haben und die nur einer vollständigern Organisation bedurften, welche bereits in raschem Fortschritt begriffen war, um ihre physische Gewalt in eine moralische

nd sociale zu verwandeln. Es ließ sich nicht länger darüber treiten, daß etwas geschehen müsse, um die Masse des Volkes nit dem bestehenden Zustand der Dinge mehr auszusöhnen.

So lange Ideen nicht von äußeren Umständen begünstigt werden, pflegt ihre Wirkung in menschlichen Dingen weder eine rasche noch eine unmittelbare zu sein und auf der andern Seite können die günstigsten äußern Umstände ungenutzt vorbeigehen und fruchtlos bleiben, weil die der Conjunctur entsprechenden Ideen fehlen. Wenn aber die rechten Umstände und die rechten Ideen zusammentreffen, so pflegt die Wirkung bald zu Tage zu treten. Wie die Dinge damals lagen, setzen wir einen großen Theil der Wirkung auf Rechnung gewisser Schriftsteller, die das, was manche entweder dachten oder zu denken auf dem Punct waren, zum erstenmale ausdrücklich aussprachen. Zu diesen Schriftstellern ist Hr. Carlyle zu zählen, dessen „Chartismus" und „Einst und jetzt" offen das waren, was vieles in seinen früheren Schriften nebenbei gewesen war, eine entrüstete Strafrede, die den höheren Classen ihre Unterlassungssünden gegen die untern vorhielt und die ihr Verhalten in dieser Beziehung den nach seiner Ansicht weit wirksameren Bemühungen der Herrschergewalten früherer Zeiten gegenüberstellte. Als Vertreter dieser wie jener Ansicht fand er Bundesgenossen, die von dem gerade entgegengesetzten Puncte des politischen Horizontes kamen, an allen denen, die der Geist des Widerstrebens gegen die demokratischen Tendenzen ihrer Zeit mit der größten Heftigkeit in die Richtung des feudalen und priesterlichen Uebergewichtes weggetrieben hatte. Wie man in den Zeiten der Stuarts von kirchlichen und staatlichen Puritanern sprach, gibt es jetzt auch neben den kirchlichen Puseyiten eine Art staatlicher Puseyiten, Männer nämlich, die mit Sehnsucht nach jenen Zeiten zurückblicken, wo alle socialen Ideen des Armen darin gipfelten, daß er dem nächsten großen Grundbesitzer Gehorsam zu leisten und von ihm Schutz zu erwarten habe, und die einstweilen das Recht des Armen auf Schutz vertreten in der Hoffnung, daß der Gehorsam nachfolgen werde.

Um die Erklärung des Aufschwungs, welchen das Mitgefühl für die Armen gewonnen hat, zu vervollständigen, darf man nicht übersehen, daß bis vor kurzem nur wenige ihre wahre Lage ausreichend kannten. Die Agitation gegen das Armengesetz, schlecht wie sie ihrem Gegenstand und ihrer Wirkung nach war und ist, hatte doch das Gute, daß sie unaufhörlich die Aufmerksamkeit auf einzelne Fälle von Elend lenkte. Die von der Armengesetzcommission angeregten Nachforschungen und die amtlichen Untersuchungen der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

letzten Jahre haben eine Menge Thatsachen ans Licht gebrac
die einen großen Eindruck auf das Publicum machten und d
Parteikämpfe, die sich um die Korngesetze entspannen, wurden vie
fach Veranlassung, die Armuth und das Elend großer Massen de
Volkes zu enthüllen. Die Partei der Landwirthe suchte sich a
ihren Gegnern durch grelle Schilderungen der unter den Fabri
arbeitern herrschenden Noth und Verkommenheit zu rächen un
die Liga zahlte ihnen ihre Angriffe mit Zinsen heim, indem sie di
ländlichen Bezirke von Emissären bereisen ließ und die beklagens
werthe Armuth der ländlichen Arbeiter dem Publicum bekann
machte.

Aus allen diesen verschiedenen Gründen ist ein Gefühl gewec
worden, das bald bei Wahlen ebenso einflußreich sein würde, wi
die Antisklavereibewegung vor einigen Jahren war und das übe
ein gleiches Capitel verfügen würde, wie die Missionsgesellschaften
wenn es nur ein ebenso bestimmtes Ziel verfolgte. Der Strom
fließt einstweilen in einer Menge kleiner Canäle. Vereine zum
Schutz der Nähterinnen, der Gouvernanten, Gesellschaften zu
Verbesserung der Wohnungen der arbeitenden Classen, zur Anlag
von Bädern, Parks und Promenaden für die Armen, sind plötzlich
emporgeschossen. Der Antrag auf ein Einschreiten der Gesetz
gebung zum Zweck der Abkürzung der Arbeitszeit in den Fabriken
hat im Hause der Gemeinen starke Minoritäten und einmal sogar
eine vorübergehende Majorität erzielt, und es mehren sich die
Versuche, mit Einwilligung der Arbeitgeber eine ähnliche Abkürzung
in manchen Zweigen des Kleingewerbes durchzusetzen. In den
ländlichen Bezirken findet jeder Plan zur Beschäftigung der Arbeits
losen, mag er nun praktisch sein oder nicht, seine Verfechter und
die Bewegung zu Gunsten des „Zuweisungssystems" (allotment
system) wird immer allgemeiner.

Wenn diese und andere Versuche, der Noth abzuhelfen, dem
Publicum nur in dem Lichte von Acten gewöhnlicher Mildthätigkeit
erschienen, so würden sie in der öffentlichen Erörterung keinen so
beträchtlichen Raum einnehmen und keines besondern Commentars
bedürfen. Sein Geld zu Almosen hergeben, ist bei uns wie in
den meisten andern Ländern nie eine seltene Tugend gewesen.
Mildthätige Anstalten und Leistungen von Beiträgen zur Unter
stützung von Armen waren bereits in Menge vorhanden, und wenn
neue Formen des Leidens und neue Arten von Leidenden, die man
früher übersehen hatte, jetzt der öffentlichen Beachtung empfohlen
wurden, so war nichts natürlicher, als daß man für sie dasselbe
that, was man schon für andere gethan hatte. Die Menschen

ben gewöhnlich Almosen, um ihrem Gefühl des Mitleidens Ge-
ge zu thun oder durch Verwendung eines Theiles ihres Ueber-
ifses zur Linderung der Noth individueller Leidender eine ihnen
ch ihrer Ansicht obliegende Pflicht zu erfüllen; darüber hinaus
nken sie nicht, und sind auch in der Regel dazu nicht befähigt.
er das ist nicht der Geist, in welchem diese neuen Pläne der
ildthätigkeit erdacht sind. Sie werden als Abschlagszahlungen
f die große sociale Reform in Vorschlag gebracht. Sie werden
s Beginn einer neuen moralischen Ordnung oder als Wieder-
lebung einer alten moralischen Ordnung gefeiert, in welcher die
oßen Eigenthümer wieder ihre Stelle als väterliche Beschützer
r weniger begünstigten Classen einnehmen sollen, und die angeb-
h, sobald sie einmal fest begründet ist, Friede und Einheit in die
esellschaft zurückführen, und zwar nicht die Armuth, was kaum
r wünschenswerth zu gelten scheint, wohl aber die grellsten
ormen des Lasters, der Entbehrung und des physischen Elends
seitigen soll. Was bisher auf dieser glänzenden, dem Fortschritt
öffneten Bahn gethan wurde, ist sehr wenig im Vergleich mit
m, was gesagt wurde, mit den Gegenständen, die man als
iel hinstellte und mit den Theorien, die man proclamirte. Diese
heorien beschränken sich jetzt nicht mehr auf den Kreis speculativer
Länner und erklärter Philanthropen; sie sind durch emsige, von
ag zu Tage wiederkehrende Einprägung jedem Zeitungsleser ge-
ufig gemacht worden.

Es ist deshalb nicht überflüssig, zu erwägen, ob diese Theorien
nd die Erwartungen, die man auf sie baut, vernünftig oder
imärisch sind und ob der Versuch, sie auszuführen, sich voraus-
chtlich mit der Natur des Menschen und der Welt, in der er
bt, schließlich vereinbar erweisen wird oder nicht. Es wäre un-
illig gegen diese Theoretiker, sie nach irgend etwas zu beurtheilen,
as bereits angefangen, oder auch nur projectirt worden ist. Wollte
an sie fragen, ob sie irgend etwas ersprießliches für das all-
emeine Interesse der Arbeiter von einer Gesellschaft der Arbeiter-
reunde oder von einer Gesellschaft für nothleidende Nähterinnen
ewarten, so würden sie antworten, daß sie das nicht thun, daß
lles derartige nur der erste Keim ist, aus dem sie einen statt-
chen und weitschattenden Baum heranzuziehen hoffen, daß ihre
bsichten nicht blos dahin gehen, die Uebel einer niedrigen Ent-
ohnung der Arbeit zu mildern, sondern daß sie durchaus einen
ohen Lohn erreichen müßten, „einen ehrlichen Tagelohn für ein
hrliches Tagewerk", wie sich die Arbeiter während der letzten
nruhen ausdrückten, daß sie hoffen, es so weit zu bringen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit nichts geringerem zufrieden sein werden. Hier also habe wir den Boden, auf dem wir ihnen im ehrlichen Kampf begegnen können. Das Ziel ihrer Bestrebungen ist auch das unsere. Es handelt sich bei der Frage lediglich um die Mittel und nicht um den Zweck. Diese Mittel wollen wir jetzt etwas näher ins Auge fassen.

Ihre Theorie scheint in kurzen Worten folgende zu sein: Daß es eine specielle Obliegenheit der begüterten Classen und besonders der Arbeitgeber und Grundeigenthümer sei, für das Wohlbefinden der Arbeiterbevölkerung zu sorgen; — daß diese stets gute Löhne zahlen sollten; — daß sie ferner all den Arbeitgebern, die nicht in diesem Sinne handeln, ihre Kundschaft, ihre Empfehlung und alle sonstigen Vortheile, die zu ihrer Verfügung stehen, zu entziehen hätten; — daß sie gegen eine gute Entlohnung eine so große Anzahl von Personen beschäftigen sollten, als ihnen ihre Mittel irgend erlaubten; — daß sie die tägliche Arbeitszeit auf eine Stundenzahl zu beschränken hätten, die mit physischem Behagen und der nöthigen Muße zur Erholung und Fortbildung verträglich wäre; — daß sie endlich, wenn sie Ländereien zu verpachten oder Häuser zu vermiethen haben, keinen höhern Zins verlangen und erhalten sollten, als einen solchen, der mit Leichtigkeit gezahlt werden kann, und daß sie bereit sein sollten, um eines solchen leicht zu zahlenden Zinses willen, warme, luftige, gesunde und geräumige Arbeiterwohnungen für jede beliebige Zahl von jungen Paaren zu bauen, die darnach Verlangen trügen.

All das wird zwar nicht in directen Worten gesagt, aber was gesagt wird, kommt all dem wenigstens sehr nahe. Diese Principien bilden den Maßstab, nach welchem wir täglich die Handlungsweise von Classen und von Individuen abmessen und verurtheilen sehen, und wenn diese Principien nicht wahr sind, so ist die neue Lehre sinnlos. Wir können diese Darstellung als ein treues Gemälde der „neuen moralischen Welt" betrachten, welche die jetzige philanthropische Bewegung zu schaffen beabsichtigt.

Die Menschheit wird oft von Theologen und Moralisten vor einem unvernünftigen Uebermaß der Erwartungen gewarnt. Wir legen größeren Werth auf die weniger umfassende Warnung vor Inconsequenz in den Erwartungen. Der gesellschaftliche Zustand, den uns jenes Gemälde vorführt, ist denkbar. Wir wollen gegenwärtig nicht untersuchen, ob er auch nur als bloße Utopie betrachtet unter allen andern der wünschenswertheste sei. Wir fragen nur, ob die Fürsprecher eines solchen Zustandes der Gesellschaft bereit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ind, mit ihm zugleich auch seine unvermeidlichen Consequenzen hinzunehmen.

Es ist vollkommen möglich, den höheren Classen als moralische oder gesetzliche Verpflichtung aufzuerlegen, daß sie für das Wohlverhalten und die Wohlfahrt der untern Classen verantwortlich sein sollen. Es hat Zeiten und Oertlichkeiten gegeben, in denen dies wirklich bis zu einem gewissen Grade der Fall war. Es existiren gesellschaftliche Zustände, in denen es als anerkannte Pflicht jedes Besitzers von Ländereien gilt, nicht nur alle Personen, die auf denselben leben und arbeiten, in ausreichender Weise mit Nahrung, Kleidung und Wohnung zu versehen, sondern auch so vollständig für ihre gute Aufführung verantwortlich zu sein, daß er alle andern Personen für jeden Schaden, den sie anrichten, für jede Rechtsverletzung, die sie sich zu Schulden kommen lassen, entschädigen muß. Das muß sicherlich der ideale Zustand derjenigen Gesellschaft sein, welche die modernen Philanthropen herbeiführen möchten. Und wer sind die glücklichen Arbeiter, die sich der Segnungen dieser weisen Ordnung der Dinge erfreuen? Die russischen leibeigenen Bauern! Es existiren auch noch andere Arbeiter, und zwar Arbeiter, die nicht blos den Acker bauen, sondern in großen fabrikähnlichen Anstalten beschäftigt sind, für die selbst in unserem Lande und in unserer Zeit die Gesetze in der Weise vorsorgten, daß sie die Arbeitgeber verhielten, ihnen gesunde Nahrung zu liefern und sie mit ausreichender Kleidung und Wohnung zu versehen. Wer waren diese Arbeiter? Die Sklaven auf einer westindischen Plantage! Die Beziehung, welche man zwischen den Grundherren und Fabrikanten einerseits und den Arbeitern andrerseits einführen möchte, ist also keineswegs eine beispiellose. Die ersteren sind schon manchmal genöthigt worden, die letzteren zu erhalten, ihnen Arbeit zu verschaffen oder sie als Müssiggänger zu ernähren. Aber diese Verpflichtung hat nie existirt und kann und wird nie existiren, ohne daß ihr die absolute oder nahezu absolute Gewalt derer, welche den Unterhalt zu gewähren haben, über diejenigen, welche ihn zu empfangen berechtigt sind, als Gegengewicht beigesellt wäre. Eine solche Beziehung hat aber zwischen Menschen nie bestanden, ohne sofort den Charakter des abhängigen Theiles herabzuwürdigen. Sollen wir andere Beispiele von Fällen wählen, in welchen die Dinge nicht ganz so weit auf die Spitze getrieben werden? Es gibt Regierungen in Europa, die es als ihre Pflicht betrachten, für die physische Wohlfahrt und das behagliche Leben des Volkes zu sorgen. Dahin gehört die österreichische Regierung, soweit es sich um ihre deutschen Länder handelt, und einige von den kleineren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

deutschen Regierungen. In diesen Staaten finden wir die Eheschließung strengen Beschränkungen unterworfen; niemand erhält eine Heirathsbewilligung, wenn er der Behörde nicht den Nachweis liefert, daß er eine gegründete Aussicht hat, eine Familie ernähren zu können.

Man hätte erwarten sollen, daß die Apostel der neuen Theorie wenigstens auf so viel vorbereitet sein würden. Sie können unmöglich der Ansicht sein, daß die arbeitenden Classen die Freiheit der Handlung unabhängiger Bürger mit den Vortheilen der Sklaven verbinden sollen. Es gibt nur zwei Arten der gesellschaftlichen Existenz für menschliche Wesen; sie müssen entweder die natürlichen Folgen ihrer Mißgriffe im Leben tragen oder die Gesellschaft muß solche Mißgriffe durch Vorkehrungen oder Strafe zu verhüten suchen. Für welche der beiden Arten werden sich die modernen Philanthropen entscheiden? Wenn es wirklich allen denen, deren Besitz für etwas mehr als ihren bloßen Unterhalt ausreicht, obliegen soll, allen, die sich darum melden, guten Lohn und ein behagliches Heim zu bieten, so kann es doch sicherlich nicht beabsichtigt werden, den letzteren zu gestatten, auf Kosten anderer dem Instinct der Vermehrung zu folgen, bis alle auf dieselbe Stufe gebracht worden sind, wie sie selber. Wir hätten deshalb erwartet, daß die Philanthropen auf die Bedingung eingehen und ein Maß von Einschränkung befürworten würden, das gerade ausreichend wäre, um zu verhüten, daß das Gute, was sie beabsichtigen, ein weitaus überwiegendes Uebel nach sich ziehe. Zu unserer großen Ueberraschung finden wir, daß gerade sie der häuslichen Freiheit der Armen kein Jota vergeben wollen. Der Sturm der Entrüstung gegen die Armengesetze findet unter ihnen seine hauptsächlichsten Organe. Weit davon entfernt, zuzugeben, daß ein Mann außerhalb des Armenhauses irgend einer Beschränkung unterworfen werden dürfe, die ihm nicht seine eigene Klugheit dictirt, sträuben sie sich sogar dagegen, ihm eine solche Beschränkung auferlegen zu lassen, während er thatsächlich auf Kosten anderer ernährt wird. Sie sind es, die von Armenbastillen sprechen. Sie können es nicht ertragen, daß auch nur ein Arbeitshaus eine Stätte der Regelung und der Zucht sein soll, daß auch nur dort irgend ein äußerer Zwang geübt werde. Ihr bitterster Vorwurf gegen das gegenwärtige Unterstützungssystem ist der, daß es die Trennung der Geschlechter erzwinge.

Die höheren und mittleren Classen sollten und würden wahrscheinlich auch bereit sein, dem Zweck einer Verbesserung der Lage der gegenwärtigen Arbeitergeneration einen sehr beträchtlichen Theil

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihrer Mittel zu opfern, wenn sie hoffen könnten, dadurch auch der zukünftigen Generation ähnliche Vortheile zuzuwenden. Weshalb aber sollte man sie auffordern, diese Opfer zu bringen, blos damit das Land eine größere Anzahl Bewohner erhalte, die in eben so großer Armuth leben und dem äußersten Mangel ebenso ausgesetzt sein würden, wie die bedürftigen Classen es jetzt sind? Wenn jeder, der zu wenig hat, von den Besitzenden verlangen kann, aus diesem zu wenig mehr zu machen, so gibt es keinen Ausweg als Beschränkungen der Eheschließung in Verbindung mit Strafbestimmungen gegen unehelicher Geburten, die so streng sein müßten, daß es kaum möglich sein würde, sie unter einem socialen System geltend zu machen, unter dem jeder Erwachsene wenigstens dem Namen nach sein eigener Herr ist. Ohne derartige Vorkehrungen würde das verheißene Millennium in wenig mehr als einem Menschenalter die Bewohner jedes beliebigen Landes in Europa auf dieselbe Stufe allgemeiner Armuth herabdrücken. Wenn man also beabsichtigt, daß das Gesetz oder die besitzenden Classen die Vermehrung der Bevölkerung überwachen oder regeln sollen, so möge man uns das einfach sagen und uns darüber belehren, wie man das anfangen will. Ohne Zweifel wird man uns aber entgegnen, daß etwas derartiges unerträglich sein würde, daß man bei dem gegenwärtigen Zustand der englischen Gesellschaft und öffentlichen Meinung an solche Dinge nicht im Traume denken dürfe, daß bei dem Geist der Gleichheit und der Liebe zur individuellen Freiheit, die selbst die ärmsten Classen durchdringen, Niemand geneigt sein werde, um den Preis reichlichen Essens und Trinkens die Regelung seiner persönlichsten Angelegenheiten der Entscheidung eines Andern zu unterwerfen. Dann sind aber auch alle Pläne, welche die Löhne der Regelung durch Angebot und Nachfrage entziehen und die Arbeiter durch andere Mittel erheben wollen, als durch solche Aenderungen in ihrer geistigen Verfassung und ihren Gewohnheiten, die sie selbst zu geeigneten Hütern ihrer physischen Lage machen, — nichts anderes, als Pläne, die darauf abzielen, das Unvereinbare zu vereinbaren. Vor factischem Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen und vor jedem Uebermaß körperlichen Leidens sollten sie unter angemessenen Bedingungen durch öffentliche oder private Wohlthätigkeit geschützt werden, und wir hoffen, daß sie es bereits sind. Aber selbst, wenn das ganze Einkommen des Landes in der Form von Arbeitslöhnen und Armentaxen unter sie vertheilt würde, so wäre doch eine dauernde Verbesserung ihrer Lage nicht zu erreichen, so lange sie selbst sich nicht ändern.

Und wie soll diese Aenderung erfolgen, so lange wir fort-

fahren, ihnen immer zu wiederholen, daß ihr Lohn für sie geregelt werden wird, und daß es nicht ihre, sondern anderer Leute Aufgabe ist, die Löhne hoch zu erhalten? Alle Classen sind bereit genug, auch ohne Zureden zu glauben, daß alle ihre Leiden nicht ihrer eigenen Schuld, sondern den Verbrechen Anderer zuzuschreiben sind und daß es dem Verbrecher Straflosigkeit zugestehen hieße, wenn sie versuchen wollten, durch irgend eine Bemühung oder ein Opfer von ihrer Seite die Uebelstände zu beseitigen. Die französische Nationalversammlung hat vielfach Tadel erfahren müssen, weil sie in rhetorischem Styl von den Menschenrechten sprach und dabei ganz vergaß, etwas von den Pflichten zu sagen. Ganz denselben Mißgriff läßt man sich jetzt in Bezug auf die Rechte der Armuth zu Schulden kommen. Sicherlich würde Niemand seiner Menschenfreundlichkeit etwas vergeben, wenn er in Erwägung ziehen wollte, daß es zwei verschiedene Dinge sind, den Reichen zu sagen, daß sie sich der Armen annehmen sollen, oder den Armen zu sagen, daß die Reichen sich ihrer anzunehmen haben, und daß es heutzutage ziemlich naiv wäre, glauben zu wollen, die Armen würden etwas nicht hören, weil es nicht für ihre Ohren bestimmt ist. Es ist allerdings sehr wahr, daß die Reichen in Bezug auf ihr Verhalten gegen die Armen viel zu verantworten haben. Was aber ihre Armuth anbelangt, so hätten ihnen die Reichen in keiner andern Weise helfen *können*, als dadurch, daß sie sie bestimmen, sich selbst zu helfen; und wenn wir einerseits die Reichen auffordern, diese Unterlassung gut zu machen, andrerseits aber nach besten Kräften den Armen vorpredigen, daß sie die Lection nicht zu beachten brauchen, so müssen wir in der That sehr wenig von den Gefühlen und Lehren kennen, die den Geist der Armen bereits erfüllen. Wenn wir in dieser Weise fortfahren, kann es uns vielleicht gelingen, die Gesellschaft durch eine socialistische Revolution zu sprengen, aber die Armen und ihre Armuth werden dabei noch schlimmer wegkommen als bisher.

Das erste Mittel besteht also darin, daß wir uns enthalten, unserm eigenen Zweck direct entgegen zu arbeiten. Das zweite und nächstliegende ist die Erziehung. Und in der That ist dies, wenn man das Wort in seinem weitesten Sinne auffaßt, nicht blos das vornehmste, sondern das einzige Mittel. Eigentlich bildet alles, was auf die Geister der Arbeiter einwirkt, ihre Erziehung. Ihre Geister werden aber, ganz wie die anderer Leute, durch die Gesammtheit ihrer socialen Verhältnisse beeinflußt und oft ist der Theil ihrer Erziehung, den man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, gerade der wenigst wirksame.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aber selbst die Bedeutung einer Erziehung in diesem ver-
ältnißmäßig engen Sinn kann kaum überschätzt werden. Wir
aben kaum mehr als einen schwachen Anfang dessen gesehen, was
hon bloßer Schulunterricht für das Land zu leisten vermöchte.
ie religiösen Rivalitäten, welche leider den Preis bilden, um den
ir nach dem Gang unserer Geschichte das Maß religiöser Frei-
eit erkaufen mußten, das wir besitzen, haben bis jetzt jeden Ver-
ch vereitelt, die Wohlthat allgemein zu machen. Indessen, wenn
e Kinder verschiedener religiöser Verbände nicht zusammen unter-
iesen werden können, so können sie doch getrennt Unterricht er-
alten. Und wenn wir nach dem Eifer schließen dürfen, den die
irche und die Dissenters an den Tag gelegt, sowie nach den
ummen, die sie aufgebracht haben, seit die Regierungsmaßregel
or zwei Jahren aufgegeben wurde, so fehlt es keineswegs an
eldmitteln für den Unterhalt von Schulen, selbst wenn man ganz
on der Hilfe absieht, die der Staat sicherlich gewähren wird.
nglücklicherweise fehlt etwas, was keine Geldmittel ersetzen können,
ämlich der rechte und aufrichtige Wunsch, den Zweck zu erreichen.
s hat während der letzten dreißig Jahre Schulen genug in Eng-
nd gegeben, um das Volk zu regeneriren, wenn nur überall dort,
o die Mittel sich vorfanden, auch der Zweck wünschenswerth er-
hienen wäre. Nicht überall, wo Schulen existiren, existirt auch
r Wunsch zu erziehen. Man wünscht vielleicht, daß die Kinder
e Bibel lesen, in den kirchlichen Schulen auch, daß sie den Kate-
ismus hersagen lernen. In den meisten Fällen ist ein schwacher
unsch vorhanden, daß sie mehr lernen, in vielen Fällen herrscht
ne entschiedene Abneigung dagegen. Schullehrer sind, wie andere
fentliche Beamte, selten geneigt, mehr zu thun, als von ihnen
rlangt wird, aber wir glauben, daß der Armenunterricht beinahe
e einzige Amtspflicht ist, bei deren Erfüllung die Zahlenden ihre
genen Beauftragten mehr hemmen als antreiben. Ein Lehrer,
r mit dem Herzen bei seiner Arbeit ist und die Unterweisung
was weiter auszudehnen sucht, sieht sich oft in seinem Streben
n meisten durch die Besorgniß der Gönner und Aufsichtsräthe
hindert, welche fürchten, die Armen könnten „überbildet" werden,
nd wird genöthigt, die handgreiflichsten Ausflüchte anzuwenden,
mit ihm nur gestattet wird, die ersten Anfangsgründe des
issens zu lehren. Die vier Species verdanken ihre Duldung oft
ur dem Umweg durch lächerliche Fragen über Jakobs Lämmer
er die Zahl der Apostel und Patriarchen und nur durch Karten
n Palästina können Kinder in der Geographie unterrichtet wer-
n, die noch erst zu lernen haben, daß Europa, Asien, Afrika und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Amerika Erdtheile sind. Es läßt sich nicht weiter mit Personen streiten, welche glauben, daß dies der Weg ist, Religion zu lehren, oder daß ein Kind die Bibel um so besser verstehen wird, je weniger es lernt, irgend etwas anderes zu verstehen. Wir unterlassen es hier, die Fälle näher zu beleuchten, in welchen kirchliche Schulen nur zu dem Zweck eröffnet wurden, durch den Einfluß von Vorgesetzten die Kinder aus einer bereits bestehenden Dissenterschule wegzuziehen, worauf man dann, sobald dieser Zweck erreicht und die Dissenterschule geschlossen war, auch die rivalisirende Schule wieder ruhig eingehen ließ.

Ein Vorgehen in diesem Geiste muß jedem wohlmeinenden Menschen unerträglich erscheinen, der eine Ahnung davon hat, wie werthvoll selbst die gewöhnlichste Kenntniß für den Armen ist. Wir wissen nicht, wie es damit in andern Ländern und unter einem Volke von behenderem Geiste steht, aber in England wird in einem kaum glaublichen Grade alles, was bei der niedrigsten Classe der Arbeiterbevölkerung moralisch verwerflich ist, durch das niedrige Maß ihrer Verstandeskräfte genährt, wo nicht geradezu erzeugt. Die kindische Leichtgläubigkeit, mit der diese Arbeiter alles aufnehmen, was aus ihrer eigenen Classe kommt, ihre Unfähigkeit, das zu beobachten, was vor ihren Augen vorgeht, ihr Ungeschick, bei anderen Gesinnungen zu begreifen oder für möglich zu halten, die sie zu erwarten nicht gelernt haben und die sie bei sich selbst nicht wahrnehmen, das alles sind charakteristische Eigenschaften von Personen geringer geistiger Begabung in allen Classen. Was aber ohne Erfahrung ungleich weniger glaublich erscheinen würde, ist ein Grad der Schwäche im Raisonnement und der Berechnung, der sie gegen ihr persönliches directes Interesse unempfindlich macht. Wenige haben genügend erwogen, wie sehr jeder, der diesen Leuten auch nur die gewöhnlichste weltliche Weisheit einflößen und sie auch nur den Berechnungen selbstsüchtiger Klugheit zugänglich machen könnte, ihre Handlungsweise in allen Beziehungen des Lebens verbessern und den Boden für das Wachsthum richtiger Gefühle und würdiger Neigungen frei machen würde.

Um zu ermessen, was Schulen leisten können, brauchen wir nur an das zu denken, was schottische Kirchspielschulen in früherer Zeit geleistet haben. Der Fortschritt des Wohlstandes und der Bevölkerung hat den Mechanismus dieser Schulen überholt und besonders in den Städten bringen sie nicht mehr ihre volle Frucht; aber wie viel verdankt ihnen nicht der schottische Bauer! Seit zwei Jahrhunderten finden wir in dem schottischen Bauer, im Vergleich mit Menschen derselben Classe in anderen Verhältnissen, ein überlegendes, beobachtendes und in Folge dessen auch ganz natürlich ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ich selbst beherrschendes, moralisches und gedeihendes menschliches Wesen und nur deshalb, weil er ein lesendes und discutirendes Wesen war, und dies verdankt er vor allem den Kirchspielschulen. Was ist während dieser ganzen Zeit der englische Bauer gewesen?

Wir können uns deshalb versichert halten, daß man nie zu viel thun wird, wenn man dem Armen Gelegenheit gibt, seine Fähigkeiten zu üben, und sich bemüht, ihm eine möglichst große Fülle mannigfacher Ideen zugänglich zu machen. Wir begrüßen darum mit Freuden die wohlfeilen Bibliotheken, die selbst dem Aermsten einen mehr oder minder belehrenden und, was eben so wichtig ist, auf Erweckung seines Interesses berechneten Stoff liefern. Indessen Bücher und Buchwissen bilden nicht die ausschließliche, ja nicht einmal die hauptsächliche Grundlage für die Erziehung der arbeitenden oder irgend welcher anderen Classen. Lesesschulen sind nur sehr unvollkommene Dinge, wenn sie nicht systematisch mit Gewerbeschulen in Verbindung gebracht werden, und zwar sollen diese ihre Zöglinge nicht blos zu besseren Arbeitern, sondern zu vollkommeneren menschlichen Wesen heranbilden. Durch das Thun werden die Fähigkeiten mehr geweckt als durch Worte, mehr wenigstens als durch Worte, die von keinem Thun begleitet sind. Was uns noth thut, sind Schulen, in denen die Kinder nicht nur lernen, ihre Hände, sondern zur Leitung ihrer Hände auch ihren Geist zu brauchen, in denen sie unterwiesen werden, die Mittel dem Zweck anzupassen, die sie damit vertraut machen, wie dieselbe Arbeit durch verschiedene Verfahrungsweisen geleistet werden kann und die sie mit dem Verstand deutlich begreifen lehren, worin der Unterschied zwischen der richtigen und der falschen Art des Vorgehens bei industriellen Verrichtungen besteht. Mittlerweile würden sie sich nicht nur Geschicklichkeit im Gebrauch ihrer Hände, sondern auch Gewohnheiten der Ordnung und der Regelmäßigkeit aneignen, die ihnen für ihr späteres Leben vom größten Nutzen sind und mit der Bildung des Charakters mehr zu thun haben, als sich Mancher träumen läßt. Solche Dinge würden mehr, als man gewöhnlich glaubt, dazu beitragen, diese vernachlässigten Geschöpfe in verständige Wesen zu verwandeln, die einer Voraussicht fähig, Vernunftgründen und Motiven, die sich an ihre Einsicht wenden, zugänglich sein und demnach auch nicht von jenen völlig sinnlosen Arten des Fühlens und Handelns beherrscht werden würden, welche gebildete und denkende Personen, die mit ihnen in Berührung kommen, so sehr in Staunen setzen.

Wenn aber Erziehung in diesem engern Sinne ihr Bestes gethan hat, ja sogar schon um sie in den Stand zu setzen, ihr

Bestes zu thun, ist noch eine andere Art Erziehung erforderlich, die keine Schule zu geben vermag. Was man einem Kind in der Schule lehrt, wird wenig wirken, wenn die Verhältnisse, in die es sich versetzt sieht, sobald es herangewachsen ist, mit jenen Lehren im Widerspruch stehen. Wir können den Verstand eines Menschen bilden, aber wie, wenn er ihn nicht brauchen kann, ohne mit seiner Lage unzufrieden und der ganzen Ordnung der Dinge, die ihn umgibt, feindlich zu werden? Die Gesellschaft zieht die Menschen zum Guten oder zum Bösen noch weit mehr durch ihr Verhalten gegen sie als durch directe Unterweisung heran. Ein Gefühl für diese Wahrheit ist der schönste Zug an der neuen philanthropischen Bewegung und ihre Anerkennung ist von Bedeutung, welche Mißgriffe man auch immer bei ihrer praktischen Anwendung zunächst begehen mag.

In dem vorliegenden Buch, sowie in den besten anderen Schriften über die philanthropische Seite der Frage, die jüngst erschienen sind, spricht sich die starke Ueberzeugung aus, daß von einem gesunden Zustand der Gesellschaft und von der socialen oder auch nur physischen Wohlfahrt des Armen nicht die Rede sein kann, so lange zwischen ihm und dem Reichen keine andere Beziehung besteht, als daß der erstere von dem letzteren seinen Lohn oder auch, wie wir hinzufügen können, sein Almosen empfängt, so lange kein Gefühl des Zusammenwirkens und des gemeinsamen Interesses die natürlichen Genossen verbindet, die man jetzt Arbeitgeber und Arbeiter nennt. Mit einem Theil dieser Sätze stimmen wir überein, obwohl wir glauben, daß der Fall zu grell dargestellt ist. Eine gut erzogene Arbeiterclasse könnte und würde auch wahrscheinlich ihre Lage auf eine hohe Stufe physischer Wohlfahrt erheben oder wenigstens sehr weit von der drückendsten Noth entfernt halten, da sie für diesen Zweck nur denselben Grad gewohnheitsmäßiger Klugheit zur Anwendung zu bringen hätte, den wir in den mittleren Classen gewöhnlich geübt sehen; nehmen doch die Mitglieder derselben selten die Verantwortlichkeit auf sich, die mit der Gründung eines Hausstandes verknüpft ist, wenn sie nicht einige Aussicht haben, eine Familie in der ihrer Stellung entsprechenden Weise erhalten zu können. Wir glauben auch, daß in diesem Falle die Armen der fortwährenden Obsorge der Reichen, welche nach der neuen Lehre dem ärmsten Nächsten gegenüber die ganze Pflicht des Menschen ausmacht, sehr wohl entrathen könnten. Da wir keinen nothwendigen Grund abzusehen vermögen, weshalb die Armen hoffnungslos abhängig sein sollten, so betrachten wir sie auch nicht als dauernde Objecte für die Ausübung der be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ndern Tugenden, deren wesentlichstes Ziel darin besteht, die Er=
edrigung und das Elend der Abhängigkeit zu mildern. Das
edürfniß aber eines höhern Grades von Mitgefühl und Gemeinsam=
it des Interesses zwischen der Masse des Volkes und denjenigen,
elche man herkömmlicher Weise als ihre Leiter und Regierer zu
trachten pflegt, braucht keine Uebertreibung zu Hilfe zu nehmen.
ir glauben keinem Andern in dem Wunsche nachzustehen, daß
lingende Münze" nicht länger „ausschließlich das Band zwischen
enſch und Mensch bilden", daß der Arbeitgeber und der Arbeiter
h gegenseitig als befreundete Bundesgenossen und nicht als feind=
he Rivalen betrachten sollten, von denen der eine verlieren muß,
as der andere gewinnt. Während wir aber soweit den neuen
hren beipflichten, will es uns doch scheinen, daß einige von denen,
elche sie predigen, sich auf der falschen Seite nach dem umsehen,
as sie suchen. Die gesellschaftlichen Beziehungen früherer Zeiten
d die der Gegenwart sind nicht dieselben und können es nicht
n. Die wesentlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur mögen
allen Zeiten die nämlichen sein, aber jede Zeit hat ihre be=
ndern Mittel, sie zu befriedigen. Das Feudalwesen kann, auch
it den stärksten Modificationen, nicht als der Typus gelten, dem die
nrichtungen und Sitten der Gegenwart entsprechen können. Eine
it, welche die Eisenbahnen geschaffen hat, die den Beschäftigung
chenden Arbeiter mit seiner Familie für wenige Schillinge fünfzig
eilen weit führen, in welcher der Feldarbeiter seine Zeitung liest
d in Versammlungen, welche er selbst einberufen, Reden über
e schlechten Lohnverhältnisse hält, — eine solche Zeit ist nicht
nach angethan, daß ein Mensch gegen den andern Gefühle ehr=
rchtsvoller Ergebenheit hegen könnte, blos weil er auf seinem
rund und Boden geboren ist. Gehorsam im Austausch für
chutz ist ein Handel, den man nur macht, wenn der Schutz unter
ner andern Bedingung zu haben ist. Gehorsam im Austausch
r Lohn ist ein ganz anderes Ding. Auch auf einen solchen
ndel werden Menschen eingehen, wenn sie die Noth dazu treibt,
er von Freiwilligkeit und Dankbarkeit kann bei einem solchen
ertrag nicht die Rede sein. Der Respect, welchen heutzutage ein
ann seinem „Bruder auf Erden" erweist, blos weil dieser reich
d er selbst arm geboren wurde, ist entweder Heuchelei oder
ervilität. Wirkliche Anhänglichkeit, ein echtes Gefühl der Unter=
dnung kann jetzt nur noch das Resultat persönlicher Eigenschaften
n und setzt solche auf beiden Seiten gleichmäßig voraus. Wo
ese fehlen, wird die erzwungene äußere Hochachtung immer von
nem entsprechenden Grad heimlicher Feindschaft begleitet sein;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vielleicht wird sich diese nicht gegen das Individuum richten, da ein so vorübergehendes Verhältniß für ein Uebermaß von Haß und Liebe keinen Raum läßt, aber sie wird die Form jener dumpfen Mißstimmung gegen die Arbeitgeber annehmen, die in unserm Lande unter der ganzen Arbeiterclasse herrscht.

Unter den Correctiven für diese tiefgewurzelte Entfremdung der Gemüther wird mit besonderem Nachdruck die Bedeutung des persönlichen Benehmens hervorgehoben. In den „Rechtsansprüchen der Arbeit" wird auf diesen Punct das meiste Gewicht gelegt. Das Buch enthält über diesen Gegenstand zahlreiche Aphorismen, wie man sie von dem Autor der „Betrachtungen in geschäftsfreien Stunden" und der „Gedanken in der Zelle und im Getümmel" erwarten konnte. Wer geneigt wäre zu kritisiren, könnte vielleicht einwenden, daß diese ernsten und gedankenvollen Aussprüche vornehmlich die Pflichten beleuchten, die Jedermann gegen Jedermann obliegen und sich mehr auf die Bildung unseres eigenen Charakters und menschliche Verhältnisse überhaupt, als auf das besondere Verhältniß zwischen Reichen und Armen beziehen. Nicht insoweit als es sich besonders um die Armen handelt, sind diese Lehren nothwendig. Die Fehler der Reichen gegen die Armen sind die allgemeinen Fehler. Das Benehmen, das sich gegen die Armen ziemt, ist das nämliche, das sich gegen Jedermann ziemt. Den Engländern als Nation im Allgemeinen macht man mit Recht den Vorwurf, daß sie nicht verstehen, freundlich, höflich und rücksichtsvoll gegen die Gefühle Anderer zu sein. In ganz Europa stehen sie in diesem Ruf und sie haben von andern Nationen nicht nur in der Kunst, mit Anmuth dienstfertig und liebenswürdig zu sein, sondern in der Kunst, es überhaupt nur zu sein, noch sehr viel zu lernen. Alles, was die gewöhnlichen Gefühle menschlicher Wesen gegen einander dem christlichen Maßstab näher bringt, wird auch ein besseres Benehmen gegen Jedermann, und folglich auch gegen die Armen mit sich bringen. Aber es sind nicht in besonderer Weise die Armen, gegen die sich dieser Fehler des nationalen Charakters kehrt. Im Gegentheil, soweit es sich um die Reichen als Individuen im Gegensatz zu ihrer Gesammthaltung im öffentlichen Leben handelt, darf man wohl sagen, daß der aufrichtige Wunsch, den Armen freundlich zu begegnen, unter ihnen allgemein ist.

Wo sich die in England so seltene Eigenschaft echter Geselligkeit in Verbindung mit so viel Kenntniß der Gefühle und der ganzen Art der arbeitenden Classen vorfindet, als erforderlich ist, damit man ihnen sein Interesse in nützlicher Weise zeigen kann, sind auch jetzt schon sehr werthvolle Resultate erzielt worden. Unser

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lutor hat sich ein Verdienst erworben, indem er das Verfahren ines edelmüthigen und charaktervollen Fabrikbesitzers weitern reisen bekannt machte, den er nicht nennt, von dem man aber eiß, daß es Hr. Samuel Greg ist, dessen Briefe an Hrn. Leon- ard Horner er vielfach citirt. Hr. Greg schlug zum Theil den ächstliegenden Weg ein, indem er gute Arbeiterwohnungen baute, hnen Gartengründe zuwies, Schulen errichtete und so weiter. Das igentliche Wesen seines Planes aber bestand darin, mit den Ar- eitern selbst bekannt zu werden, Interesse an ihren Beschäftigungen u zeigen, an ihren geselligen Vergnügungen theilzunehmen und iner Auswahl aus ihrer Mitte, Männern, Frauen und jüngern ersonen, periodischen Zutritt zu der Gesellschaft und dem Verkehr eines Hauses zu gewähren. Er hat ein Beispiel und Vorbild on dem geliefert, was unter dem vielgeschmähten Fabriksystem für as Volk geschehen kann. Und in nichts zeigt sich sein Beispiel mpfehlenswerther, als in der Festigkeit, mit welcher er das wesent- ichste Princip aller wirksamen Philanthropie aufrecht erhält. „Das Motto auf unserm Banner," sagt er, „ist Aide-toi, le ciel 'aidera. Es ist dies das Princip, das ich beständig im Auge zu ehalten suche. Es ist das einzige Princip, nach welchem man rgend Jemand mit Sicherheit helfen kann, das einzige, das zu erhüten vermag, daß Wohlwollen zu einer giftigen Quelle mo- alischen Unheils werde." Sein Experiment ist seit vielen Jahren nit dem besten Erfolg gekrönt worden. Doch möchten wir, wenn s die Heilung großer socialer Uebelstände gilt, nicht allzuviel Ge- icht darauf legen. Der erste Urheber eines solchen Planes ist ller Wahrscheinlichkeit nach eine Persönlichkeit, deren natürliche nd erworbene Eigenschaften sie besonders befähigen, das Vertrauen nd die Anhänglichkeit ungeschulter Geister zu gewinnen. Wenn ieser Geist sich unter den Arbeitgebern weit verbreiten sollte, so würde sich vielleicht in jedem größeren Bezirk ein oder der andere Mann dieser Art finden lassen, aber man könnte nie erwarten, aß die Majorität aus solchen Männern bestehen würde. Selbst Hr. Greg mußte, wie er uns selbst sagt, damit beginnen, unter einen Arbeitern eine Auswahl zu treffen. Er mußte zunächst eine „Urbevölkerung los werden". „Wir bemühten uns," sagt er, „soweit als möglich Familien zu finden, die wir als achtbar kann- en oder von denen wir annehmen konnten, daß sie es sein würden nd die, wie wir hofften, sich hier niederlassen und bei uns bleiben würden, wenn man ihnen eine behagliche Lage schaffe; hätten sie einmal eine heimathliche Stätte gefunden und sich selbst bereitet, so würden sie auch allmälig jenen rastlosen Wandertrieb ablegen, der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einen charakteristischen Zug der Fabriksbevölkerung bildet und vielleicht das größte unter all den Hindernissen ist, die sich ihrem dauernden Fortschritt entgegenstellen." Es liegt in der Natur der Dinge, daß Arbeitgeber, die so hoch über dem Durchschnitt stehen, auch Arbeiter, die über dem Durchschnitt stehen, an sich ziehen und dauernd bei sich zurückhalten werden, so lange anderswo ein ebenso wünschenswerthes Loos nicht zu finden ist. Aber die gewöhnliche Menschennatur ist ein so armselig Ding, daß eine ähnliche Handlungsweise nicht nothwendig dieselbe Liebe und denselben Einfluß nach sich ziehen würde, sobald sie nicht mehr einen Contrast zu der Gleichgültigkeit anderer Arbeitgeber bilden würde. Die Dankbarkeit der Menschen gilt ungewöhnlichen und unerwarteten Leistungen. Das alles nimmt den Bemühungen des Herrn Greg nichts von ihrem Werthe. Jeder, dem es gelingt, eine gewisse Anzahl Arbeiter weiter vorwärts zu bringen, hat ebensoviel zur Hebung der Classe gethan und alle solche guten Einflüsse haben die Tendenz, sich auszubreiten. Um aber ein dauerndes Band zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu schaffen, dürfen wir nicht auf die Resultate zählen, welche sich in Ausnahmsfällen ergeben, die wahrscheinlich viel von ihrem wohlthätigen Einfluß verlieren würden, sobald sie die Regel geworden wären.

Wenn es uns gestattet ist, in einer Frage, bezüglich deren fast jeder Denker seine besondere Utopie hat, auch die unsrige zu haben, und wenn wir das Princip nennen sollen, von dem wir hoffen, daß es in einer noch fernen Zukunft das Meiste dazu thun wird, die wachsende Kluft auszufüllen, welche diejenigen, die im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, von denen trennt, die von dem Ertrag früherer Arbeit leben, so würden wir sagen, dies Princip sei die Erhebung des Arbeiters von der Stellung eines bloßen Miethlings, der in der Arbeit der Production blos ein gekauftes Werkzeug vorstellt und an dem Werk an sich kein weiteres Interesse hat, zu einer Stellung, die ihn gewissermaßen zu einem Theilnehmer des Geschäftes macht. Die Methode, Untergebenen, in die man Vertrauen setzen muß, anstatt eines festen Gehaltes einen Antheil an dem Ertrag zu gewähren, ist in kaufmännischen Kreisen auf Grund des Nutzens, den sie dem Arbeitgeber bringt, längst bekannt und gebräuchlich. Die Weisheit, die selbst in der weltlichen Auffassung des Wortes darin liegt, das Interesse des Untergebenen mit dem Zweck, der durch seine Verwendung erreicht werden soll, in Verbindung zu bringen, ist in der Theorie so allgemein anerkannt, daß es wohl nicht chimärisch ist, zu erwarten, dies Verfahren werde einst auch in der Praxis eine ungleich ausgedehntere Anwendung finden. In irgend einer Form dieses Verfahrens sehen

wir das einzige oder wenigstens das durchführbarste Mittel, die „Rechte der Industrie" mit den Rechten des Eigenthums in Einklang zu bringen, die Arbeitgeber zu wirklichen Häuptern des Volkes zu machen, die ihre Schaaren bei einem Werk führen und leiten, an dem diese selbst ein Interesse haben, — bei einem Werk der gemeinschaftlichen Arbeit und nicht der bloßen gezahlten Dienstleistung, — und die die höhere Entlohnung, welche sie für ihren Antheil an der Arbeit erhalten, durch den höhern Werth ihrer Mitwirkung rechtfertigen.

Indessen wollen wir, ohne künftige Veränderungen in den Sitten oder in den Beziehungen der verschiedenen gesellschaftlichen Stände ins Auge zu fassen, in Erwägung ziehen, was sofort und von Seiten der Gesetzgebung geschehen kann, um die physische und geistige Lage der Arbeiterbevölkerung zu heben.

Und hier müssen wir nicht vergessen, daß wir es mit einer Classe zu thun haben, die zu einem großen Theile bereits liest, discutirt und sich über öffentliche Angelegenheiten ihre Meinungen bildet. Auch dürfen wir es nicht aus dem Auge verlieren, daß wir in einer politischen Zeit leben, in welcher das Verlangen nach politischen Rechten oder der Mißbrauch politischer Privilegien von Seiten ihrer Inhaber die vorherrschenden Ideen in den Geistern der meisten lesenden Menschen bilden, in einer Zeit überdies, deren Geist einen jeden antreibt, eher ehrlich Spiel zu verlangen, um sich selbst helfen zu können, als Hilfe von andern zu suchen oder zu erwarten. In solch einer Zeit und für die Behandlung von Menschen in dieser geistigen Verfassung ist das, was noth thut, eher Gerechtigkeit, als Güte. Zum mindesten können wir sagen, daß Güte nur wenig Anerkennung finden und sehr wenig von den Wirkungen der Güte auf die Personen äußern wird, die ihren Gegenstand bilden, so lange die Ungerechtigkeit gegen sie oder das, was sie für Ungerechtigkeit halten müssen, fortdauert. Wenden wir dies zum Beispiel auf die Korngesetze an. Werden die Armen euch dafür danken, daß ihr ihnen Geld als Almosen gebt, daß ihr beisteuert, um für sie Bäder zu errichten und Parks anzulegen, oder dafür, daß ihr nach dem Vorschlag von Lord John Manners Cricket mit ihnen spielt, wenn ihr gleichzeitig ihr Brod besteuert, um euere Einkünfte zu erhöhen? Wir könnten Personen begreifen, welche sagen: das Volk wird nicht besser daran sein, was wir auch thun mögen, und weshalb sollten wir um eines so winzigen Resultats willen unsere Einkünfte opfern oder unsere Börsen aufthun? Was wir aber nicht begreifen können sind Menschen, die mit der einen Hand Almosen geben und mit der andern dem Ar-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beiter sein Brod nehmen. Können sie sich wundern, wenn das Volk zu ihnen sagt: weshalb gebt ihr nicht euren ungerechten Gewinn her, anstatt uns ein kümmerliches Bruchstück von dem zuzuwerfen, was uns von rechtswegen gebührt? Einer von den Uebelständen dabei ist noch der, daß dieser Gewinn so sehr übertrieben wird. Wer sich mit der Frage beschäftigt hat, weiß, daß die Grundherren durch die Korngesetze sehr wenig gewinnen und daß die indirecten Folgen der Abschaffung jener Gesetze ihnen auch dies wenige bald zurückerstatten würden. Die fort und fort schwärende Erbitterung über schweres Unrecht, die jede Annäherung des Gefühls zwischen den Classen unmöglich macht, so lange auch nur die Erinnerung daran fortdauert, wird um eines ganz unerheblichen pecuniären Vortheils willen lebendig erhalten.

Es gibt noch einige andere Uebungen, deren Beseitigung in Erwägung gezogen werden muß, wenn man ernstlich auf die neuen Lehren eingehen will. So scheint es mir zum Beispiel, daß die Theilnahme an den geselligen Versammlungen und Lustbarkeiten der Landbevölkerung sich sehr schlecht mit der Erhaltung des Wildstandes vertragen würde. Wenn Reiche und Arme das Cricketspiel gemeinschaftlich betreiben, warum sollen sie dann nicht mit der Jagd dasselbe thun? Wir gestehen, daß wir uns, wenn wir von den ungeheuern Jagdgehegen lesen, die nur zu dem Zweck erhalten werden, damit vornehme Persönlichkeiten an einem Tage Hunderte von wilden Thieren zusammenschießen können, des Staunens über den kindischen Geschmack nicht zu erwehren vermögen, der das eine Lustbarkeit nennt, gerade so wie wir den Mangel an richtigem Gefühl beklagen, der um einer Belustigung willen von Generation zu Generation diese Quellen des Verbrechens und der Erbitterung jener Classen offen hält, deren Beschützung jetzt zur Modesache geworden ist.

Auch müssen wir durchaus glauben, daß irgend etwas nicht ganz in der Ordnung ist, wenn man jetzt soviel von dem Werth spricht, den verfeinernde und bildende Geschmacksrichtungen für das Volk haben würden, wenn man vorschlägt, für die Armen Parks und Ziergärten anzulegen, damit sie die den Reichen und Armen gemeinsamen Gaben der Natur, Sonne, Luft und frisches Grün in ausgedehnterem Maße genießen können, — und wenn bei alledem das gerade entgegengesetzte Verfahren, Wege zu versperren und Gemeinland einzufrieden, ungestört im Gang bleibt. Ist das nicht ein zweites Beispiel dafür, wie man mit der einen Hand gibt und mit der andern weit mehr wegnimmt? Wir betrachten jede weitere Einfriedung von Gemeinland mit der äußersten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eifersucht. In dem größeren Theil unserer Insel befindet sich, abgesehen von den Berg- und Sumpfgegenden, sicherlich nicht mehr Land im Zustand natürlicher Wildniß, als zu wünschen ist. Diejenigen, welche England manchen Theilen des Continents ähnlich machen möchten, in denen jeder Fußbreit Boden eingehegt und mit den Spuren menschlicher Arbeit bedeckt ist, sollten bedenken, daß dies dort, wo es stattfindet, nicht für den Gebrauch und zum Besten der Reichen, sondern der Armen stattfindet, und daß in den Ländern, wo kein Gemeinland übrig bleibt, die Reichen keine Parks haben. Das Gemeinland ist der Park des Bauern. Jedes Argument, das sich für seine Verwandlung in Ackerland behufs Erzielung eines größeren Ertrages geltend machen läßt, gilt a fortiori auch für den Park, der gewöhnlich viel fruchtbarer ist. In dem einen wie in dem andern Fall würde die Ausführung in der vorgeschlagenen Weise die Armen nur zahlreicher, aber nicht zufriedener machen. Was soll man aber dann sagen, wenn das Gemeinland, wie es so oft geschieht, den Armen entzogen wird, um ganz oder theilweise den eingehegten Lustgründen der Reichen hinzugefügt zu werden? Ist die kümmerliche und trotz ihrer Kümmerlichkeit nicht einmal immer gewährte Entschädigung durch einen kleinen Streifen Landes für jeden Häusler, der eine Gans auf das Gemeinland trieb, ein Ersatz, der den Armen im Allgemeinen, den Naturfreund oder künftige Generationen für diese Beraubung auf gesetzlichem Wege schadlos halten kann?

Das sind also Dinge, die man zu vermeiden hat. Zu den nächstliegenden Dingen, die man zu thun hat, gehört die Beseitigung aller jener Einschränkungen und künstlichen Hindernisse, welche Gesetz- und Fiscalsysteme den Versuchen der Arbeiter, ihre eigene Verbesserung zu fördern, in den Weg stellen. Diese Hindernisse kommen oft von einer Seite, von der man sie nicht erwarten sollte, wie ein paar Beispiele beweisen werden.

Vor einigen Jahren ertheilte die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in einem wohlmeinenden Aufsatz, der an die Arbeiter gerichtet war und die Vorurtheile, die Manche unter ihnen gegen die „Ansprüche des Capitals" hegen, berichtigen sollte, den Arbeitern einige Rathschläge, welche zu jener Zeit viel von sich reden machten. Sie ermahnte sie nämlich, „sich selbst zu Capitalisten zu machen". Den meisten Arbeitern, die diese Aufforderung lasen, dürfte sie als eine Ironie erschienen sein, aber einige von den intelligenteren unter ihnen wußten ihr einen Sinn abzugewinnen, und es leuchtete ihnen ein, daß es einen Weg gebe, auf dem sie sich zu Capitalisten machen könnten. Natürlich fiel es ihnen nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein, daß Jeder für sich es dahin bringen könne, aber wenn sie ihre geringen Mittel zu einem gemeinschaftlichen Fonds vereinigten, und ein Geschäft mit zahlreichen Theilnehmern oder eine Actiengesellschaft bildeten, so konnten sie, wie ihnen schien, ihre eigenen Arbeitgeber werden, der Mitwirkung der Empfänger von Capitalgewinn entbehren und den ganzen Ertrag der Arbeit unter sich theilen. Es war dies ein höchst wünschenswerthes Experiment. Es wäre von großem Werth gewesen, zu ermitteln, ob ein großes industrielles Unternehmen, wie zum Beispiel der Betrieb einer Fabrik, nach diesem Princip durchgeführt werden könne. Wenn der Versuch gelang, so lagen die wohlthätigen Folgen auf der Hand; wenn er sich nach einer ausreichenden Probe als unpraktisch erwies, so lieferte auch sein Scheitern eine höchst werthvolle Lehre. Den Arbeitern wäre damit bewiesen, daß der Gewinn der Arbeitgeber nur der Preis ist, den man nothwendig für die Ueberlegenheit des Geschäftsbetriebes zahlen muß, welche aus dem Antriebe des individuellen Interesses hervorgeht, und daß der Capitalist, wenn er auch das kostspieligste Element in dem Mechanismus der Production ist, dennoch seine Kosten in vollem Maße hereinbringt. Es stellte sich aber heraus, daß die Mängel der Gesetzgebung über Compagniegeschäfte in ihrer Anwendung auf Gesellschaften mit zahlreichen Mitgliedern Schwierigkeiten boten, welche es undurchführbar machten, den Plan einer Probe unter normalen Bedingungen zu unterziehen. Hier also haben wir etwas, was das Parlament für die Arbeiter thun könnte. Der Erlaß eines guten Gesetzes über Compagniegeschäfte, das die Bildung von Capitalien für Zwecke der Industrie durch die Vereinigung von kleinen Ersparnissen in jeder nur möglichen Weise erleichtern würde, wäre eine wirkliche Wohlthat. Es würde damit nicht eine ideelle Beschwerde beseitigt, sondern eine, die tief gefühlt wird, und zwar vor allem von den intelligentesten und charaktervollsten Mitgliedern der Classe, die am meisten geeignet und am besten befähigt sind, einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Standesgenossen zu erlangen und zu üben.

Um ein weiteres Beispiel anzuführen, so hört man es oft als eine der traurigsten Seiten der gesellschaftlichen Verfassung unserer ländlichen Bezirke beklagen, daß der Stand der bäuerlichen Freigutbesitzer (yeomanry) ganz ausgestorben ist, daß kein verbindendes Mittelglied mehr zwischen dem bloßen Feldarbeiter und dem großen Pächter besteht, — keine etwas höher stehende Classe, in die der Arbeiter sich durch Fleiß und Sparsamkeit aufzuschwingen hoffen könne, daß die Ersparnisse, die der Arbeiter macht, für ihn eher

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

eine Last und eine Sorge, als eine Wohlthat sind, weil ihm die Möglichkeit fehlt, sie an Ort und Stelle anzulegen, wenn er nicht einen Kaufladen in einer Stadt oder einem Dorf eröffnen will, wo man wahrscheinlich einen weitern Laden nicht braucht, wo er sich erst mit geringer Aussicht auf Erfolg neue Lebensgewohnheiten bilden muß, und wo er selbst im Falle des Gelingens nicht länger seinesgleichen als ermuthigendes Vorbild dienen kann. Ist es nun nicht eigenthümlich, daß das Stempelamt, falls er Gelegenheit fände, sein Geld in einem kleinen Fleck Landes anzulegen, dazwischen treten und von dem Geschäft seinen Zoll einheben muß? Ueberdies ist die Taxe, welche der Staat bei der Uebertragung kleiner Besitzthümer erhebt, gering genug im Vergleich mit den Taxen, welche die Sachwalter erheben. Die Stempeltaxe steht in einem bestimmten Verhältniß zu dem Geldbetrag; dagegen sind die Gebühren, welche die Sachwalter berechnen, für große und kleine Geschäfte dieselben und die Schuld davon liegt fast ganz an der mangelhaften Gesetzgebung. Der einzige wirkliche Grund, weshalb die Uebertragung von Landbesitz schwieriger oder kostspieliger sein sollte, als die Uebertragung dreipercentiger Staatspapiere, ist doch nur darin zu suchen, daß es in dem ersteren Falle mehr Umstände macht, die Identität des Geschäftsobjectes festzustellen; alles übrige ist nur die Folge technischer Schwierigkeiten, die in der veralteten Praxis des Feudalsystems ihren Ursprung haben.

In der Macht der Regierung liegt es nicht minder, manche Ursachen eines schlechten Gesundheitszustandes zu beseitigen; doch wäre es überflüssig, bei einem Gegenstand zu verweilen, auf den bereits amtliche Berichte so vielfach die Aufmerksamkeit gelenkt haben. Je wirksamer die Regierung irgend eine ihrer anerkannten Pflichten erfüllt, je eifriger sie irgend einen Plan verfolgt, der das allgemeine Beste zu fördern vermag, desto wohlthätiger erweist sie sich auch für die Armen. Soweit es sich um Pläne handelt, die bestimmt sind, den arbeitenden Classen speciell Beschäftigung zu verschaffen oder ihre Lebensweise zu verbessern, so läßt sich ein für allemal behaupten, daß zu ihrer Beurtheilung ein einfaches Prüfungsmittel genügt. Ist der Beistand derartig und wird er in solcher Weise gewährt, daß er sie schließlich von der Fortdauer ähnlichen Beistandes unabhängig machen wird? Ist dies nicht der Fall, so kann man einem solchen Plan höchstens nachrühmen, daß er unschädlich ist. Soll er mehr als dies sein, so muß er nothwendig die wohlgegründete Aussicht besitzen, im Laufe der Zeit auf eigenen Füßen stehen zu können. Auch scheint es uns, daß man

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

selbst unter den günstigsten Voraussetzungen jenen Plänen eine zu große Bedeutung beimißt. Dürfte man Erziehung und gerechte Gesetze als gegeben betrachten, so würde die ärmere Classe ebenso befähigt sein, wie irgend eine andere Classe, für ihre eigenen persönlichen Gewohnheiten und Bedürfnisse Sorge zu tragen.

Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen*).

Diese beiden Werke bilden die Beiträge, welche der gegenwärtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich bis jetzt zur Philosophie der allgemeinen Geschichte geliefert hat. Sie sind blos Bruchstücke; das erstere besteht aus einer Reihe gesonderter Aufsätze und ist also nothwendig fragmentarisch, während das zweite alles enthält, was das Publicum von einem systematischen, in einem frühen Stadium seines Fortschreitens unterbrochenen Werk besitzt, vielleicht alles, was ihm jemals davon zu besitzen beschieden ist. Es wäre unvernünftig, wenn man es bedauern wollte, daß die Forderungen oder die Versuchungen der Politik den Mann von Schriftstellerei und Lehrkanzel in die Deputirtenkammer und das Cabinet abgerufen haben, dem man es vielleicht mehr als sonst irgend Jemand verdankt, daß Europa sich gegenwärtig des Friedens erfreut. Doch können wir nicht umhin, zu wünschen, daß ein anderer der civilisirten Welt diesen Dienst erwiesen hätte, und daß es Hrn. Guizot vergönnt gewesen wäre, seinen „Cours d'histoire moderne" zu vollenden. Für diesen Zweck würde wahrscheinlich ein mäßiger Zeitraum der Muße genügen; denn obwohl Hr. Guizot nur über einen Theil seines Thema's geschrieben hat, so hat er dies doch in einer Weise eines Mannes gethan, der mit dem Ganzen vertraut ist. Wir finden in seiner Auffassung der europäischen Geschichte eine Consequenz, einen Zusammenhang, eine Weite des Gesichtskreises, eine „Vielseitigkeit", wie ein Deutscher sich ausdrücken würde, zugleich mit einer vollständigen Beherrschung der Thatsachen, die für seine Folgerungen irgendwie bedeutsam sind, — und in seinen Erklärungen

*) Edinburgh Review, October 1845.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der historischen Erscheinungen eine Ueberlegtheit, eine Reife, eine Abwesenheit jeder Uebereilung und Unfertigkeit, welche uns nie bei einem Schriftsteller begegnen, der sich seine Theorien erst in dem Maße bildet, als er vorschreitet, und welche Zeugniß ablegen von einem allgemeinen Plan, der schon im voraus so gut angelegt und durchgearbeitet war, daß es den Anschein gewinnt, als ob die Arbeiten der Forschung und des Gedankens, die das Werk erforderte, schon beendigt gewesen seien, ehe noch irgend etwas davon zu Papier gebracht wurde. Wenig mehr als die bloße Operation der schriftstellerischen Formgebung scheint nothwendig, um uns als eine zusammenhängende Schöpfung des Gedankens Betrachtungen vorzuführen, die selbst in ihrem unvollendeten Zustande zu den werthvollsten Bereicherungen gezählt werden können, welche die allgemeine Geschichte je erfahren hat.

Soweit wir wissen, ist über diese Betrachtungen in englischer Sprache noch kein Bericht erschienen, der irgendwie Ansprüche auf Vollständigkeit machen könnte. Wir wollen versuchen, diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen. Wollte man annehmen, daß dies nicht länger nothwendig ist, so hieße das allzuviel auf die vermeintliche allgemeine Verbreitung der französischen Sprache unter unserem lesenden Publicum und auf die Kenntniß vertrauen, welche selbst diejenigen, denen die Sprache keine Schwierigkeit macht, von dem Namen und Ruf der Meisterwerke des französischen Gedankens unserer Tage besitzen. Wir glauben, daß eine Bekanntschaft mit Hrn. Guizot's Schriften selbst jetzt in unserem Lande keineswegs gewöhnlich ist und daß wir englischen Lesern einen durchaus nicht überflüssigen Dienst erweisen, wenn wir sie darüber unterrichten, was sie in ihnen zu finden erwarten können.

Mit Speculationen dieser Art verhält es sich nämlich ganz anders, als mit solchen, welchen in unserer Heimath eine befestigte und längstbegründete Geschmacksrichtung entgegenkommt. Was in Frankreich oder anderswo für die Förderung der Mathematik oder Chemie geschieht, findet sofort bei den Mathematikern und Chemikern Großbritanniens Eingang und gerechte Würdigung. Es sind dies nämlich anerkannte Wissenschaften, der erwählte Lebensberuf vieler unterrichteter Geister, die stets Umschau halten und nach jedem Zuwachs an Thatsachen und Ideen ausspähen, der dem Gebiet zu gute kommt, das sie bearbeiten. Das Interesse aber, welches historische Studien in unserem Lande erregen, hat bis jetzt noch keinen wissenschaftlichen Charakter. Die Geschichte ist bei uns noch nicht über jenes Stadium hinausgediehen, in welchem ihre Pflege eine Sache der bloßen Literatur und Gelehrsamkeit, nicht der Wissenschaft ist.

Man studirt sie um der Thatsachen willen, aber nicht, um diese Thatsachen zu erklären. Sie wirkt auf die Einbildungskraft, erregt ein biographisches oder antiquarisches, aber kein philosophisches Interesse. Man fühlt es noch kaum, daß historische Thatsachen, gerade so wie andere Naturerscheinungen, wissenschaftlichen Gesetzen unterliegen. Das charakteristische Mißtrauen unserer Landsleute gegen alle hochfliegenden geistigen Bestrebungen, deren Erfolg nicht sogleich durch eine entscheidende Anwendung auf die Praxis geprüft werden kann, läßt sie alle umfassenden Ansichten über die Erklärung der Geschichte mit jenem Argwohn betrachten, der über alle Grenzen einer vernünftigen Vorsicht hinausgeht und ganz natürlich zur Gleichgültigkeit führt. Und so verharren wir in selbstzufriedener Unkenntniß der besten Schriften, welche die Nationen des Continents in unserer Zeit hervorgebracht haben, weil wir der Art von Betrachtungen, welcher sich die philosophischsten Geister dieser Nationen seither hingegeben haben, keinen Glauben und keine Wißbegierde entgegenbringen, selbst wenn diese Betrachtungen sich, wie in dem vorliegenden Fall, durch eine Nüchternheit und einsichtsvolle Zurückhaltung auszeichnen, die sie von der sichersten und vorsichtigsten Schule inductiver Forscher entlehnt haben.

Der Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen dem englischen und dem continentalen Geist obwaltet, drängt sich uns in jedem Gebiet der respectiven Literaturen auf. Gewisse Vorstellungen, die die Geschichte als ein Ganzes auffassen, gewisse Begriffe von einer fortschreitenden Entwicklung der Fähigkeiten des menschlichen Geschlechts, von einer Tendenz, die den Menschen und die Gesellschaft irgend einem entfernten Ziel zustreben läßt, gleichsam von einer Bestimmung der Menschheit, durchdringen die populäre Literatur Frankreichs in ihrer ganzen Ausdehnung. Jede Zeitung, jede literarische Revue oder Wochenschrift zeugt für das Vorhandensein solcher Begriffe. Sie tauchen immer zufällig auf, während der Verfasser sich dem äußern Anschein nach mit etwas ganz Anderem beschäftigt, oder sie zeigen sich als ein Hintergrund hinter den Ansichten, die er unmittelbar vertritt. Wenn der Geist des Verfassers nicht einer höhern Ordnung angehört, so sind diese Begriffe unfertig und unbestimmt, aber sie gehören offenbar einer Stimmung des Gedankens an, die so lange unter den überlegenen Geistern geherrscht hat, daß sie sich von ihnen auf die andern verbreitet hat und allgemeines Eigenthum der Nation geworden ist. Auch gilt dies nicht nur von Frankreich und von den Nationen des südlichen Europa's, für die Frankreich den Ton angibt, sondern in gleichem Maße, wenn auch in etwas verschiedenen Formen, von den ger-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

manischen Nationen. Lessing war es, der den Verlauf der Weltgeschichte „die Erziehung des Menschengeschlechts" nannte; Herder und Kant gehörten zu den ersten, welche die Reihenfolge historischer Ereignisse als einen Gegenstand der Wissenschaft auffaßten. Die neueste Schule deutscher Metaphysiker, die Hegelianer, betrachten sie bekanntlich als eine Wissenschaft, die a priori construirt werden könne. Und wie in andern Fragen, so entlehnt auch in dieser die allgemeine Literatur Deutschlands ihre Ideen wie ihren Ton von den Schulen der höchsten Philosophie. Wir brauchen kaum zu sagen, daß in unserem Lande nichts von alledem stattfindet; die Speculationen unserer Denker und die Gemeinplätze unseres gewöhnlichen schreibenden und sprechenden Publicums sind ganz anderer Art.

Indessen selbst das insulare England gehört dem europäischen Gemeinwesen an und fügt sich, wenn auch langsam und in seiner besondern Weise, dem allgemeinen Drang des europäischen Geistes. Es machen sich Zeichen bemerkbar, die auf eine beginnende Tendenz des englischen Gedankens, sich historischen Speculationen zuzuwenden, schließen lassen. Diese Tendenz zeigte sich zuerst bei einigen von den Geistern, die ihre erste Anregung durch Hrn. Coleridge erhalten hatten und das erste Beispiel wurde von einer Seite gegeben, von dem es Mancher vielleicht am wenigsten erwartet hätte — von der Oxforder Schule von Theologen. Wie wenig diese Autoren auch nach dem Titel eines Philosophen geizen mögen, wie sehr sie auch bemüht sein mögen, den wissenschaftlichen Charakter hinter dem religiösen zurücktreten zu lassen, so haben sie doch in ihrer Weise eine Philosophie der Geschichte. Sie haben eine Theorie der Welt — nach unserer Ansicht eine irrige, aber doch eine solche, als deren wesentliche Bedingung sie anerkennen, daß sie die Geschichte erklären soll; und sie versuchen, nach ihr die Geschichte zu erklären und haben auf dieser Grundlage eine Art historisches System aufgebaut. Wir können nicht umhin, zu glauben, daß sie damit viel Gutes gestiftet haben, wäre es auch nur dadurch, daß sie dazu beitragen, allen Theoriegründern von gleichen Ansprüchen eine ähnliche Nöthigung aufzuerlegen. Wir glauben, die Zeit wird kommen, wo man von allen Systemen, die Anspruch darauf machen, entweder die Gewissen der Menschen oder ihre politischen und gesellschaftlichen Anordnungen zu leiten, den Nachweis verlangen wird, daß sie nicht allein mit der allgemeinen Geschichte verträglich sind, sondern auch eine vernünftigere Erklärung der Geschichte liefern, als irgend ein anderes System. Besonders in der Philosophie der Gesellschaft betrachten wir die Geschichte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als das unumgängliche Mittel zur Prüfung der Wahrheit aller Lehren und Glaubenssätze und wir betrachten mit entsprechendem Interesse alle, wenn auch noch so stückweisen, Erklärungen irgend eines wichtigen Theils aus der Reihe der historischen Erscheinungen, alle irgendwie erfolgreichen Versuche, die Verwicklung dieser Erscheinungen zu entwirren, die Ordnung ihres ursächlichen Zusammenhanges zu entdecken und irgend einen Theil derselben als eine fortlaufende Kette darzustellen, in der jedes Glied durch Naturgesetze mit dem vorausgehenden und dem folgenden verbunden ist.

Unter den partiellen Leistungen dieser Art ist die des Hrn. Guizot eine der erfolgreichsten gewesen. Sein Thema ist nicht Geschichte im Allgemeinen, sondern neuere europäische Geschichte, die Bildung und der Fortschritt der in Europa bestehenden Nationen. Da er demnach nur einen Theil der Reihenfolge historischer Ereignisse umfaßt, so muß er auf den Versuch verzichten, das Gesetz oder die Gesetze zu bestimmen, welche die gesammte Entwicklung leiten. Wenn es solche Gesetze gibt, wenn die Reihe von Zuständen, welche die menschliche Natur und Gesellschaft durchzumachen bestimmt ist, durch die ursprüngliche Beschaffenheit der Menschheit und durch die Verhältnisse des Planeten, auf dem wir leben, mehr oder minder genau festgestellt ist, so kann die Ordnung dieser Reihenfolge nicht durch die moderne oder die europäische Erfahrung allein entdeckt werden, sondern muß so weit als möglich durch eine Gesammtanalyse der ganzen Geschichte und der ganzen menschlichen Natur ermittelt werden. Ein so hohes Ziel hat sich Hr. Guizot nicht gesetzt, aber als vorbereitende Studien betrachtet, welche die Erreichung dieses Zieles fördern und erleichtern sollen, sind seine Schriften höchst werthvoll. Er sucht nicht die letzten, sondern die nächsten Ursachen der Thatsachen, welche die neuere Geschichte bietet; er untersucht, in welcher Weise eine jede der auf einander folgenden Lagen Europa's aus der nächst vorhergehenden entstand und wie die moderne Gesellschaft überhaupt und der moderne Geist sich aus den Elementen bildeten, die sie von dem Alterthum überkommen hatten. Dies mit einigem Erfolg vollbracht zu haben, ist keine geringfügige Leistung.

Die Vorlesungen, auf welchen der literarische Ruhm Guizot's hauptsächlich beruht, sind in den Jahren 1828, 1829 und 1830 in der alten Sorbonne, jetzt dem Sitz der Pariser Faculté des lettres, gehalten worden und wechselten den Tagen nach mit denen der HH. Cousin und Villemain; der künftige Geschichtschreiber wird dieser Sprechertriade und ihrer glänzenden Leistungen, der Haufen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

welche sich in ihren Hörsaal drängten und der Aufregung, welche sie in den thätigen und strebenden Geistern hervorriefen, an denen die französische Jugend so reich ist, als einer der merkwürdigsten Erscheinungen jener bedeutungsvollen Epoche gedenken. Die „Essais sur l'histoire de France" umfassen den wesentlichen Inhalt von Vorlesungen, die Hr. Guizot viele Jahre früher gehalten, bevor noch die Bourbonen in ihrem Mißtrauen gegen alle freie Forschung seinen Lehrsaal geschlossen und seine Professur abgeschafft hatten, die erst nach einem Zeitraum von sieben Jahren durch das Ministerium Martignac wieder hergestellt wurde. In diesem früheren Werk sind manche Fragen ausführlich besprochen, die in den spätern Vorlesungen entweder gar nicht berührt oder in einer weit summarischeren Weise erledigt werden. Dahin gehört auch der höchst interessante Gegenstand des ersten Aufsatzes. Der gewaltige Unterschied zwischen Hrn. Guizot und seinen Vorgängern auf dem Gebiet der Geschichte tritt gleich in den ersten Worten seines ersten Werkes zu Tage. Ein wahrer Denker zeigt sich in nichts so deutlich, wie in den Fragen, die er stellt. Hr. Guizot fand die Thatsache, mit welchem der Gegenstand seiner Betrachtung beginnt, welche den Ursprung und die Grundlage aller folgenden Geschichte bildet — dem Fall des römischen Reiches — als eine unaufgeklärte Erscheinung vor, falls man nicht einige allgemeine Bemerkungen über Despotismus, Unsittlichkeit und Schwelgerei eine Erklärung nennen will. Sein Aufsatz beginnt in folgender Weise:

„Der Fall des weströmischen Reiches bietet uns eine merkwürdige Erscheinung. Die Nation unterläßt es nicht nur, die Regierung in ihrem Kampf gegen die Barbaren zu unterstützen, sondern sobald die Nation sich selbst überlassen bleibt, versucht sie nicht einmal um ihrer selbst willen irgend einen Widerstand. Noch mehr, nichts zeigt in diesem langen Kampf, daß eine Nation vorhanden ist; unsere Aufmerksamkeit wird kaum auf das gelenkt, was sie leidet; sie erfährt alle Schrecken des Krieges, Plünderung, Hungersnoth, einen vollständigen Wechsel ihrer Lage und ihres Geschickes, ohne in Wort oder That ein Lebenszeichen von sich zu geben.

„Diese Erscheinung ist nicht nur auffallend, sondern beispiellos. Despotismus hat auch noch anderswo als im römischen Reich existirt und mehr als einmal hat Länder, auf denen sein Joch lange gelastet hatte, das siegreiche Eindringen fremder Feinde mit Zerstörung heimgesucht. Selbst da, wo eine Nation nicht widerstand, macht sich doch in der Geschichte ihre Existenz bemerkbar; sie leidet, klagt und kämpft trotz ihrer Verkommenheit einiger-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

maßen gegen ihr Elend an; Erzählungen und Denkmäler bezeugen was sie zu dulden hatte, was aus ihr wurde, und wenn nicht das was sie that, doch wenigstens das, was andere in Bezug auf sie thaten.

„Im fünften Jahrhundert machen sich Barbarenhorden und der Rest der römischen Legionen das ungeheure Gebiet des Kaiserreiches streitig, aber es scheint, als ob dies Reich eine Wüste wäre. Sobald die kaiserlichen Truppen einmal abgezogen oder besiegt sind, scheint alles vorbei zu sein; ein barbarischer Stamm entwindet die Provinz dem andern; neben ihnen läßt sich in den Thatsachen nur noch die Existenz der Bischöfe und des Klerus erkennen. Wenn uns nicht die Gesetze bezeugten, daß noch immer eine römische Bevölkerung den Boden inne hatte, die Geschichte würde uns darüber in Zweifel lassen.

„Dies völlige Verschwinden des Volkes läßt sich besonders in den Provinzen wahrnehmen, die am längsten unter römischer Herrschaft gestanden hatten und am weitesten in der Civilisation vorgeschritten waren. Man betrachtet den Brief der Britten (gemitus Brittonum), die unter Thränen von Aetius Hilfe und die Sendung einer Legion erflehen, als ein Zeichen der Verweichlichung die unter den Unterthanen des Reiches herrschte. Es ist dies eine Ungerechtigkeit; die Britten, weniger civilisirt, weniger römisch als die andern Unterthanen Roms, haben den Sachsen widerstanden und ihr Widerstand hat eine Geschichte; die Italiener, die Gallier, die Spanier, die sich zu derselben Zeit in derselben Lage befanden, haben keine. Das Reich hat sich aus ihrem Lande zurückgezogen und die Barbaren haben davon Besitz ergriffen, ohne daß die Masse der Bevölkerung dabei irgend eine Rolle gespielt oder ihre Stelle in den Ereignissen, die so viel Unglück über sie brachten, irgendwie bezeichnet hätte.

„Und doch waren Gallien, Italien, Spanien mit Städten bedeckt, die noch soeben reich und stark bevölkert gewesen waren. Die Civilisation hatte sich dort mit Glanz entwickelt. Straßen, Wasserleitungen, Amphitheater, Schulen gab es dort in Fülle; nichts fehlte von alle dem, was von Reichthum zeugt und den Völkern eine glänzende Existenz voll Anregung verschafft. Die Schaaren der barbarischen Eroberer kamen, um diese Reichthümer zu plündern, diese Ansammlungen zu zerstreuen, diese Lustbarkeiten zu zerstören. Niemals wurde die Existenz einer Nation vollständiger umgestürzt; niemals hatten die Individuen größere Leiden zu ertragen, niemals mehr Grund, das Schlimmste zu fürchten. Wie kommt es, daß diese Nationen stumm und todt sind? Wes-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

halb haben so viel geplünderte Städte, so viele veränderte Lebensstellungen, so viele unterbrochene Laufbahnen, so viele aus ihrem Besitz vertriebene Eigenthümer, so wenig Spuren, ich will nicht sagen ihres thätigen Widerstandes, aber wenigstens ihrer Schmerzen hinterlassen?

„Man führt den Despotismus der Regierung, die Verkommenheit der Völker, die tiefe Apathie an, die sich aller Unterthanen bemächtigt hatte. Das ist richtig und darin liegt allerdings der Hauptgrund einer so auffallenden Erscheinung. Aber es ist wenig damit gewonnen, wenn man in dieser allgemeinen Art einen Grund anführt, der anderswo anscheinend in ganz gleicher Weise wirksam war, ohne dieselben Resultate herbeizuführen. Man muß tiefer in den Zustand der römischen Gesellschaft, wie sie sich unter dem Einfluß des Despotismus gestaltet hatte, eindringen. Man muß untersuchen, durch welche Mittel er ihr bis zu diesem Grade alle Festigkeit und alles Leben entzogen hatte. Der Despotismus kann sehr verschiedene Formen annehmen und Verfahrungsweisen anwenden, die seiner Wirksamkeit eine ganz andere Energie und seinen Folgen eine viel größere Tragweite geben."

Dies also ist die Aufgabe, die Hr. Guizot sich selbst stellt, und ist es nicht merkwürdig, daß diese Frage von den berühmten Schriftstellern, die diese Periode der Geschichte vor ihm behandelt haben und zu denen ein Gibbon gehörte, nicht nur nicht beantwortet, sondern nicht einmal aufgeworfen wurde? Der Unterschied zwischen dem, was wir über diesen Gegenstand von Gibbon und dem, was wir von Guizot lernen, gibt einen Maßstab für den Fortschritt der historischen Forschung in der zwischen beiden Männern liegenden Zeit. Selbst die wahren Quellen der Geschichte, die Quellen für alles, was das Wichtigste an ihr ist, sind bis auf die gegenwärtige Generation nicht wirklich verstanden und in ausgiebiger Weise benutzt worden. Nicht in den Chroniken, sondern in den Gesetzen findet Hr. Guizot den Schlüssel zu demjenigen Agens, das bei dem Sinken und dem Fall des römischen Reiches unmittelbar thätig war. In der Gesetzgebung dieser Periode entdeckt er unter dem Namen curiales den Mittelstand des Reiches und die urkundlichen Belege für seine fortschreitende Vernichtung.

Es ist bekannt, daß die freien Einwohner des römischen Reiches fast ausschließlich der städtischen Bevölkerung angehörten; demnach wird man auch nähere Aufschlüsse über den wirklichen Zustand dieser Bewohner in den Einrichtungen und Verhältnissen der Stadtgemeinden zu suchen haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dem Anschein nach war die Verfassung dieser Gemeinden in hohem Grade volksmäßig. Die curiales oder der Stand, der zu den Gemeindeämtern herangezogen werden konnte, umfaßte alle nicht besonders ausgenommenen Einwohner, die sich im Besitz eines Grundeigenthums von mindestens fünfundzwanzig Joch befanden. Diese Classe bildete eine Corporation zur Verwaltung der localen Angelegenheiten. Sie erfüllten ihre Aufgaben theils in ihrer Gesammtheit, theils dadurch, daß sie die verschiedenen Gemeindeämter nach einem bestimmten Wechsel durch Wahl besetzten oder in eigener Person ausfüllten. Trotz des Anscheins von Würde und Ansehen, der diese Körperschaften umgab, umfaßte die Liste der Befreiungen alle Classen, die irgend einen Einfluß im Staate und irgend einen Antheil an der Regierungsgewalt besaßen. Sie enthielt zunächst alle senatorischen Familien und alle Personen, die der Kaiser mit dem Titel clarissimi ausgezeichnet hatte, ferner den ganzen Klerus, den gesammten Militärstand vom praefectus praetorii bis auf den gemeinen Legionssoldaten herab und alle Civilbeamte des Staates. Bei näherer Betrachtung entdecken wir manche Umstände, die noch bezeichnender waren. Wir finden, daß die curiales und die Regierung beständig mit einander in einem Kampf lagen, bei dem es sich für die erstern darum handelte, aus ihrem Stand zu entkommen, für die letztere sie darin festzuhalten. Man fand es nöthig, sie künstlichen Beschränkungen jeder Art zu unterwerfen. Es war ihnen untersagt, außerhalb der Stadt zu leben, im Heere zu dienen oder irgend ein Staatsamt zu bekleiden, das mit Befreiung von Gemeindeämtern verbunden war, bis sie diese letztern sämmtlich, von dem niedrigsten bis zu dem sogenannten höchsten, der Reihe nach durchgemacht hatten. Selbst dann war ihre Befreiung nur eine persönliche und erstreckte sich nicht auf ihre Kinder. Wenn sie in den Dienst der Kirche traten, mußten sie ihren Besitz entweder der curia, d. h. der Municipalität, oder irgend einem Individuum abtreten, das an ihrer Stelle curialis wurde. Gesetz nach Gesetz wurde erlassen, um diejenigen auszuspüren und wieder in die curia zurückzubringen, welche sie heimlich verlassen und sich in den Klerus, das Heer oder ein öffentliches Amt eingeschlichen hatten. Die Mitglieder der curia durften sich ohne Erlaubniß der vorgesetzten Behörde nicht einmal zeitweilig entfernen und wenn es ihnen gelang, zu entkommen, so fiel ihr Eigenthum der Körperschaft zu. Kein curialis konnte ohne die Erlaubniß des Statthalters der Provinz den Besitz verkaufen, der ihm jenen Charakter gab. Wenn seine Erben nicht Mitglieder der curia waren oder wenn seine Wittwe oder Tochter Jemanden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

heirathete, der nicht curialis war, so mußten sie auf ein Viertel des Besitzes verzichten. Hatte er keine Kinder, so konnte er testamentarisch nur über ein Viertel verfügen, während alles Uebrige an die curia überging. Das Gesetz hatte auch für den Fall vorgesehen, daß die Eigenthümer ihren Besitz im Stich lassen könnten, und die Bestimmung getroffen, daß dergleichen Besitzungen der curia zufallen und die entsprechenden Steuerbeträge pro rata auf das Eigenthum der andern curiales umgelegt werden sollten.

Was war es nun, was die Stellung eines curialis so quälend machte, daß man die Mitglieder des Standes nicht darin festzuhalten vermochte, wenn man sie nicht wie in einen Käfig einsperrte und durch den vorsorglichen Scharfsinn des Gesetzgebers jedes Loch und jede Spalte, die ihnen einen Ausweg bieten konnte, sorgfältig verschließen ließ?

Folgendes ist die Erklärung. Die curiales waren nicht nur mit sämmtlichen Ausgaben für die locale Verwaltung belastet, soweit diese nicht aus dem Vermögen der curia bestritten werden konnten — einem Vermögen, in das sich die allgemeine Regierung beständig Eingriffe erlaubte und das sie häufig confiscirte — sondern sie hatten auch die Staatseinkünfte einzusammeln und hafteten mit ihrem Vermögen für deren vollen Betrag. Dies war es, was die Stellung eines curialis so schrecklich erscheinen ließ, was allmälig den ganzen Stand arm machte und ihn schließlich vernichtete. In seinem Schicksal erkennen wir die Krankheit, an welcher das römische Reich wirklich starb, und sehen, wie sein Untergang bereits besiegelt war, ehe noch die Barbaren sein Gebiet überschwemmten. Feindliche Einfälle waren keine neuen, bis zum fünften Jahrhundert unerhörten Thatsachen; solche Versuche waren wiederholt gemacht, aber immer erfolgreich vereitelt worden, bis die Widerstandskraft durch innern Verfall zu Grunde ging. Das Reich starb an Mißregierung in der Form von Steuerüberbürdung. Die Last steigerte sich fortwährend durch die Nothlage, welche eine Folge der von ihr bereits herbeigeführten Verarmung war und erreichte zuletzt ein solche Höhe, daß nur noch denen etwas zu verlieren blieb, welche eine gesetzliche Befreiung dem Stande entrückt hatte, der am meisten unter ihrem Drucke litt. Die senatorischen Häuser besaßen ein solches Vorrecht, und wir finden demnach auch zur Zeit der siegreichen Einfälle noch eine gewisse Anzahl von Familien, die dem allgemeinen Schiffbruch der Privatvermögen entgangen waren, Familien mit großem Grundbesitz und zahlreichem Gesinde. Zwischen diesen und der großen Masse des Volkes gab es kein Band der Zuneigung, keine Gemeinsamkeit des Interesses;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie und die Kirche ausgenommen, gab es nur noch Armuth. Die Mittelclasse war unter ihrer Bürde erlegen. „Daher sehen wir," sagt Hr. Guizot, „im fünften Jahrhundert so viele Ländereien wüst liegen, so viele Städte beinahe menschenleer oder nur von einem hungrigen Pöbel ohne Beschäftigung bevölkert. Das Regierungssystem, das ich geschildert, trug zu diesem Resultat weit mehr bei als die Verwüstungen der Barbaren."

In dieser Lage fanden die nordischen Eroberer das Reich vor. Was sie daraus machten, ist der nächste Gegenstand der Forschungen unseres Autors. Es folgen die Aufsätze: „Ueber den Ursprung der Franken und ihre Festsetzung in Gallien," „Ursachen des Falles der Merovinger und Carolinger," „Gesellschaftlicher Zustand und politische Einrichtungen Frankreichs unter den Merovingern und Carolingern," „Politischer Charakter der Feudalherrschaft." Indessen finden wir des Autors größere und reifere Gedanken über diese Materien in seinen Vorlesungen, und wir wollen deshalb sofort zu dem neuern Werk übergehen, um später noch einmal zu dem Aufsatz zurückzukehren, der den Schluß des ersten Bandes bildet und den interessanten Titel trägt: „Ursachen der Begründung eines Repräsentativsystems in England."

Da die Geschichte der europäischen Civilisation den Gegenstand der Vorlesungen bildet, so beginnt Hr. Guizot mit einer Erörterung der verschiedenen Bedeutungen dieses unbestimmten Ausdrucks und erklärt, daß er ihn als gleichbedeutend mit einem Zustand der Verbesserung und des Fortschreitens in der physischen Lage und den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschheit einerseits und in ihrer geistigen Entwicklung andrerseits zu brauchen gedenke. Es fehlt uns hier der Raum, ihm in dieser Erörterung zu folgen, an der wir vielleicht einiges auszusetzen hätten, wenn wir uns auf eine Kritik einlassen wollten, die ihn aber sicherlich vor der Anschuldigung hätte schützen sollen, daß er den Fortschritt der Menschheit allein in dem Fortschritt der gesellschaftlichen Einrichtungen zu erkennen geglaubt habe. Wir wollen eine Stelle aus den Schlußbetrachtungen derselben Vorlesung citiren, die als eine Probe des moralischen und philosophischen Geistes dienen mag, der das Werk durchdringt, und die zugleich eine Wahrheit enthält, für die wir gern Hrn. Guizot als Autorität vorführen:

„Ich glaube, daß wir nur etwas tiefer in dieses Studium einzudringen brauchen, um bald zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Civilisation noch sehr jung und daß die Welt noch sehr weit davon entfernt ist, die ganze Laufbahn derselben ermessen zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

haben. Sicherlich fehlt heute noch sehr viel davon, daß der menschliche Gedanke schon alles wäre, was er werden kann und daß wir die ganze Zukunft der Menschheit zu umfassen vermöchten; möge indessen jeder von uns in seinen eigenen Gedanken hinabsteigen und sich über das mögliche Gute befragen, das er begreift und hofft und möge er dann seine Idee dem gegenüberstellen, was gegenwärtig in der Welt existirt; er wird sich überzeugen, daß die Gesellschaft und die Civilisation noch sehr jung sind und daß ihnen trotz der Länge des Weges, den sie bereits zurückgelegt haben, noch unvergleichlich mehr zurückzulegen übrig bleibt."

Die zweite Vorlesung ist einer allgemeinen Betrachtung gewidmet, die sehr charakteristisch für Hrn. Guizot's Art zu denken ist, und die es nach meiner Ansicht verdient, von den Philosophen und den praktischen Politikern unserer Zeit sorgfältig erwogen zu werden.

Er bemerkt, daß einer von den Puncten, in welchen sich die moderne Civilisation von der alten unterscheidet, in der Verwicklung und Vielfältigkeit liegt, die sie charakterisiren. Alle früheren Formen der Gesellschaft, orientalische, griechische, römische, zeigen in bemerkenswerthem Maße den Charakter der Einheit und Einfachheit. Irgend eine Idee scheint dem Aufbau des socialen Gebäudes zu Grunde gelegt und in allen ihren Consequenzen durchgeführt worden zu sein, ohne auf ihrem Wege irgend einem rivalisirenden oder hemmenden Princip zu begegnen. Irgend ein einzelnes Element, irgend eine Macht in der Gesellschaft scheint früh das Uebergewicht erlangt und alle andern Kräfte erstickt zu haben, die im Stande gewesen wären, diesem die Gesellschaft beherrschenden Einfluß entgegenzutreten. In Aegypten z. B. verdrängte das theokratische Princip alle andern. Die weltliche Regierung beruhte auf der keiner Controle unterworfenen Herrschaft einer Priesterkaste und das moralische Leben des Volkes war auf der Idee aufgebaut, daß es den Dolmetschern der Religion zustehe, das ganze Detail menschlicher Handlungen zu leiten. Die Herrschaft einer ausschließlichen Classe, deren Mitglieder zugleich die Diener der Religion waren und sich allein im Besitz der Wissenschaften und der weltlichen Gelehrsamkeit befanden, hat Allem, was von ägyptischen Monumenten noch vorhanden ist, Allem, was wir von ägyptischem Leben wissen, ihren Stempel aufgedrückt. In andern Ländern wieder war die herrschende Thatsache die Oberhoheit einer militärischen Kaste oder einer Race von Eroberern; die Einrichtungen und Gewohnheiten der Gesellschaft waren hauptsächlich durch das Bedürfniß bestimmt, diese Oberhoheit aufrecht zu halten. In andern Fällen wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war die Gesellschaft hauptsächlich der Ausdruck des demokratischen Princips. Die Souveränetät der Majorität und die politische Gleichberechtigung aller männlichen Bürger bildeten die leitenden Thatsachen, welche die Form dieser Gesellschaften bestimmten. Allerdings hatte diese Einheit des Regierungsprincipes auch in jenen Staaten nicht immer geherrscht. „Bei den Aegyptern, den Etruskern, sogar bei den Griechen zum Beispiel kämpfte die Kaste der Krieger gegen die der Priester an; anderswo" (zum Beispiel im alten Gallien) „rang der Geist der Clanschaft mit dem der freiwilligen Association oder das aristokratische Princip gegen das volksmäßige. Aber diese Kämpfe beschränkten sich fast ausschließlich auf die vorhistorischen Zeiten und eine unbestimmte Erinnerung war alles, was von ihnen übrig blieb. Wurde in einer spätern Periode der Kampf wieder aufgenommen, so war er fast immer rasch beendigt; eine von den rivalisirenden Mächten erlangte bald den Sieg und nahm ausschließlich Besitz von der Gesellschaft.

„Diese bemerkenswerthe Einfachheit der meisten alten Civilisationen hat in den verschiedenen Ländern zu sehr verschiedenen Resultaten geführt. Bisweilen hatte sie, wie in Griechenland, eine reißend schnelle Entwicklung zur Folge; niemals hat sich ein Volk in so kurzer Zeit mit soviel Glanz entfaltet. Aber plötzlich schien Griechenland nach diesem wunderbaren Aufschwung erschöpft; war sein Verfall nicht so reißend wie sein Fortschritt, so vollzog er sich doch mit auffallender Schnelligkeit. Es scheint, daß die schöpferische Kraft des Princips der griechischen Civilisation sich erschöpft hatte. Kein anderes trat auf, um sie wieder zu beleben.

„In andern Ländern, in Aegypten und Indien zum Beispiel, hat die Einheit des Civilisationsprincips eine andere Wirkung geäußert; die Gesellschaft ist in einen stationären Zustand verfallen. Die Einfachheit hat zur Monotonie geführt; das Land ist nicht zu Grunde gegangen, die Gesellschaft hat fortgefahren, zu bestehen, aber unbeweglich und gleichsam erstarrt."

Anders, sagt dann Hr. Guizot, war es in dem modernen Europa.

„Seine Civilisation", so fährt er fort, „erscheint mannigfach verworren, stürmisch; alle Formen, alle Principien gesellschaftlicher Organisation bestehen hier nebeneinander; geistliche und weltliche Macht, theokratische, monarchische, aristokratische, demokratische Elemente, alle gesellschaftlichen Classen und Lagen mischen sich und drängen einander, es zeigen sich unzählige Abstufungen in der Freiheit, dem Reichthum, dem Einfluß. Und diese verschiedenen Formen befinden sich in einem Zustand fortwährenden Kampfes, ohne daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es einer gelingt, die anderen zu ersticken und sich allein der Gesellschaft zu bemächtigen. Das moderne Europa bietet Beispiele aller Systeme, aller Versuche gesellschaftlicher Organisation; reine und gemischte Monarchien, Theokratien, mehr oder minder aristokratische Republiken haben hier eine neben der andern zugleich bestanden und trotz ihrer Verschiedenheit zeigen sie alle eine gewisse Aehnlichkeit, einen Familienzug, den man unmöglich verkennen kann.

„In den Ideen und Gefühlen des neuern Europa finden wir dieselbe Verschiedenheit, denselben Kampf. Theokratische, monarchische, aristokratische, demokratische Glaubensbekenntnisse durchkreuzen, bekämpfen, begrenzen und modificiren sich gegenseitig. Man öffne die kühnsten Bücher des Mittelalters, nie wird man in ihnen eine Idee bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgt finden. Die Anhänger der absoluten Macht weichen plötzlich und ohne sich dessen bewußt zu werden, vor den Folgen ihrer Lehre zurück; man fühlt es, daß sie von Ideen und Einflüssen umgeben sind, die sie hemmen und ihren Weg nicht bis zu seinem Ende verfolgen lassen. Die Demokraten unterliegen demselben Gesetz. Nirgends zeigt sich jene unerschütterliche Kühnheit, jene Blindheit der Logik, die sich in den alten Civilisationen mit solcher Kraft äußert. Die Gefühle bieten dieselben Contraste, dieselbe Mannigfaltigkeit, einen sehr energischen Unabhängigkeitssinn neben einer großen Unterwürfigkeit, eine seltene Treue des Mannes gegen den Mann, und gleichzeitig einen herrischen Trieb, dem eigenen Willen zu folgen, jeden Zwang abzuschütteln und für sich zu leben, ohne nach der übrigen Welt zu fragen. Demselben Charakter begegnen wir in den modernen Literaturen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß sie in Beziehung auf Form und künstlerische Schönheit hinter der alten Literatur sehr zurückstehen, aber an Stärke und Reichthum der Gefühle und Ideen übertreffen sie dieselbe. Man sieht, daß die menschliche Natur an zahlreicheren Puncten und bis zu einer größeren Tiefe erregt worden ist. Die Mängel der Form gehen gerade aus dieser Ursache hervor. Je größer der Reichthum und die Fülle der Materialien ist, desto schwerer wird es, sie in eine reine und einfache Form zu bringen.“*)

---

*) Hist. Civ. Eur. 236—238. [Die Citate im Original beziehen sich auf die erste Ausgabe des Cours d'histoire moderne; wir citiren nach den späteren Ausgaben und zwar die Histoire de la civilisation en Europe mit Eur., die Histoire de la civilisation en France mit Fr.]

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Während also, fährt er fort, die moderne Welt vielen von den alten Formen des menschlichen Lebens in den charakteristischen Vorzügen jeder einzelnen unter ihnen nachsteht, so ist sie doch, im Ganzen genommen, reicher und entwickelter als irgend eine von ihnen. Wegen der Vielfältigkeit der zu versöhnenden Elemente, deren jedes lange Generationen hindurch den größten Theil seiner Kraft für den Kampf mit den übrigen verwendete, war der Fortschritt der modernen Civilisation nothwendig langsamer, aber auf der andern Seite hat er fünfzehn Jahrhunderte lang stetig fortgedauert, was bei keiner andern Civilisation der Fall war.

Mancher wird alles dieses für eine phantastische Theorie, für das Hirngespinnst eines Doctrinärs halten. Wir können diese Ansicht durchaus nicht theilen. Ohne Zweifel ist in der historischen Auseinandersetzung etwas von der verzeihlichen Uebertreibung zu finden, welche man bei der Darstellung umfassender leitender Ideen so schwer vermeiden kann. Die Behauptung, daß die Civilisationen der alten Welt eine jede für sich unter der vollständigen Herrschaft eines einzigen ausschließlichen Princips gestanden haben, ist in jenem unbedingten Sinne, in welchem Hr. Guizot sie ausspricht, nicht zulässig, und die Beschränkungen, die sie zu erfahren hätte, stellen sich bei näherer Prüfung als zahlreich und erheblich genug heraus. Noch weniger ist es haltbar, daß nicht zu jeder Epoche verschiedene Gesellschaften unter verschiedenen herrschenden Principien in der engsten Berührung neben einander bestanden haben, wie Athen, Sparta neben Persien oder Macedonien, Rom neben Karthago und dem Orient. Aber abgesehen von diesem Uebermaß des Ausdruckes scheint uns die Lehre ihrem wesentlichen Inhalt nach eine unanfechtbare Wahrheit auszusprechen. Keine von den alten Formen der Gesellschaft enthielt in sich selbst jenen systematischen Antagonismus, der nach unserer Ansicht allein die Möglichkeit gewährt, Stätigkeit und Fortschritt dauernd mit einander zu versöhnen.

Es gibt in der Gesellschaft eine Anzahl von bestimmten Kräften, von gesonderten und unabhängigen Quellen der Macht. Es gibt die allgemeine Macht der Kenntniß und gebildeten Einsicht; es gibt die Macht der Religion, unter der wir in politischer Beziehung die Macht ihrer Diener zu verstehen haben; es gibt die Macht der Kriegskunst und Kriegszucht; es gibt die Macht des Reichthums, die Macht der Zahl und der physischen Kraft, und noch manche andere derartige Mächte ließen sich aufzählen. Jede von ihnen kann durch den Einfluß, den sie auf die Gesellschaft übt, gewisse Arten wohlthätiger Resultate zu Tage fördern, keine ist allen Resultaten zugleich günstig. Es gibt keine unter ihnen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die sich nicht, wenn sie zur ausschließlichen Herrschaft gelangen und die andern eines jeden nicht ihr selbst dienstbaren und untergeordneten Einflusses berauben könnte, einigen der wesentlichen Bestandtheile menschlicher Wohlfahrt feindlich erweisen würde. Ohne Zweifel würden gewisse gute Resultate wenigstens für einige Zeit erreicht werden; manche Interessen der Menschheit würden eine angemessene Pflege finden, weil die natürliche Tendenz jeder dieser Mächte mit einer gewissen Classe jener Interessen von selbst zusammenfällt. Dagegen wird es andere zahlreichere Interessen geben, die bei dem vollkommenen Ueberwiegen eines einzigen socialen Elementes ganz unberücksichtigt bleiben würden, und die nur von dem Einfluß Schutz zu erwarten haben, den andere Elemente auszuüben vermögen.

Wir glauben mit Hrn. Guizot, daß das moderne Europa das einzige Beispiel eines Zustandes bietet, in welchem sich diese coordinirte Thätigkeit rivalisirender, von Natur nach verschiedenen Richtungen strebender Kräfte viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat, und ebenso pflichten wir ihm bei, wenn er hauptsächlich diesem Grunde den Geist des Fortschrittes zuschreibt, der unter den europäischen Nationen nie zu existiren aufgehört hat und noch fortwährend thätig ist. Zu keiner Zeit hat es in Europa an einem Kampf wetteifernder Kräfte gefehlt, die sich die Herrschaft über die Gesellschaft streitig machten. Wenn es der Geistlichkeit gelungen wäre, sich die Könige dienstbar zu machen, wie es in Aegypten der Fall gewesen sein soll, wenn, wie bei den alten Muselmännern oder den heutigen Russen, die oberste geistliche Autorität mit den Befugnissen des weltlichen Herrschers verbunden worden wäre, wenn der militärische und feudale Adel den Klerus zu seinem Werkzeug herabgedrückt und die Leibeigenschaft der Bürger aufrecht erhalten hätte, wenn eine Handelsaristokratie, wie in Tyrus, Karthago und Venedig, sich der Könige entledigt und mittelst einer aus fremden Miethstruppen bestehenden Macht regiert hätte, so würde Europa viel rascher zu solchen Arten und Graden der nationalen Größe und Wohlfahrt gelangt sein, wie sie jeder dieser Einflüsse für sich herbeizuführen strebt, aber von da ab wäre es entweder zum Stillstand verurtheilt worden, wie die großen stationären Despotien des Ostens oder in Ermanglung solcher Civilisationselemente, die zu ihrer ausreichenden Entwicklung eines andern Schutzes bedürfen, zu Grunde gegangen. Auch ist dies keine Gefahr, die nur in der Vergangenheit existirte und für die Zukunft nicht mehr zu fürchten ist. Wenn der beständige Antagonismus, der den menschlichen Geist lebendig erhalten hat,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem vollkommenen Uebergewicht eines einzigen, selbst des heilsamsten Elementes Platz machen sollte, so könnte es sich leicht herausstellen, daß wir zu zuversichtlich auf die Entwicklungsfähigkeit gezählt haben, die man uns so oft als eine Grundeigenschaft unserer Gattung darstellt. Man sollte zum Beispiel glauben, daß Erziehung und geistige Bildung mehr zu dem Anspruch berechtigt sei, die Welt mit ausschließlicher Autorität zu beherrschen, als irgend sonst etwas; und doch — wenn die gelehrten und gebildeten Classen, unter einem Centralorgan zu einer Körperschaft vereinigt und gedrillt, in Europa werden könnten, was sie in China sind, nämlich die Regierung und zwar eine Regierung, die durch keine auf der Masse der Bürger beruhende Autorität gehemmt wäre und alle Thätigkeiten des Lebens unter ihre väterliche Obhut nehmen könnte — das Resultat würde wahrscheinlich ein Despotismus sein, so finster und fortschrittsfeindlich, wie es selbst militärische Monarchien und Aristokratien nie gewesen sind. Und sollte andrerseits diejenige Tendenz der Dinge, welche man in Nordamerika zu finden glaubt, sich einige Generationen hindurch ganz ungehemmt entwickeln, sollte die Macht der Zahl, der Meinungen und Instincte der Masse die absolute Herrschaft erlangen und behaupten und allen Stimmen, die von ihr abweichen und ihr Ansehen bestreiten, Stillschweigen auferlegen, so müßten wir uns darauf gefaßt machen, daß der Zustand der menschlichen Natur ebenso stationär wie in China werden und vielleicht keine höhere Stufe einnehmen würde.

Wie dem aber auch sein mag und so unvollkommen sich auch manche von den Elementen, die einst die Civilisation der modernen Welt zu bilden bestimmt sind, bis jetzt entwickelt haben mögen, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß diese Welt im Vergleich mit den ältern Formen des Lebens und der Gesellschaft stets jenen verwickelten und mannigfaltigen Charakter besessen hat, den Herr Guizot ihr beilegt.

Er geht dann zu der Untersuchung über, ob man in dem Ursprung der europäischen Nationen eine Erklärung dieser Eigenthümlichkeit zu finden vermag und kommt zu dem Ergebniß, daß dieser Ursprung in der That außerordentlich mannigfaltig war. Die europäische Welt bildete sich aus einem Chaos, in welchem römische, christliche und barbarische Bestandtheile mit einander vermischt waren. Herr Guizot versucht zu bestimmen, welcher Theil der Elemente des modernen Lebens aus jeder dieser Quellen seine Entstehung herleitet.

Er findet, daß Europa von dem römischen Reich sowohl die

Thatsache, als die Idee municipaler Einrichtungen entnahm, die den germanischen Eroberern ganz fremd waren. Das römische Reich war ursprünglich eine Ansammlung von Städten; das Leben des Volkes, besonders in dem westlichen Reich war ein städtisches; seine Einrichtungen und gesellschaftlichen Anordnungen, mit Ausnahme des Systems von Beamten, denen es oblag, die Autorität des Herrschers zu wahren, hatten sämmtlich die Städte zu ihrer Grundlage. Als die Centralmacht sich aus dem Westreich zurückzog, erhielten sich städtisches Leben und städtische Einrichtungen, wenn auch in geschwächtem Zustande, noch immer aufrecht. In Italien, wo sie weniger gelitten hatten als anderswo, lebte die Civilisation nicht nur früher auf als im übrigen Europa, sondern auch unter Formen, die den alten näher standen. Der Süden Frankreichs hatte nächst Italien den größten Antheil an den Früchten der römischen Civilisation gehabt; seine Städte waren die reichsten und blühendsten diesseits der Alpen gewesen; sie hatten sich deshalb länger als die nördlicheren Städte gegen die Tyrannei des römischen Fiscus zu behaupten vermocht und waren zur Zeit der Eroberung nicht so vollständig zu Grunde gerichtet. In Folge dessen gingen ihre municipalen Einrichtungen ungebrochen aus der römischen Periode auf die neueren Zeiten über. Dies also war das eine Vermächtniß, welches das Reich den Nationen hinterließ, die sich aus seinen Ruinen bildeten. Es hinterließ ihnen aber auch, zwar nicht eine Centralautorität, aber doch die Gewohnheit, eine solche Autorität zu vermissen und nach ihr auszublicken. Es hinterließ ihnen „die Idee des Kaiserreiches, den Namen des Kaisers, die Vorstellung von der kaiserlichen Majestät und einer dem kaiserlichen Namen anhaftenden geheiligten Macht." Diese Idee, die nie völlig erloschen, gewann in dem Maß, als die Gesellschaft sich festigte, einen Theil ihrer Macht zurück; gegen das Ende des Mittelalters begegnen wir ihr wieder als einem wirklich einflußreichen Elemente. Schließlich hinterließ Rom auch eine Sammlung geschriebenen Rechtes, das durch und für eine reiche und gebildete Gesellschaft geschaffen war; diese diente den rohen Eroberern als Vorbild der Civilisation und gewann mit ihrer fortschreitenden Bildung eine immer größere Bedeutung.

Auf dem Gebiet des Gedankens und der rein geistigen Entwicklung hinterließ Rom und durch Rom das ihm vorausgegangene Griechenland eine noch reichere Erbschaft, die aber ihre eigentliche Wirksamkeit erst in einer viel spätern Periode entfalten sollte.

„Gedankenfreiheit, — der Verstand, der sich selbst zum Ausgangspunct und zum Führer nimmt, — ist eine Idee, welche ihrem Ur-

sprung nach wesentlich dem Alterthum angehört und welche die moderne Gesellschaft von Griechenland und Rom überkommen hat. Offenbar haben wir sie nicht vom Christenthum und nicht von dem Germanenthum erhalten, denn sie lag weder in dem einen noch in dem andern dieser Elemente unserer Civilisation. Dagegen war sie mächtig und herrschend in der griechisch-römischen Civilisation und von dorther stammt sie auch. Es ist dies das kostbarste Vermächtniß, das die alte Welt der modernen hinterlassen hat, und dies Vermächtniß war nie ganz außer Wirksamkeit oder werthlos, denn wir sehen, wie die Mutteridee der Philosophie, das Recht des Verstandes von sich selber auszugehen, die Schriften und das Leben eines Johannes Scotus erfüllt und finden die Gedankenfreiheit noch im neunten Jahrhundert dem Autoritätsprincip gegenüber aufrecht." (Fr. II, 409.)

Das also sind die Wohlthaten, welche Europa den Ueberresten der alten römischen Civilisation verdankt. Aber neben dieser untergehenden Gesellschaft fanden die Barbaren eine andere, neu aufstrebende Gesellschaft in aller Kraft und Frische der Jugend vor — die christliche Kirche. Den Verpflichtungen, welche die moderne Gesellschaft dieser großen Institution schuldet, muß nach Herrn Guizot's Ansicht zunächst alles das beigezählt werden, was sie dem Christenthum dankt.

„Es gab damals noch keins von den Mitteln, durch welche sich heutzutage die moralischen Einflüsse unabhängig von den Institutionen festzusetzen und zu behaupten vermögen, keines, durch welches eine reine Wahrheit, eine bloße Idee eine Herrschaft über die Geister gewinnt, die Handlungen leitet und Ereignisse bestimmt. Im vierten Jahrhundert existirte nichts derartiges, wo Ideen und blos persönlichen Gefühlen eine ähnliche Autorität hätte geben können. Es ist klar, daß es einer stark organisirten und kräftig geleiteten Gesellschaft bedurfte, um gegen solches Unheil anzukämpfen und siegreich aus dem Sturm hervorzugehen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß am Ende des vierten und am Anfang des fünften Jahrhunderts die Kirche es war, welche das Christenthum rettete; die Kirche war es, die sich mit ihren Einrichtungen, ihren Behörden, ihrer Macht kräftig gegen die innere Auflösung des Reiches und gegen die Barbaren vertheidigte, die die Barbaren besiegte und das vermittelnde Civilisationsprincip, das Band zwischen der römischen und der barbarischen Welt bildete." (Eur. 52—53.)

Wir pflichten Hrn. Guizot vollkommen bei, wenn er es für unglaublich hält, daß die christliche Hierarchie ohne ihre feste O

ganisation die ungebildeten Geister der Barbaren so rasch gewonnen haben würde und daß die Sieger allgemein die Religion der Besiegten angenommen hätten, wenn sie sich ihnen durch nichts als durch ihre innere Ueberlegenheit empfohlen hätte. Wir finden nicht, daß andere Wilde in andern Perioden sich ähnlichen Einflüssen mit derselben Bereitwilligkeit gefügt hätten, und ebensowenig legte noch mehrere Jahrhunderte nach Bekehrung der Eroberer ihr Geist oder ihr Leben Zeugniß dafür ab, daß die wirklichen Verdienste des Christenthums irgend einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hätten. Die wahre Erklärung muß man in der Macht geistiger Ueberlegenheit suchen. In dem Maße, als die Lage der weltlichen Gesellschaft immer trostloser wurde, hatte die Kirche alles, was noch von wirklichem Talent und aufrichtiger Menschenliebe in der römischen Welt existirte, in ihren Schooß gezogen. „Unter den Christen jener Epoche," sagt Hr. Guizot, „unter der christlichen Geistlichkeit, gab es Männer, die über alles gedacht, alle moralischen und politischen Fragen erwogen hatten, die in Bezug auf alle Dinge feste Meinungen und energische Gefühle besaßen und von dem lebhaften Verlangen beseelt waren, sie zu verbreiten und herrschend zu machen. Niemals hat ein Verein von Menschen so große Anstrengungen gemacht, um auf die Außenwelt zu wirken und sich dieselbe zu assimiliren, wie die christliche Kirche vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert. Sie hat gewissermaßen die Barbarei an allen Enden angegriffen, um sie zu bändigen und dadurch zu civilisiren." (Eur. 86—87.)

Die Kirche wurde dabei durch die wichtige weltliche Stellung unterstützt, die sie, mitten in dem allgemeinen Verfall der andern gesellschaftlichen Elemente, in dem römischen Staate zu erlangen gewußt hatte. Allein stark inmitten der Schwäche, allein im Besitz natürlicher Machtquellen in ihrem Innern bildete sie die Stütze, an die sich alles anklammerte, was eines Haltes zu bedürfen glaubte. Die Geistlichen und namentlich die höheren Würdenträger waren die einflußreichsten Mitglieder der weltlichen Gesellschaft geworden. Alles was von dem frühern Reichthum des Kaiserreiches übrig geblieben war, hatte schon seit einiger Zeit begonnen, mehr und mehr der Kirche zuzufließen. Zur Zeit des Eindringens der Barbaren finden wir die Bischöfe sehr gewöhnlich unter dem Titel defensor civitatis in einer hohen politischen Stellung als die Schutzherren und allen Fremden gegenüber als die Vertreter der städtischen Gemeinwesen. Sie waren es, die mit den Eroberern im Namen der einheimischen Bevölkerung unterhandelten, ihr Beistand war es, der den allgemeinen Gehorsam verbürgte und nach

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Bekehrung der Sieger war es ihr geheiligter Charakter, d
die Besiegten jede Milderung verdankten, die sich dem wild
Siegesrausch abgewinnen ließ.

So heilsam, man kann sagen so unentbehrlich war der Ei
fluß der christlichen Geistlichkeit während der verworrenen Zeit d
Eroberungen. Hr. Guizot hat den aus Gutem und Bösem g
mischten Charakter, welcher der Macht der Kirche selbst in die
Zeit und noch mehr in den folgenden Generationen eigen wa
nicht übersehen, sondern unparteiisch zergliedert. Eine wohlthäti
Folge, die er ihr zuschreibt, verdient besondere Beachtung; es
dies die dem Alterthum unbekannte Trennung geistlicher und we
licher Autorität. Mit den besten Denkern unserer Zeit ist er d
Ansicht, daß diese Thatsache den glücklichsten Einfluß auf die e
ropäische Civilisation geübt habe; ihr entstammt, wie er sagt, d
Gewissensfreiheit. „Die Trennung zwischen weltlich und geistli
gründet sich auf die Idee, daß die materielle Gewalt über d
Geist, die Ueberzeugung, die Wahrheit kein Recht und keine Ma
hat." So ungeheuer auch die Sünden der katholischen Kirche
der Richtung religiöser Unduldsamkeit gewesen sind, ihre Geltem
machung dieses Princips hat mehr zur Förderung menschlich
Freiheit gethan, als alle Scheiterhaufen, die sie jemals angezünd
zu ihrer Zerstörung. Duldung kann dort nicht existiren oder d
nur als Folge der Verachtung existiren, wo bei der thatsächlich
Identität von Kirche und Staat jede Auflehnung gegen die nati
nale Gottesverehrung zum Hochverrath gegen den Staat wir
es zeigt sich dies hinlänglich in der griechischen und römischen G
schichte, trotz des trügerischen Anscheins von Liberalität, der d
Polytheismus anhaftet, der aber durchaus nicht hinderte, daß wä
rend der Zeit, in welcher die Nationalreligion sich kräftig erhi
in der freiesten Stadt Griechenlands fast jeder wirklich freie Den
von hervorragendem Talent wegen Gotteslästerung verbannt o
hingerichtet wurde*). Wo in neuerer Zeit das Staatsoberha
auch der oberste Priester war, und zwar nicht wie in Engla
blos dem Namen, sondern auch dem Wesen nach (wie in Chi
Rußland, in dem Fall der Kalifen und der Sultane von Co
stantinopel) hat diese Einrichtung immer zu einer Ausbildung d
Despotismus und zu einer freiwilligen Unterwerfung unter sein Jo
geführt, die ihresgleichen nur unter den stupidesten Barbaren find
Es bleibt noch die Aufgabe, in dem elementaren Chaos, a
welchem die modernen Nationen hervorgingen, dem germanisch

*) Anaxagoras, Protagoras, Sokrates, Aristoteles u. s. w.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder barbarischen Element seine Rolle zuzuweisen. Was hat Europa von den barbarischen Siegern entlehnt? Hr. Guizot antwortet: den Geist der Freiheit. Dieser Geist, wie er uns in der modernen Welt entgegentritt, ist etwas, was man nie zuvor in Verbindung mit Civilisation gefunden hatte. Die Freiheit der alten Republiken bedeutete nicht individuelle Freiheit des Handelns, sondern eine gewisse Form politischer Organisation und anstatt die private Freiheit jedes Bürgers zu vertreten, war sie mit einer so vollständigen Unterwerfung jedes Individuums unter den Staat und mit einer so thätigen Einmischung der herrschenden Macht in das Privatleben verträglich, wie sie jetzt selbst unter den Regierungen nicht vorkommen, die für die allerwillkürlichsten gelten. Der moderne Geist der Freiheit ist im Gegentheil die Liebe zur individuellen Unabhängigkeit, das Verlangen nach Freiheit des Handelns mit so wenig Einmischung, als es die Bedürfnisse der Gesellschaft irgend gestatten, von Seiten jeder Autorität außerhalb des Gewissens des Individuums. Er ist in der That der Eigenwille des Wilden, gemäßigt und begrenzt durch die Forderungen des civilisirten Lebens, und Hr. Guizot hat vollkommen recht, wenn er glaubt, daß wir diesen Geist nicht von der alten Civilisation, sondern von dem wilden Elemente überkommen haben, das die barbarischen Eroberer jener entnervten Civilisation einimpften. Er fügt hinzu, daß die Eroberer außer ihrem Freiheitsgeist auch den Geist freiwilliger Association mit sich brachten in jener Einrichtung einer militärischen Schutzherrschaft, und einer Verbindung zwischen Gefolge und selbstgewähltem Führer, die später zur Feudalität heranreifte. Diese freiwillige Unterordnung von Mann unter Mann, dies gegenseitige Verhältniß von Schutz und Dienstleistung, diese freiwillige Treue gegen einen Obern, der seine Autorität nicht aus dem Gesetz oder der Verfassung der Gesellschaft, sondern aus der freien Wahl der Untergebenen selbst herleitete, war den civilisirten Nationen des Alterthums fremd, obwohl die ganze Einrichtung unter Barbaren häufig und bei der germanischen Race so gewöhnlich war, daß man sie sogar, wenn auch mit Unrecht, für ein charakteristisches Kennzeichen derselben gehalten hat.

Es war das Werk vieler Jahrhunderte, alle diese widerstreitenden Elemente bis zu einem gewissen Grade zu versöhnen und durch die Verschmelzung von Wilden und Sklaven auch nur einen erträglichen, geschweige denn einen gedeihlichen und fortschreitenden Zustand der Gesellschaft herbeizuführen. Hrn. Guizot's Vorlesungen beschäftigen sich hauptsächlich damit, den Fortschritt dieses Werkes zu verfolgen und nachzuweisen, durch welche thätigen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kräfte es vollendet wurde. Die Geschichte der europäischen Nation besteht aus drei Perioden, der Periode der Verwirrung, der Feuda periode und der modernen Periode. Die Vorlesungen von 182 umfassen, obwohl in sehr gedrängter Weise, alle drei Periode aber nur in Bezug auf die Geschichte der Gesellschaft, ohne d des Gedankens und des menschlichen Geistes zu behandeln. I folgenden Jahre dehnte der Professor den Kreis seiner Betrachtung weiter aus. Die drei Bände, welche die Vorlesungen des Jahr 1829 enthalten, sind eine vollkommene historische Analyse d Periode der Verwirrung und besprechen mit ausreichender Fül des Details sowohl den Zustand der politischen Gesellschaft in jed einzelnen Phase jener anhaltenden Anarchie, als auch die geistig Zustände, wie sie in der Literatur und der Speculation zu Ta treten. In diesen Bänden ist Hr. Guizot der Philosoph d Periode, deren Maler Hr. Augustin Thierry ist. In den Vo lesungen von 1830, die durch die politischen Ereignisse jenes Jahr vorzeitig unterbrochen wurden und mit den Pièces justificative nur zwei Bände umfassen, begann er eine ähnliche Analyse d feudalen Periode, vollendete aber den politischen und socialen Th seines Themas nicht ganz, während die Prüfung der geistigen Er zeugnisse der Periode von ihm nicht einmal angefangen wurd In diesem Zustande liegt uns das große, unvollendete Werk au jetzt noch vor. Unvollständig wie es ist, enthält es doch weit meh als wir innerhalb unserer engen Grenzen auch nur der flüchtigst Ueberschau zu unterziehen vermöchten. Wir können nur bei d wichtigsten Epochen Halt machen und bei solchen Betrachtung verweilen, welche eine große und fruchtbare Idee in sich schließ oder ein starkes Licht auf einen interessanten Theil der Geschich werfen. Zu diesen müssen wir die Stelle rechnen, in welcher Hr Guizot schildert, in welcher Weise die Civilisation der Besiegt auf die Einbildungskraft der Sieger wirkte. (Fr. 310—312.)

„Wir haben soeben die letzte Zeit der römischen Civilisatio überblickt und wir fanden sie in vollem Verfall, ohne Kraft, ohn Fruchtbarkeit, ohne Glanz, und gewissermaßen unfähig, zu bestehen Jetzt wird sie von den Barbaren besiegt und zu Grunde gericht und plötzlich erscheint sie wieder, fruchtbar und mächtig, übt au die Einrichtungen und Sitten, die mit ihr in Berührung kommen einen wunderbaren Einfluß, drückt ihnen mehr und mehr ihr Ge präge auf, beherrscht ihre Besieger und gestaltet sie um.

„Neben vielen andern Ursachen haben besonders zwei die Resultat herbeigeführt: die Macht einer starken und einheitliche

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Civilgesetzgebung und das natürliche Uebergewicht, das die Civilisation über das Barbarenthum besitzt.

„Als die Barbaren sich niederließen und Grundherren wurden, traten sie unter einander und mit den Römern in Beziehungen, die viel mannigfacher und dauernder waren, als alle, die sie bisher gekannt hatten; ihre bürgerliche Existenz gewann mehr Ausdehnung und Festigkeit. Das römische Recht konnte sie regeln und war allein in der Lage, einer solchen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse zu genügen. Obwohl die Barbaren ihre Gewohnheiten beibehielten und Herren des Landes blieben, fühlten sie sich doch gleichsam in den Netzen dieser gelehrten Gesetzgebung gefangen und sahen sich genöthigt, ihr zum großen Theil die neue Ordnung der Dinge, allerdings nicht in politischer, wohl aber in bürgerlicher Beziehung zu unterwerfen.

„Das Schauspiel der römischen Civilisation an sich übte schon eine große Herrschaft auf ihre Einbildungskraft. Was unsre Einbildungskraft heutzutage bewegt, was sie begierig in der Geschichte, im Gedicht, in Reisebeschreibungen und Romanen aufsucht, ist das Schauspiel einer Gesellschaft, der die Regelmäßigkeit der unsrigen fremd ist, und des wilden Lebens mit seiner Unabhängigkeit, seiner Neuheit, seinen Abenteuern. Anders waren die Eindrücke der Barbaren; was sie staunen machte, ihnen groß und wunderbar schien, war die Civilisation; diese Denkmäler römischer Thätigkeit, diese Städte, diese Heerstraßen, Wasserleitungen, Amphitheater, diese so regelmäßige, so voraussichtige und in ihrer Festigkeit so mannigfache Gesellschaft — das alles waren für sie überraschende und bewältigende Eindrücke. Obwohl Sieger, fühlten sie doch die Ueberlegenheit der Besiegten; der Barbar konnte den individuellen Römer verachten, aber die römische Welt in ihrer Gesammtheit erschien ihm als etwas erhabenes und alle großen Männer des Zeitalters der Eroberung, die Alarich, die Ataulf, die Theoderich richteten alle ihre Bemühungen darauf, dieselbe römische Gesellschaft nachzuahmen, die sie zerstörten und zertraten."

Aber dieser Versuch war fruchtlos. Nicht dadurch, daß sie sich einfach selbst auf den kaiserlichen Thron setzten, konnten die Häupter der Barbaren einer gesellschaftlichen Ordnung neues Leben geben, die schon an ihrer eigenen Schwäche unheilbar dahinsiechte, als sie ihr den Todesstreich versetzten. Auch war es überhaupt nicht möglich, unter dieser alten Form Europa eine friedliche und regelmäßige Regierung wiederzugeben. Die Verwirrung war allzu chaotisch, um eine so einfache Lösung zuzulassen. Um zu festen Einrichtungen zu gelangen, mußte man eine feste Bevölkerung haben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und diese wesentlichste Grundbedingung ließ sich lange nicht erreichen. Barbarenschaaren verschiedener Racen, durch kein Band nationaler Einheit zusammengehalten, überschwemmten das Reich ohne gegenseitiges Einverständniß, und nahmen das Land soweit in Besitz, als sich das überhaupt von einem so unsteten und wanderlustigen Volke sagen ließ; aber selbst das lose Band, das die einzelnen Stämme oder Schaaren zusammenhielt, lockerte sich in Folge ihrer Ausbreitung über ein weites Gebiet immer mehr; überdies drängten immer neue Horden nach und fast drei Jahrhunderte lang fehlte es an dem ersten Erforderniß jeder Ordnung, einer dauernden, festen Abgrenzung zwischen den einzelnen Gebieten und Staaten. Während dieser ganzen Zwischenperiode haben die Jahrbücher der besiegten Länder nichts zu verzeichnen als tumultuarische Kriege der Eroberer unter einander, die für die Besiegten eine stete Erneuerung der Leiden und eine fortwährend wachsende Verarmung im Gefolge hatten.

Hr. Guizot datirt das Ende dieser absteigenden Periode von der Regierung Karls des Großen; andere (zum Beispiel Hr. von Sismondi) haben es auf eine spätere Zeit verlegt. Wir sind geneigt, uns der Ansicht unseres Autors anzuschließen, in dessen großem Werk uns kein Abschnitt so bewunderungswürdig scheint, als derjenige, in welchem er jenem merkwürdigen Mann seinen Platz in der Geschichte anweist. (Fr. II, 114—116.)

Der Name Karls des Großen, sagt Hr. Guizot, gehört zu den größten, die uns die Geschichte aufbewahrt hat. Obwohl nicht der Gründer seiner Dynastie, hat er doch seinem Geschlecht, wie seiner Zeit den Namen gegeben.

„Man erweist ihm oft eine blinde Huldigung, überschüttet sein Genie und seinen Ruhm gleichsam aufs Gerathewohl mit einem verschwenderischen Maß von Bewunderung, und gleichwohl wiederholt man, daß er nichts gethan, nichts gegründet hat, daß sein Reich, seine Gesetze, alle seine Werke mit ihm zu Grunde gegangen sind. Und dieser historische Gemeinplatz zieht dann eine ganze Reihe moralischer Gemeinplätze nach sich, über die Ohnmacht großer Männer, über ihre Nutzlosigkeit, über die Nichtigkeit ihrer Bestrebungen und über die Geringfügigkeit der Spuren, die sie in der Welt zurücklassen, welche sie doch nach allen Richtungen aufgewühlt hatten. Sollte alles dies wahr sein? Sollte die Bestimmung großer Männer in der That nur die sein, auf dem menschlichen Geschlechte zu lasten und sein Staunen zu erregen? . . . . . Auf den ersten Blick könnte man glauben, daß dem so sei und daß der Gemeinplatz recht habe. Diese Siege, diese Eroberungen, diese

Einrichtungen, Reformen und Pläne, diese ganze Größe und dieser ganze Ruhm Karl's des Großen, das alles ist mit ihm dahin geschwunden; man könnte sagen, daß er wie ein Meteor aus der Nacht der Barbarei aufgetaucht sei, um sogleich in der Nacht der Feudalität sich wieder zu verlieren und zu erlöschen. Und dieser Fall steht in der Geschichte nicht vereinzelt. . . .

„Indessen darf man diesem Anschein nicht trauen; um den Sinn großer Ereignisse zu begreifen und die Wirksamkeit großer Männer zu messen, muß man tiefer in die Dinge eindringen.

„Die Thätigkeit eines großen Mannes ist doppelter Art; er spielt zwei Rollen und in seiner Laufbahn kann man zwei Epochen unterscheiden. Er versteht besser als jeder andere die Bedürfnisse seiner Zeit, ihre wirklichen und augenblicklichen Bedürfnisse, dasjenige, was die Gesellschaft, in der er lebt, nöthig hat, um zu bestehen und sich zu entwickeln. Er begreift das, wie gesagt, besser als jeder andere, und er versteht auch besser als jeder andere, sich der socialen Kräfte zu bemächtigen und sie auf dies Ziel hinzulenken. Daher stammt seine Macht und sein Ruhm und das ist der Grund, weshalb man ihn gleich bei seinem ersten Auftreten versteht, ihn anerkennt, sich ihm anschließt und weshalb alle bereitwillig der Wirksamkeit, die er zum allgemeinen Besten entwickelt, ihre Unterstützung angedeihen lassen.

„Aber dabei bleibt er nicht stehen; sobald dem wirklichen und allgemeinen Bedürfnisse seiner Zeit in einigermaßen ausreichender Weise genügt ist, steckt sich der Gedanke und der Wille des großen Mannes ein weiteres Ziel. Er stürmt über die vorliegenden Thatsachen hinaus, gibt sich Ideen hin, die rein persönlicher Natur sind und gefällt sich in Combinationen, die mehr oder minder umfassend, mehr oder minder glänzend sein können, die aber nicht, wie seine ersten Arbeiten, auf dem positiven Zustand, den gemeinsamen Instincten und den bestimmten Wünschen der Gesellschaft beruhen, sondern weitaussehend und willkürlich sind; mit einem Wort, er will seine Wirksamkeit ins Unbegrenzte ausdehnen und die Zukunft besitzen, wie er die Gegenwart besessen hat.

„Jetzt beginnt der Egoismus und der Traum. Einige Zeit folgt man dem großen Mann in dieser Laufbahn im Vertrauen auf das, was er schon geleistet hat; man glaubt, man gehorcht ihm; man gibt sich gewissermaßen seinen Phantasien gefangen, die von seinen Schmeichlern und bethörten Anhängern als seine erhabensten Gedanken gepriesen werden. Indessen das Publicum, das nie sehr lange Zeit von der Wahrheit abirren kann, bemerkt bald, daß man es in einer Richtung fortziehen will, in der es zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehen keine Lust hat, daß man es täuscht und mißbraucht. Soeben noch hatte der große Mann seine hohe Einsicht, seinen mächtigen Willen dem Dienste des allgemeinen Gedankens und Wunsches geweiht; jetzt will er die Kraft des Staates im Dienste seines eigenen Begehrens verwenden; er allein weiß und will, was er thut. Darüber wird man zuerst unruhig, dann unzufrieden; man folgt ihm anfangs noch, aber lässig und mit Widerstreben; dann werden Einwendungen und Klagen laut; endlich trennt man sich, und der große Mann bleibt allein; er stürzt und mit ihm stürzt alles, was er allein gedacht und gewollt, der ganze rein persönliche und willkürliche Theil seiner Werke."

Nachdem er seine Betrachtungen kurz an dem Beispiel Napoleons erläutert — der von seinen Schmeichlern so oft als ein zweiter Karl der Große dargestellt wird, so schreiend auch das Unrecht ist, das dem älteren Eroberer durch diesen Vergleich widerfährt — bemerkt Hr. Guizot, daß die Kriege Karls des Großen einen ganz anderen Charakter trugen, als die der vorausgegangenen Dynastie. „Sie waren nicht Fehden von Stamm gegen Stamm oder von Häuptling gegen Häuptling, und eben so wenig Züge, die zum Zweck der Niederlassung oder Plünderung unternommen wurden, sondern systematische, politische Kriege, die von einem Regierungsgedanken ausgingen und durch eine gewisse Nothwendigkeit geboten waren." (Fr. II, 122.) Ihr Zweck war kein anderer, als der, den feindlichen Einfällen ein Ende zu machen. Die Saracenen trieb er zurück; die Sachsen und Slaven, gegen die bloße Vertheidigungsmaßregeln nicht ausreichten, griff er in den Wäldern ihrer Heimath an und unterwarf sie.

„Mit dem Tode Karls des Großen hört die Eroberung auf, die Einheit verschwindet; das Reich löst sich auf und zerfällt in Stücke, aber ist es darum richtig, daß nichts übrig bleibt, daß die Kriegsthaten Karls keine Folgen hinterlassen, daß er nichts geleistet, nichts gegründet hat?

„Es gibt nur eine Antwort auf diese Frage; wir müssen fragen, ob die Völker, die Karl der Große regiert hatte, sich nach seinem Tode in demselben Zustand befanden wie vorher, ob die feindlichen Einfälle, die von zwei Seiten her, im Norden und im Süden, ihr Gebiet, ihre Religion und ihre Race bedrohten, wieder das alte Spiel begannen, ob die Sachsen, die Slaven, die Avaren, die Araber fortfuhren, die Herren des römischen Bodens in einem Zustande beständiger Unsicherheit und Aufregung zu erhalten. Offenbar war nichts von alledem der Fall; das Reich Karls zerfällt, aber es zerfällt in besondere Staaten, die sich an allen

Puncten, wo die Gefahr noch besteht, wie ebensoviele Schutzwehren erheben. Vor Karl dem Großen waren die Grenzen von Deutschland, Frankreich, Spanien in beständigem Fluß, keine politische Gewalt war für die Dauer eingerichtet; deshalb war er auch gezwungen, fortwährend von einer Grenze zur andern zu eilen, um den anstürmenden Feinden die wechselnde und nach Bedürfniß improvisirte Streitmacht seiner Heere entgegenzustellen. Nach seiner Zeit erstehen wahre politische Schutzwehren, mehr oder minder gut organisirte, aber wirkliche und dauerhafte Staaten; die Königreiche Lothringen, Deutschland, Italien, die beiden Burgund, Navarra datiren aus dieser Zeit und trotz aller Wechsel ihres Geschickes bestehen sie fort und genügen, um angriffslustigen Feinden einen wirksamen Widerstand entgegen zu setzen. Daher hören auch die feindlichen Einfälle auf, oder wiederholen sich doch nur in der Form von Seezügen, die allerdings für die Puncte, die sie erreichen, höchst verheerend sind, aber doch nicht mit großen Menschenmassen unternommen werden können und keine großen Resultate herbeiführen.

„Obwohl also die gewaltige Monarchie Karls des Großen verschwunden ist, kann man doch nicht sagen, daß er nichts gegründet habe; er hat alle die Staaten gegründet, die aus der Zerstückelung seines Reiches hervorgingen. Seine Eroberungen sind in neue Verbindungen eingetreten, aber seine Kriege haben ihren Zweck erreicht. Die Form hat gewechselt, aber seinem Wesen nach ist das Werk geblieben." (Fr. II, 125—6.)

In der Eigenschaft eines Verwalters und Gesetzgebers ist Karl der Große noch merkwürdiger, wie als Eroberer. Seine lange Regierung war ein fortgesetzter Kampf gegen die allgemeine Unsicherheit und Unordnung. Er war einer von den Männern, wie sie Hr. Guizot beschreibt, „die das Schauspiel der Anarchie und der gesellschaftlichen Unbeweglichkeit aufbringt und empört, deren Geist sich dadurch, wie durch eine Thatsache, die nicht existiren sollte, beleidigt fühlt, und die von dem Wunsche beseelt sind, diesem Zustand abzuhelfen und in die Welt, die sie umgibt, irgend eine Regel, ein Princip der Ordnung und Dauer einzuführen." Begabt mit einer rastlosen Thätigkeit, wie sie vielleicht kein anderer Herrscher jemals besessen, widmete Karl der Große sein ganzes Leben dem Versuch, ein Chaos in eine geordnete und regelmäßige Regierung zu verwandeln, ein allgemeines System der Verwaltung unter einer wirksamen Centralautorität zu schaffen. Dieser Versuch hatte nur einen sehr unvollkommenen Erfolg. Die Regierung eines so ausgedehnten Gebietes von einem Mittelpunct aus war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu verwickelt, zu schwierig, sie erforderte die Mitwirkung zu vieler Organe und ein zu hohes Maß ausgebildeter Einsicht, als daß sie von Barbaren hätte geleitet werden können. „Die Unordnung, die ihn umgab, war unermeßlich; an einem Punct konnte er sie für den Augenblick zurückdrängen, aber das Uebel herrschte überall dort, wohin sein schrecklicher Wille nicht gedrungen war, und selbst dort, wo er sich gezeigt hatte, erhob es wieder sein Haupt, sobald er sich entfernt hatte."

Nichtsdestoweniger waren seine Bemühungen keineswegs ganz fruchtlos. Sein Regierungsmechanismus umfaßte zwei Classen von Beamten, locale und centrale. Der locale Theil bestand aus den ständigen Statthaltern, den Herzogen, Grafen u. s. w. nebst den Vasallen oder beneficiarii, den spätern Lehensträgern, denen bei der Verleihung ihrer Ländereien auch ein mehr oder weniger unbestimmter Theil von der Autorität und Gerichtsbarkeit des Herrschers übertragen worden war. Der centrale Mechanismus umfaßte die missi dominici, zeitweilige Beauftragte, die als Repräsentanten des Herrschers in die Provinzen, oder von einer Provinz in die andere entsendet wurden, um zu beaufsichtigen, zu controliren, zu berichten, oder auch sogar Uebelstände, die sich aus dem Thun oder Lassen der Localbehörden ergeben hatten, selbst abzustellen. Ueber ihnen allen stand der Fürst, der mit fester Hand die Zügel der Regierung hielt, unterstützt von einer Nationalversammlung der Großen, die er einberief, sobald er ihres Rathes und ihrer moralischen Unterstützung zu bedürfen glaubte.

„Ist es möglich, daß von dieser so thätigen und kräftigen Regierung nichts übrig blieb, daß mit der Person Karls alles wieder verschwand, daß er im Innern und für den Zustand der Gesellschaft nichts gegründet hat?

„Das, was mit Karl dem Großen fiel, was ausschließlich auf seiner Persönlichkeit beruhte und ihn nicht überleben konnte, war seine Centralregierung. Nachdem sich die Einrichtungen der allgemeinen Reichsversammlungen und der missi dominici unter Ludwig dem Frommen und Karl dem Kahlen noch einige Zeit mit stetig abnehmender Kraft und Wirksamkeit fortgefristet hatten, verschwinden sie ganz und gar; keineswegs aber war dies der Fall mit der Localregierung, mit den Herzogen, Grafen, Beneficiarien, Centenarien, Vasallen, die unter Karl mit diesem Theil der Regierungsgewalt betraut gewesen waren. Vor seiner Zeit war die Unordnung in den einzelnen Oertlichkeiten eben so groß gewesen wie in dem Gesammtstaat; der Grundbesitz, die Amtswürden gingen fortwährend von Hand zu Hand; es gab keine Regelmäßig-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

keit, keine Dauer in den localen Stellungen, in den localen Einflüssen. Während der sechs und vierzig Jahre seiner Regierung aber hatten sie Zeit gehabt, sich auf demselben Boden, in derselben Familie festzusetzen; sie wurden dauernd, was die erste Bedingung ihrer weitern Entwicklung bildete, die sie unabhängig und erblich machen und zu den Elementen der Feudalität umgestalten sollte. Sicherlich kann nichts der Feudalität weniger gleichen, als die souveräne Einheit, nach der Karl der Große strebte, und doch ist er ihr eigentlicher Gründer gewesen; denn indem er die von außen andringende Bewegung zum Stehen brachte und bis zu einem gewissen Grade die Unordnung im Innern zurückdrängte, gab er den localen Stellungen, Vermögen und Einflüssen Zeit, von dem Boden und seinen Bewohnern wahrhaft Besitz zu ergreifen. Nach ihm ist seine allgemeine Regierung untergegangen, wie seine Eroberungen, die einheitliche Souveränetät, wie das Reich; aber gerade so wie das Reich sich in einzelne Staaten aufgelöst hat, die von einem kräftigen und dauernden Leben beseelt waren, so hat auch die centrale Souveränetät Karl's sich in eine Menge localer Souveränetäten aufgelöst, welche aus dem Born seiner Kraft geschöpft und die Bedingungen ihrer Wirklichkeit und Dauer unter seinem Schutz gefunden hatten. In dieser zweiten Beziehung also hat er, wenn man der Sache auf den Grund geht, viel gethan und viel geschaffen." (Fr. II, 139—141.)

In dieser Weise berichtigt eine genauere Erkenntniß der Dinge die beiden entgegengesetzten und unter oberflächlichen Denkern fast allgemein verbreiteten Irrthümer in Bezug auf den Einfluß, den große Männer auf die Gesellschaft üben. Ein großer Herrscher kann die Welt nicht nach seinen eigenen Ideen umgestalten; er ist verurtheilt, in der Richtung bereits vorhandener und von selbst entstandener Tendenzen zu arbeiten und hat nur insofern freie Hand, als er die wohlthätigsten unter ihnen auswählen kann. Und doch ist der Unterschied groß zwischen einem guten Steuermann und überhaupt gar keinem Steuermann, obwohl auch ein Steuermann nicht gegen Wind und Fluth zu steuern vermag. Fortschritte vom allerersten Rang, für welche die Gesellschaft vollkommen vorbereitet ist, die im natürlichen Gange und in der Tendenz menschlicher Ereignisse liegen und die nächste Phase bilden, welche die Menschheit durchzumachen hat, können doch für eine unbestimmte Zeit verzögert werden, weil es an einem großen Mann fehlt, der das Gewicht seines individuellen Willens und seines Talentes in die schwankende Wagschale werfen könnte. Wer vermag zu sagen, wie viele Jahrhunderte sich ohne Karl den Großen die Zeit der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verwirrung noch hingezogen haben würde? Dasselbe Beispiel aber zeigt auch, was ein großer Herrscher nicht zu thun vermag. Wie Ataulf, Theoderich, Chlodwig und alle bedeutenden Häupter der Eroberer träumte auch Karl von der Wiederherstellung des römischen Reiches.

„Es war dies sein Antheil von Egoismus und Phantasterei und das war auch das Unternehmen, bei dem er scheiterte. Das römische Reich und seine Einheit widerstrebte in entschiedenster Weise der neuen Vertheilung der Bevölkerung, den neuen Beziehungen und dem neuen moralischen Zustand der Menschen. Die römische Civilisation konnte nur als ein umgestaltetes Element in die neue Welt eintreten, die sich zu bilden begann. Diese Idee, dieses Streben Karls war keine allgemeine Idee, kam keinem allgemeinen Bedürfniß entgegen, und alles, was er gethan hat, um diesen Plan durchzuführen, starb mit ihm.

„Aber selbst dies eitle Bemühen blieb nicht ganz ohne Folgen. Der Name des weströmischen Kaiserreiches, den er wieder erweckt hatte, und die Rechte, welche man mit dem Kaisertitel verbunden glaubte, traten, um mich so auszudrücken, wieder in die Zahl der historischen Elemente ein und blieben mehrere Jahrhunderte lang ein Gegenstand des Ehrgeizes, ein bewegendes Princip im Gang historischer Ereignisse. Man kann also nicht sagen, daß der Gedanke Karls des Großen selbst in dem rein egoistischen und ephemeren Theil seiner Werke absolut unfruchtbar geblieben sei und jedes Bestandes entbehrt habe." (Fr. II, 150.)

Wir glauben, daß Hr. Guizot Karl dem Großen mit diesem indirecten Tadel seines Versuches, die civilisirte Gesellschaft nach dem einzigen ihm bekannten Muster wieder aufzubauen, kaum Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seine einsichtsvollsten Zeitgenossen theilten seinen Irrthum und sahen in der Zerstücklung seines Reiches und in dem Fall seiner despotischen Autorität eine Rückkehr in das Chaos. So leicht es auch für uns sein mag, war es doch für sie schwer, einzusehen, daß für die europäische Gesellschaft, wie sie sich in Folge der Völkerwanderung gestaltet hatte, die Rückkehr zur Ordnung nur durch einen dem Feudalsystem ähnlichen Zustand hindurch möglich war. Die Schriftsteller aus der Zeit der Entstehung dieses Systems, deren Werke uns erhalten sind, vermögen in demselben nichts als allgemeine Anarchie und Auflösung zu erkennen. „Man befrage die Dichter, die Chronisten jener Zeit; sie alle glaubten, daß das Ende der Welt herannahe." Hr. Guizot citirt eins der schriftlichen Denkmäler jener Zeit, ein Gedicht von Florus, einem Dechanten der Kirche von Lyon, welches

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit gleicher Naivetät dem Kummer, den die wenigen Gebildeten über das Zusammenbrechen des großen unsoliden Baues, den Karl errichtet hatte, empfanden und der Befriedigung Ausdruck gibt, welche dieselbe Thatsache bei der großen Masse des Volkes hervorrief; es ist dies nicht das einzige Mal in der Geschichte, wo der Instinct des Volkes der Wahrheit näher kam, als das wohlerwogene Urtheil derer, welche an historischen Präcedenzfällen festhielten. Jene Erneuerung der Fortschrittsbewegung, welche selbst ein Karl der Große mit Mitteln, welche den natürlichen Tendenzen seiner Zeit widerstrebten, nicht erreichen konnte fand durch die Wirkung gewöhnlicher Ursachen statt, sobald die Gesellschaft diejenige Form angenommen hatte, welche allein feste Erwartungen und Stellungen begründen und eine Art Sicherheit hervorbringen konnte.

„Der moralische und gesellschaftliche Zustand der Völker widerstrebte gleichmäßig jeder Association, jeder einheitlichen und umfassenden Regierung. Die Menschen hatten wenige Ideen und diese Ideen reichten nicht weit. Die geselligen Beziehungen waren selten und bewegten sich in einem engen Kreis. Der Horizont des Gedankens und des Lebens war außerordentlich beschränkt. Unter solchen Bedingungen ist eine große Gesellschaft unmöglich. Welches sind denn ihre natürlichen und nothwendigen Bande? Einerseits die Zahl und Ausdehnung der Beziehungen, andrerseits die Zahl und Ausdehnung der Ideen, welche die Menschen miteinander theilen und durch welche sie einander nahe stehen. In einem Lande und zu einer Zeit, wo weder die Beziehungen noch die Ideen zahlreich und ausgedehnt sind, fehlt es offenbar an den Voraussetzungen eines großen Staates, einer großen Gesellschaft. Gerade das aber war der Charakter der Epoche, die uns jetzt beschäftigt; jene Grundbedingungen einer großen Gesellschaft waren also in ihr nicht zu finden. Nur kleine Gesellschaften, Localregierungen, Gesellschaften und Regierungen, die gleichsam nach dem Maß der vorhandenen Ideen und Beziehungen zugeschnitten waren, vermochten sich unter diesen Umständen zu behaupten und behaupteten sich in der That. Die Elemente dieser kleinen Gesellschaften und Regierungen fanden sich ganz fertig vor. Die Besitzer von Beneficien königlicher Verleihung oder von eroberten Gebieten, die Herzoge, Grafen, Provinzstatthalter, waren über das ganze Land zerstreut. Sie wurden die natürlichen Mittelpuncte entsprechender Verbände. Rings um sie gruppirten sich freiwillig oder gezwungen die Bewohner der Umgegend, Freie sowie Leibeigene. So bildeten sich die kleinen Staaten, die man Lehen nannte, und dies war der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

eigentliche Grund der Auflösung des Reiches Karls des Großen." (Fr. II, 255—256.)

Wir sind somit bei dem Beginn der Feudalperiode angelangt und müssen jetzt versuchen, klar darüber zu werden, was die feudale Gesellschaft war und welchen Einfluß sie und ihre Einrichtungen auf das Geschick der Menschheit geäußert haben, welche neue Elemente sie einführte, welche neue Tendenzen sie der Menschheit gab oder welchen bereits vorhandenen Tendenzen sie neue Kraft verlieh.

Hrn. Guizot's Würdigung des Feudalsystems gehört zu den interessantesten und alles in allem zu den befriedigendsten seiner Betrachtungen. Er macht die Bemerkung, daß man selten die Wirkungen genügend beachtet, welche ein bloßer Wechsel in der äußern Lebensweise der Menschen auf ihre geistige Natur ausübt:

„Wer weiß es nicht, wie sehr man sich mit der Frage der klimatischen Einflüsse beschäftigt hat und welche Bedeutung Montesquieu ihnen beilegt? Wenn man den directen Einfluß des Klimas auf den Menschen ins Auge faßt, so ist er vielleicht nicht so groß, als man geglaubt hat; zum mindesten ist seine Abschätzung schwierig und unbestimmt. Die indirecten Einflüsse aber, die sich zum Beispiel aus dem Umstand ergeben, daß in einem warmen Land die Einwohner in freier Luft leben, während sie sich in kälteren Ländern im Innern ihrer Häuser halten, daß sie sich hier auf die eine, dort auf eine andere Art nähren, das sind Thatsachen von außerordentlicher Bedeutung, die durch eine bloße Aenderung des materiellen Lebens mächtig auf die Civilisation einwirken. Jede große Revolution führt in dem socialen Zustand Aenderungen dieser Art herbei, die man sorgfältig beachten muß.

„Die Begründung des Feudalsystems hat eine solche Folge, deren Bedeutung man nicht verkennen kann; sie änderte die Vertheilung der Bevölkerung auf dem Areal des Landes. Bis dahin lebten die Herren des Gebietes, die regierende Classe, zu mehr oder minder zahlreichen Menschenmassen vereinigt entweder als seßhafte Einwohner in den Städten oder sie durchzogen in zahlreichen Schaaren das Land. Unter dem Feudalsystem lebten dieselben Menschen isolirt, jeder für sich in seiner Wohnung und in großer Entfernung von einander. Man sieht sogleich, welchen Einfluß dieser Wechsel auf den Gang und den Charakter der Civilisation üben muß. Das sociale Uebergewicht, die Regierung der Gesellschaft ging plötzlich von den Städten auf das Land über; Privateigenthum und Privatleben traten im Vergleich mit dem öffentlichen Leben und Eigenthum mehr in den Vordergrund. Das war die erste Wirkung, eine rein materielle Wirkung des Trium-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

phes der Feudalgesellschaft, und je näher wir auf diese einzige Thatsache eingehen, desto mehr Folgen derselben werden sich unserm Blick enthüllen.

„Prüfen wir diese Gesellschaft an sich und sehen wir zu, welche Rolle sie nothwendig in der Geschichte der Civilisation spielen mußte. Nehmen wir zunächst die Feudalität ihrem einfachsten Grundelement nach; betrachten wir den einzelnen Lehnsbesitzer auf seinem Gebiet und untersuchen wir, wie die kleine Gesellschaft, die sich um ihn bildet, beschaffen ist und was sie aus all denen, die ihr angehören, machen wird.

„Er setzt sich auf einem isolirten, hohen Punct fest, den er so sicher und stark wie möglich zu machen sucht und auf dem er seine sogenannte Burg errichtet. Mit wem läßt er sich dort nieder? Mit seiner Frau, seinen Kindern, vielleicht mit einigen freien Männern, die nicht Grundbesitzer geworden sind, die sich ihm angeschlossen haben und fortfahren, mit ihm zu leben, an seinem Tisch zu essen. Diese Personen also wohnen im Innern der Burg. Unten rings herum gruppirt sich eine kleine Bevölkerung von Hörigen und Leibeigenen, welche die Felder des Lehnsbesitzers bestellen. Die Religion erscheint inmitten dieser Bevölkerung um eine Kirche zu errichten und ihr einen Priester zuzuführen. In den ersten Zeiten des Feudalsystems ist dieser Priester in der Regel zugleich Schloßcaplan und Dorfpfarrer, aber die Zeit wird kommen, wo diese beiden Eigenschaften sich trennen und das Dorf wird dort neben der Kirche seinen Pfarrer haben. Das ist die Feudalgesellschaft ihren Elementen nach, gewissermaßen das feudale Molecül. Dies müssen wir prüfen und ihm wie jeder andern geschichtlichen Thatsache die Doppelfrage vorlegen, was man von ihm für die Entwicklung erstlich des Menschen und zweitens der Gesellschaft zu erwarten hatte." (Eur. 104—107.)

Den ersten charakteristischen Zug, fährt dann der Autor fort, bildet die außerordentliche Bedeutung, die das Haupt der kleinen Verbindung in seinen eigenen und seiner Umgebung Augen gewinnen mußte. Der Freiheit des Mannes und des Kriegers, dem Gefühl der Persönlichkeit und individuellen Unabhängigkeit, das in dem wilden Leben vorherrschte, gesellt sich jetzt noch die Bedeutung des Gebieters, des Grundherrn, des Familienhauptes bei. Keine andere Form der Civilisation vermag für gewöhnlich ein Gefühl persönlicher Bedeutung zu erzeugen, das sich mit diesem vergleichen ließe. „Ein römischer Patricier zum Beispiel war Familienhaupt, Herr, Vorgesetzter, wie der Feudalherr; außerdem besaß er als Priester im Innern seiner Familie auch einen re-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ligiösen Charakter." Aber die Bedeutung einer religiösen Amtswürde ist keine persönliche, sondern von der Gottheit entlehnt, der der Priester dient. Im bürgerlichen Leben war der Patricier „Mitglied des Senates, einer Körperschaft, die an einem Ort vereinigt lebte; auch das also war wieder eine Bedeutung, die ihm von Außen kam, die er empfangen, entlehnt hatte."

„Die Größe der alten Aristokraten, die einen religiösen und politischen Charakter trug, gehörte weit mehr der Stellung, der Corporation im Allgemeinen, als dem Individuum an. Die des Lehnsbesitzers ist rein individuell; er verdankt Niemand etwas, alle seine Rechte und Befugnisse überkommt er von sich selbst allein. Er ist kein religiöser Würdenträger, gehört keinem Senat an; in seiner Person liegt seine ganze Bedeutung und alles, was er ist, ist er in seinem eigenen Namen. Welchen Einfluß muß nicht eine solche Stellung auf den ausüben, der sie einnimmt! Welch' individueller Stolz, welch' gewaltiger Hochmuth und um es gerade herauszusagen, welch' frecher Uebermuth muß sich da nicht in seiner Seele einstellen! Ueber sich hat er keinen Vorgesetzten, dessen bloßen Repräsentanten und Beauftragten er vorzustellen hätte, neben sich keinen, der seinesgleichen wäre; es gibt kein mächtigstes, gemeinschaftliches Gesetz, unter dessen Druck er stände, kein äußeres Regiment, das auf seinen Willen einwirken könnte; er kennt keinen andern Zügel als die Grenzen seiner Kraft und die augenblicklich drohende Gefahr." (Eur. 108.)

Wir gehen jetzt zu dem Einfluß über, den dieser neue Zustand der Gesellschaft auf die Entwicklung der häuslichen Gefühle und des Familienlebens ausübt.

„Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Familiensysteme; nehmen wir zunächst die patriarchalische Familie, deren Typus uns die Bibel und die orientalischen Schriftdenkmäler zeigen. Sie ist sehr zahlreich und bildet einen Stamm. Das Haupt, der Patriarch, lebt in Gemeinschaft mit seinen Verwandten in den verschiedenen Generationen, die sich um ihn vereinigt haben, und mit seinen Dienern, und er lebt nicht nur mit ihnen, sondern er theilt auch ihre Interessen, ihre Beschäftigungen, ihre Lebensweise. Es ist dies die Stellung Abrahams, der Patriarchen, der arabischen Stammhäuptlinge, die uns noch heute ein Bild des patriarchalischen Lebens geben.

„Ein anderes Familiensystem tritt uns entgegen in dem Clan, jener kleinen Gesellschaft, deren Typus man in Schottland und Irland suchen muß, und die eine Form bildet, durch welche wahrscheinlich ein großer Theil der europäischen Welt hindurch-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gegangen ist. Es ist das nicht mehr die patriarchalische Familie; zwischen dem Haupt und der übrigen Bevölkerung besteht ein großer Unterschied; er führt nicht mehr dieselbe Lebensweise, die Masse bestellt das Feld und dient, er lebt seiner Muße ohne ein anderes Geschäft als das des Kriegers. Aber ein gemeinsamer Ursprung verbindet ihn und seine Untergebenen; sie tragen alle denselben Namen und die verwandtschaftlichen Beziehungen, die alten Traditionen, die Gleichheit der Erinnerungen und Neigungen, bilden ein moralisches Band, das alle Mitglieder des Clans umfaßt, und stellen eine Art Gleichheit her.

„Das also sind die beiden Hauptthpen der Familiengesellschaft, welche uns die Geschichte bietet. Finden wir in ihnen die Feudalfamilie? Offenbar nicht. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß sie eine gewisse Verwandtschaft mit dem Clan habe, aber der Unterschied ist ein gewaltiger. Die Bevölkerung, welche den Lehnsbesitzer umgibt, ist ihm vollkommen fremd, trägt nicht seinen Namen, hängt mit ihm durch keine Verwandtschaft, durch kein historisches oder moralisches Band zusammen. Ebenso wenig finden wir hier die patriarchalische Familie; der Lehnsbesitzer theilt nicht die Lebensweise, nicht die Arbeiten seiner Umgebung; er ist ausschließlich Krieger, während die andern Bauern sind. Die Feudalfamilie ist nicht zahlreich, bildet keinen Stamm, sondern beschränkt sich auf die Familie im engern Sinn, auf Frau und Kinder, und lebt gesondert von der übrigen Bevölkerung im Innern des Schlosses . . . . Fünf bis sechs Individuen, in einer zugleich höheren und der übrigen Bevölkerung fremdartigen Stellung bilden die feudale Familie . . . . Das innere Leben, die häuslichen Sitten werden hier offenbar ein großes Uebergewicht erlangen. Ich gebe zu, daß die Brutalität der Leidenschaften, die Gewohnheit des Familienhauptes, sein Leben im Kriege und auf der Jagd zuzubringen, der Entwicklung der häuslichen Sitten große Hindernisse entgegen stellen. Aber diese Hindernisse werden besiegt werden; das Familienhaupt muß ja doch in der Regel nach Hause zurückkehren, wird dort immer seine Frau, seine Kinder und sonst beinahe Niemand finden; sie werden seine beständige Gesellschaft bilden, seine Interessen und sein Geschick theilen. Es ist unmöglich, daß die häusliche Existenz unter solchen Umständen nicht eine große Herrschaft erlange und wir finden dafür zahlreiche Beweise. War es nicht schließlich die Feudalfamilie, in deren Schoß sich die Bedeutung der Frauen entwickelte? In allen alten Gesellschaften, ich spreche nicht von solchen, in denen kein Familiengeist existirte, sondern von denen, in welchen er am mächtigsten war, im patriarchali-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schen Leben zum Beispiel, nehmen die Frauen noch bei weitem nicht die Stellung ein, die sie in Europa unter dem Feudalsystem erlangt haben . . . . Man hat den Grund dieser Erscheinung in den eigenthümlichen Sitten der alten Germanen gesucht, in einer nationalen Hochachtung, die sie angeblich mitten in ihren Wäldern gegen die Frauen hegten. Auf einer Phrase von Tacitus hat der germanische Patriotismus das Gebäude einer vermeintlichen Ueberlegenheit und unvertilgbaren Reinheit der germanischen Sitten in Bezug auf das Verhältniß beider Geschlechter aufgeführt. Bloße Hirngespinnste! Aehnliche Phrasen, wie die des Tacitus, Gefühle und Gebräuche, die denen der alten Germanen entsprechen, finden wir in den Berichten zahlreicher Beobachter wilder oder barbarischer Völker, und es kann dabei von einer besondern Grundeigenthümlichkeit einer bestimmten Race nicht die Rede sein. Die eigentliche Quelle der Bedeutung der Frauen muß man in den Wirkungen einer sehr scharf bestimmten gesellschaftlichen Lage, in dem Fortschritt und dem Uebergewicht häuslicher Sitten suchen, und dieses Uebergewicht der häuslichen Sitten wurde bereits frühzeitig ein wesentlicher Charakterzug des Feudalsystems." (Eur. 109—112.)

Zur Bestätigung dieser Ansichten bemerkt er an einer andern Stelle, daß unter der feudalen Form der Gesellschaft, im Gegensatz zu allen vorausgegangenen Formen, während der häufigen Abwesenheit des Familienhauptes die châtelaine seine Person vertrat und mit der Ausübung seiner Autorität betraut war. Während seiner Kriegszüge und Jagden, während seiner Kreuzfahrten und seiner Gefangenschaft leitete sie seine Angelegenheiten und beherrschte seine Leute mit einer Machtbefugniß, die der seinen vollkommen gleich kam. Eine derartige Bedeutung, eine Stellung, die ebenso geeignet gewesen wäre, alle menschlichen Fähigkeiten zu wecken, war Frauen nie vorher und, können wir hinzufügen, ist ihnen auch nie nachher beschieden gewesen. Die Frucht davon zeigte sich bald in den zahlreichen Beispielen heroischer Frauen, welche uns die Annalen der Feudalzeit bieten, jener Frauen, welche in jeder männlichen Tugend den tapfersten Männern gleichkamen, denen sie zur Seite standen, sie oft an Einsicht übertrafen und von ihnen nur in Wildheit überboten wurden.

Hr. Guizot wendet sich jetzt von dem Herrensitze zu der abhängigen Bevölkerung, die ihn umgab. Hier bietet sich uns ein viel unerfreulicheres Schauspiel.

„Wenn eine sociale Lage einige Zeit fortdauert, so bildet sich unvermeidlich zwischen denen, welche sie einander nahe bringt, ganz

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

abgesehen von der Natur dieser Annäherung, ein gewisses moralisches Band und es stellen sich gewisse Gefühle des Schutzes, des Wohlwollens und der Zuneigung ein. Das geschah auch unter dem Feudalsystem. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich auch zwischen den Lehnsbesitzern und ihren Hörigen nach Verlauf einiger Zeit gewisse moralische Beziehungen und gewisse freundliche Gewohnheiten herausbildeten. Es war dies aber immer nur trotz ihrer gegenseitigen Stellung, keineswegs in Folge ihres Einflusses, der Fall. An sich betrachtet, war diese Stellung von Grund aus verwerflich. Der Lehnsbesitzer und seine Bauern hatten moralisch nichts mit einander gemein; sie gehörten mit zu seinem Grundbesitz, sie waren sein Eigenthum. . . . Zwischen dem Grundherrn und den Bauern, die seine Aecker pflügten, gab es, soweit dies überhaupt von Beziehungen des Menschen zum Menschen gelten kann, keine Rechte, keine Garantien, keine Gesellschaft.

„Daher kam, wie ich glaube, jener wahrhaft erstaunliche, unbesiegbare Haß, den das Volk von jeher gegen das Feudalsystem gehegt hat. . . . . Theokratischer und monarchischer Despotismus haben mehr als einmal die Zustimmung, fast die Zuneigung der Völker gewonnen, die ihn zu tragen hatten. . . . . Der Grund dafür liegt darin, daß unter der Theokratie und der Monarchie die Herrschergewalt kraft gewisser Glaubensmeinungen ausgeübt wird, die dem Herrscher mit seinen Unterthanen gemeinsam sind; er ist der Repräsentant, der Diener einer höheren Macht, die über allen andern Mächten steht; er spricht und handelt im Namen der Gottheit oder einer allgemeinen Idee, nicht im Namen des Menschen selbst, des Menschen allein. Ganz anders der Feudaldespotismus; er ist die Macht eines Individuums über das andere, die Herrschaft des persönlichen und launenhaften Willens eines einzelnen Menschen. . . . . Das war der wahre, der unterscheidende Charakter des Feudaldespotismus und darin liegt der wahre Grund der Abneigung, die er zu allen Zeiten hervorgerufen hat." (Eur. 113—4.)

Gehen wir jetzt von dem einzelnen Lehnsbesitzer mit seiner Familie und seinen Untergebenen, von jenem elementaren Molecül der Feudalgesellschaft, wie Hr. Guizot sich ausdrückt, zur Betrachtung der größeren Gesellschaft oder des Staates über, der sich aus der Anhäufung dieser kleinen Gesellschaften bildete, so werden wir finden, daß das Feudalsystem mit jeder wahrhaft nationalen Existenz durchaus unverträglich war. Ohne Zweifel erhielt jene Verpflichtung zum Dienst auf der einen, zum Schutz auf der andern Seite, die theoretisch dem Lehen anhaftete, einige schwache Begriffe von einer allgemeinen Regierung, einiges Gefühl für gesellschaftliche

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pflicht lebendig; aber während der ganzen Dauer des Systems hat es sich nicht durchführbar gezeigt, diesen Rechten und Pflichten irgend eine wirksame Gewähr beizugesellen. Eine Centralregierung, deren Macht ausgereicht hätte, selbst nur die Leistung dessen zu erzwingen, was die anerkannten Pflichten des Feudalverhältnisses erheischten oder zwischen den verschiedenen Mitgliedern des Verbandes den Frieden aufrecht zu halten, gab es nicht und konnte es auch unter dem Feudalsystem consequenterweise nicht geben. Das eigentlichste Wesen der Feudalität lag, um Hrn. Guizot's Definition zu entlehnen, in der Verschmelzung von Eigenthum und Souveränetät. Der Herr des Bodens war nicht nur der Herr aller seiner Bewohner, sondern er war auch ihr einziger Vorgesetzter, ihr Souverän. Besteuerung, militärischer Schutz, Gerichtsbarkeit standen ihm allein zu; überall, wo es sich um die Leistungen eines Herrschers handelte, richtete das Volk seine Blicke nach ihm und konnte sie nur nach ihm richten. Der König war wie alle andern Feudalherren unumschränkt auf seinem eigenen Gebiet und nur dort. Er konnte weder den Gehorsam seiner Vasallen erzwingen, noch ihnen seine Entscheidung als Vermittler in ihren Streitigkeiten auferlegen. Unter solchen kleinen Herrschern war das einzige mit der Natur des Falles verträgliche Band das der Föderation, das heißt derjenigen Organisation, die am schwersten aufrecht zu halten ist, weil sie beinahe ausschließlich auf moralischen Garantien und einsichtiger Würdigung entfernter Interessen beruht, und deshalb mehr als jedes andere gesellschaftliche System einen vorgeschrittenen Zustand der Civilisation voraussetzt. Das Mittelalter war für diese Form durchaus nicht reif; das Schwert blieb also der allgemeine Schiedsrichter; alle Fragen wurden entweder durch Privatfehden oder durch jenen gerichtlichen Zweikampf entschieden, welcher der erste Versuch der Gesellschaft war (wie das moderne Duell der letzte ist), die Verfolgung eines Streites mit Waffengewalt dem mäßigenden Einfluß bestimmter Gebräuche und Regeln zu unterwerfen.

In folgender Weise faßt Hr. Guizot den Einfluß der Feudalität auf den Fortschritt der europäischen Nationen zusammen:

„Die Feudalität hat nothwendig einen großen und im Ganzen genommen heilsamen Einfluß auf die innere Entwicklung des Individuums üben müssen; sie hat in den Seelen Ideen, energische Gefühle, moralische Bedürfnisse, edle Entwicklungen des Charakters und der Leidenschaft hervorgerufen. Vom gesellschaftlichen Standpunct aus betrachtet, hat sie weder eine gesetzliche Ordnung, noch politische Garantien begründen können; sie war unerläßlich, damit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in Europa wieder die Gesellschaft beginnen konnte, welche durch die Barbarei so sehr aufgelöst war, daß sie keine regelmäßigere oder umfassendere Form zu ertragen vermochte; aber die feudale Form, an sich von Grund aus schlecht, konnte sich weder regelmäßig gestalten noch erweitern. Das einzige politische Recht, welches das Feudalsystem in der europäischen Gesellschaft zur Geltung zu bringen gewußt hat, ist das Recht des Widerstandes, ich sage nicht des gesetzlichen Widerstandes, denn von diesem konnte in einer so wenig vorgeschrittenen Gesellschaft nicht die Rede sein. . . . . Das Recht des Widerstandes, welches das Feudalsystem aufrecht gehalten und geübt hat, ist das Recht des persönlichen Widerstandes, ein furchtbares, gesellschaftsfeindliches Recht, weil es an die Gewalt und den Krieg appellirt, was geradezu Zerstörung der Gesellschaft bedeutet, aber nichts desto weniger ein Recht, das aus der Brust des Menschen nie verschwinden soll, weil seine Abschaffung gleichbedeutend mit Annahme der Sklaverei wäre. Das Gefühl des Widerstandsrechtes war in der Schmach der römischen Gesellschaft verloren gegangen und konnte aus ihren Trümmern nicht wieder erstehen; eben so wenig konnte es meiner Meinung nach aus den christlichen Principien hervorgehen. Es ist der Ruhm der Civilisation, dies Recht für immer unthätig und überflüssig zu machen; es ist der Ruhm des Feudalsystems, es beständig proclamirt und vertheidigt zu haben." (Eur. 123—5.)

Es gibt noch eine andere und durchaus nicht unbedeutende Richtung, in welcher das feudale Leben den folgenden Zeiten eine beachtenswerthe Lehre hinterlassen hat. Unvollkommen wie die Welt in Bezug auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist, stand ihr doch die feudale Welt in diesen Tugenden weit nach, war ihr aber an individueller Willensstärke und Entschiedenheit des Charakters weit überlegen.

„Kein vernünftiger Mensch wird es bestreiten, daß die sociale Reform, die sich in unserer Zeit vollzogen hat, eine unermeßliche ist. Niemals sind die menschlichen Beziehungen mit mehr Gerechtigkeit geregelt worden, niemals hat sich eine allgemeinere Wohlfahrt als Resultat herausgestellt. Aber nicht nur die sociale Reform ist gewaltig, sondern ich bin überzeugt, daß sich auch eine entsprechende moralische Reform vollzogen hat, daß vielleicht alles in allem noch nie soviel Ehrenhaftigkeit im menschlichen Leben und soviel Menschen gegeben hat, die ein geordnetes Leben führen, und daß noch niemals ein so geringes Quantum staatlicher Zwangsmittel ausgereicht hat, um die individuellen Willensregungen in Schranken zu halten. . . . . In einer anderen Beziehung jedoch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben wir, wie ich glaube, noch viel zu gewinnen. Wir haben seit fünfzig Jahren unter der Herrschaft allgemeiner Ideen, die immer mehr Eingang gefunden und immer mehr Macht gewonnen haben, und unter dem Druck schrecklicher, fast unwiderstehlicher Ereignisse gelebt. Die Folge davon ist eine gewisse Schwäche, eine gewisse Weichheit in den Geistern und Charakteren gewesen. Den Ueberzeugungen und dem Willen des Individuums fehlt es an Energie und Selbstvertrauen. Man glaubt einer allgemeinen Ansicht, gehorcht einem allgemeinen Antrieb, fügt sich einer äußern Nothwendigkeit. Mag es sich um Widerstand oder That handeln, ein jeder hat nur eine geringe Idee von seiner eigenen Kraft und wenig Vertrauen in seinen eigenen Gedanken. Die Individualität, mit einem Wort, die innere und persönliche Energie des Menschen, ist schwach und furchtsam. Mitten unter den Fortschritten der allgemeinen Freiheit scheinen viele Menschen das stolze und erhebende Gefühl ihrer eigenen Freiheit verloren zu haben.

„So war es nicht im Mittelalter. Die Lage der Gesellschaft war damals eine klägliche, die menschliche Moral stand weit tiefer als man zu behaupten pflegt, weit tiefer als die Moral unserer Zeit. Aber bei vielen Menschen war die Individualität stark, der Wille energisch. Es gab damals wenig allgemeine Ideen, die alle Geister beherrschten, wenig Ereignisse, die in allen Theilen des Gebietes und in allen Lebensverhältnissen einen Druck auf die Charaktere ausüben konnten. Das Individuum entwickelte sich auf eigene Hand, unregelmäßig und mit Zuversicht; die moralische Natur des Menschen zeigte sich hie und da in ihrem ganzen Ehrgeiz, ihrer ganzen Energie. Es ist das nicht nur ein dramatisches und fesselndes, sondern auch lehrreiches und nützliches Schauspiel; es bietet uns nichts, was wir zu vermissen, nichts, was wir nachzuahmen hätten, aber es kann in hohem Grade unsere Erkenntniß fördern, wäre es auch nur dadurch, daß es unaufhörlich unsere Aufmerksamkeit auf das lenkt, was uns fehlt, indem es uns zeigt, was ein Mensch vermag, wenn er zu wollen ... versteht." (Fr. III, 237—239.)

Die dritte Periode der neuern Geschichte, die neuere Geschichte im engern Sinn, ist verwickelter und schwerer zu erklären als die beiden früheren. Mit der Behandlung dieser Periode hat Hr. Guizot eben nur den Anfang gemacht, und wir dürfen nicht erwarten, seine Erklärung ebenso befriedigend zu finden, wie in dem ersten Theil seines Themas. Den Ursprung der Feudalität, ihren Charakter, ihre Stelle in der Geschichte der Civilisation hat Hr. Guizot in einer Weise erörtert, die, wie wir gesehen haben,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenig zu wünschen übrig läßt; aber wir können dies Lob nicht auf seine Darstellung ihres Verfalls ausdehnen, bei der man allerdings billigerweise in Anschlag bringen muß, daß sie nicht vollendet ist, die uns aber, so weit sie reicht, in geringerem Grade jenen scharfen, in das Herz einer Frage eindringenden Blick und jene Entschlossenheit, sich nicht mit einem bloßen Schein von Erklärung abfinden zu lassen erkennen läßt, welche die bisher besprochenen Betrachtungen so sehr auszeichnen.

Hr. Guizot setzt den Verfall der Feudalität hauptsächlich auf Rechnung ihrer Unvollkommenheiten. Sie enthielt, sagt er, in sich selbst nicht die Elemente der Dauer. Sie war ein erster Schritt aus der Barbarei, stand aber dem Rande der früheren Anarchie noch zu nahe, um eine bleibende gesellschaftliche Organisation zu werden. Die Unabhängigkeit der Lehnsbesitzer ging offenbar zu weit und erinnerte noch zu sehr an den wilden Zustand. „Demgemäß stand die Feudalgesellschaft, unabhängig von allen äußern Ursachen, vermöge ihrer eigenen Natur und Tendenz beständig in Frage, und war immer auf dem Puncte, sich aufzulösen, oder wenigstens unfähig, regelmäßig zu bestehen oder sich zu entwickeln, ohne ihre Natur aufzugeben." (Fr. IV, 86.)

Er setzt dann auseinander, wie die Feudalherren, in Ermangelung eines gemeinschaftlichen Oberhauptes oder einer Centralautorität, die sie gegeneinander hätte schützen können, sich genöthigt sahen, diesen Schutz dort zu suchen, wo sie ihn finden konnten, nämlich bei den mächtigsten aus ihrer eigenen Mitte, wie in Folge dieser natürlichen Tendenz die, welche bereits stark waren, immer stärker wurden, und die größeren Lehen sich auf Kosten der schwächeren immer weiter ausdehnten. „Es entstand bald eine erstaunliche Ungleichheit unter den Lehnsbesitzern" und die Ungleichheit der Kräfte führte, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, zur Ungleichheit der Ansprüche und schließlich auch der anerkannten Rechte.

„So gingen in Folge des einzigen Umstandes, daß der Feudalität das gesellschaftliche Band fehlte, die feudalen Freiheiten rasch zu Grunde; die Ausschreitungen der individuellen Unabhängigkeit stellten unaufhörlich die Gesellschaft blos; sie fand in den Beziehungen der Lehnsbesitzer nicht die Mittel, in regelmäßiger Weise zu bestehen und sich zu entwickeln; sie ... suchte in andern Einrichtungen die Möglichkeit, dauernd, geordnet und fortschreitend zu werden. Die Tendenz zur Centralisation, zur Bildung einer den localen Gewalten übergeordneten Gewalt machte reißende Fortschritte. Lange bevor das allgemeine Königthum auf allen Puncten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

des Gebietes einzuschreiten begann, hatten sich unter den verschiedenen Titeln Herzogthum, Grafschaft u. s. w. verschiedene kleine Königthümer gebildet, die in dieser oder jener Provinz mit der Centralregierung betraut waren und unter deren Regiment die Rechte der Lehnsbesitzer, d. h. die Localsouveränetäten, mehr und mehr von ihrer Bedeutung verloren." (Fr. IV, 90.)

Diese Skizze der fortschreitenden Zersetzung der feudalen Organisation ist ohne Zweifel historisch richtig, aber wir vermissen in ihr jede Annäherung an eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung. Das ist in der That eine leichte Lösung, die den Untergang von Institutionen aus den Mängeln derselben erklärt; aber die Erfahrung lehrt uns, daß Regierungsformen und gesellschaftliche Anordnungen nicht darum auch schon fallen, weil sie zu fallen verdienen. Je weniger vorgeschritten und je verkommener eine Form der Gesellschaft ist, desto stärker ist die Tendenz in diesem Zustand der Versumpfung zu verharren, blos deshalb, weil dieser Zustand einmal besteht. Wir vermögen in dieser Theorie des Verfalls der Feudalität nicht den Philosophen zu erkennen, der uns ihren Ursprung so klar darlegte, der hervorhob, daß das Feudalsystem sich nicht deshalb festsetzte, weil es eine gute Form der Gesellschaft, sondern weil die Gesellschaft unfähig war, eine bessere Form zu ertragen, weil die Beschränktheit des Verkehrs, der enge Kreis der Ideen und Beziehungen der Menschen und das geringe Maß ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung eines einigermaßen feinen und verwickelten politischen Apparates sie gänzlich untauglich machte, Haupt oder Glied eines organisirten Verbandes zu werden, der sich über ihre unmittelbare Nachbarschaft hinaus hätte erstrecken können. Wenn die Feudalität das Ergebniß dieser Beschaffenheit des menschlichen Geistes und die einzige Verfassung war, welche dieselbe zuließ, so konnte kein ihr anhaftender Mangel sie hindern, so lange zu dauern, als jener Grund fortbestand. Die Anarchie, welche zwischen den verschiedenen Feudalherren bestand, die Ungleichheit ihrer Talente und die Wechselfälle ihrer steten Fehden würden zu beständigen Aenderungen im Grundbesitz geführt haben, es wären oft durch die Anhäufung kleiner Gebiete große Herrschaften, gelegentlich vielleicht ein gewaltiges Reich wie das Karls des Großen entstanden, aber wie dies letztere würden auch jene Bildungen wieder in Stücke zerfallen sein, wenn die allgemeine Lage der Gesellschaft dieselbe geblieben wäre, die sie zur Zeit der Entstehung des Feudalsystems war. Oder ist nicht gerade das die Geschichte eines großen Theiles des Orients von den ältesten Ueberlieferungen an? Von der Zeit an, wo die Massen nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

umhin konnten, sich in Theilchen aufzulösen, bis zu der Zeit, wo diese Theilchen sich wieder freiwillig zu Massen zusammenballten, muß eine große Aenderung in den Molecularkräften der Theilchen stattgefunden haben. Insofern die kleinen Bezirkssouveränetäten der ersten Feudalzeit zu größern Provinzialsouveränetäten verschmolzen, die statt der ursprünglichen Tendenz zur Zersetzung zu folgen in ganz entgegengesetzter Richtung der schließlichen Vereinigung zu einer nationalen Regierung zustrebten, — muß offenbar auch der Zustand der Gesellschaft mit einer umfassenden Regierung verträglich geworden sein. Die ungünstigen Umstände der früheren Periode, deren Hr. Guizot gedachte, hatten bis zu einem gewissen Grade aufgehört; unter der Herrschaft und den Auspicien des Feudalsystems hatte sich ein großer Fortschritt in der Civilisation vollzogen und der Fall dieses Systems wurde nicht sowohl durch seine Fehler als vielmehr durch seine guten Eigenschaften herbeigeführt — durch den Fortschritt, der sich unter seiner Herrschaft als möglich erwiesen hatte, und durch welchen die Menschheit in die Lage kam, eine bessere Form der Gesellschaft als dieses System sie bot, wünschen und erreichen zu können.

Worin dieser Wechsel bestand und in welcher Weise er eintrat, hat Hr. Guizot als offene Frage zurückgelassen. Ohne Zweifel wird durch den Gang seiner Untersuchung nebenbei auch gelegentlich auf diesen Gegenstand starkes Licht geworfen, und die Fortsetzung des Werkes würde ihn wahrscheinlich noch mehr aufgehellt haben. Einstweilen jedoch verdankt ihm die philosophische Erklärung der historischen Erscheinungen auf diesem Gebiete wenig mehr als Materialien.

Die Unabhängigkeit der großen Vasallen erlag schließlich den combinirten Angriffen zweier Mächte, des Königthums von oben und der freigewordenen Communen von unten. Hr. Guizot hat das Emporkommen dieser Mächte mit großer Kraft und Klarheit dargestellt. Seine Uebersicht über Ursprung und Befreiung der Communen und über das Wachsthum des tiers-état gehört zu den bestausgeführten Partien des Buches und sollte in Verbindung mit Hrn. Thierry's „Briefen über die französische Geschichte", als die Moral der Fabel gelesen werden. In seinem sechsten Bande verfolgt Hr. Guizot mit großer Ausführlichkeit den Fortschritt der königlichen Autorität von dem Schlummer ihrer Kindheit unter den ersten Capetingern an durch all die verschiedenen Phasen ihres Wachsthums hindurch, wie sie bald durch die Energie und Staatskunst eines Philipp August, bald wieder durch die Gerechtigkeit und die aufgeklärte Politik des heiligen Ludwig gefördert wurde,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bis sie sich unter Philipp dem Schönen zwar nicht zum anerkannten Despotismus, aber bis zu einer beinahe unbegrenzten Machtfülle factischer Tyrannei steigerte. Aber bei all diesen Ursachen des Verfalls der Feudalität, die er uns vorführt, tritt uns immer wieder die Frage entgegen, was denn die Ursachen selber verursacht habe. Weshalb war den Nachfolgern Capets möglich, was den Nachfolgern Karls des Großen unmöglich gewesen war? Wie hatte sich unter der verabscheuten Feudaltyrannei aus Banden flüchtiger Leibeigenen, die sich zu Zwecken des gegenseitigen Schutzes an einigen zerstreuten Puncten sammelten und diese Städte nannten, eine betriebsame, reiche und mächtige Bevölkerung herausbilden können? Es kann darauf nur eine Antwort geben: mit allen seinen Mängeln war das Feudalsystem doch wenigstens soweit eine Regierung, besaß eine insoweit ausreichende Mischung von Autorität und Freiheit, gewährte insoweit der Industrie Schutz und den menschlichen Fähigkeiten Aufmunterung und Spielraum, daß die natürlichen Ursachen gesellschaftlichen Fortschritts wieder in Thätigkeit zu treten vermochten. Welches diese Ursachen waren und weshalb sie in Europa sich soviel wirksamer gezeigt haben als in manchen Theilen des Erdkreises, die eine ungleich ältere Civilisation besaßen, das ist eine viel zu schwierige Frage, als daß wir hier darauf eingehen könnten. Wir haben bereits gesehen, was Hr. Guizot im Wege allgemeiner Betrachtung zu ihrer Aufklärung beigetragen hat. Ueber den thatsächlichen Sachverhalt kann in Bezug auf die Feudalperiode kein Zweifel obwalten. Wenn die Geschichte jener Zeiten, die man die finsteren nennt, weil man damals noch keine Literatur in der Landessprache hatte und kein correctes Latein schrieb, erst einmal so behandelt werden wird, wie sie es verdient, so wird das von allen eingesehen werden, was die großen historischen Forscher der Gegenwart bereits anerkannt haben, daß in keiner Periode der Geschichte der menschliche Geist thätiger und die Gesellschaft unzweifelhafter im raschen Fortschritt begriffen gewesen sei als während eines großen Theils der viel geschmähten Feudalperiode.

Hrn. Guizot's ausführliche Analyse des europäischen Lebens ist, wie bereits erwähnt, nur für die der Feudalzeit vorausgegangene Periode vollendet worden. Für die fünf Jahrhunderte, die zwischen Chlodwig und den letzten Carolingern liegen, hat er uns eine vollständige Schilderung nicht nur des äußern Lebens und der politischen Gesellschaft, sondern auch des Fortschrittes und der wechselnden Schicksale der religiösen Gesellschaft, der Kirche gegeben, die damals die hauptsächlichste Zufluchtsstätte und die Hoffnung

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der unterdrückten Menschheit bildete. Er macht seine Leser bekannt mit der Gesetzgebung der Periode, mit ihrer geringfügigen Literatur und Philosophie, und mit dem, was, wie man nicht vergessen sollte, die wirkliche und ernste Beschäftigung der speculativen Fähigkeiten dieser Zeit bildet, mit ihren religiösen Arbeiten, sei es nun auf dem Gebiet der Ausarbeitung oder auf dem der Verbreitung der christlichen Lehre. Seine Analyse und historische Darstellung des pelagianischen Streites, seine Prüfung der religiösen Literatur dieser Periode, ihrer Predigten und Legenden, sind in ihrer Art musterhaft und er behandelt alle diese Dinge nicht wie die alte Schule der Historiker als isolirte, abstracte Erscheinungen, die kein anderes Interesse bieten, als das, was ihnen an sich angehört, sondern er faßt sie stets in ihrem Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben der Zeit und als dessen Bestandtheile auf.

Es hat dem Autor die Zeit gefehlt, eine ähnliche Schilderung der Feudalzeit zu vollenden. Selbst seine Analyse der politischen Gesellschaft dieser Periode ist nicht zum Abschluß gediehen, während wir jene Uebersicht ihrer kirchlichen Geschichte und ihres geistigen und moralischen Lebens ganz entbehren müssen, die wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade dem Mangel, über den wir uns beklagten, abgeholfen und uns in Bezug auf den merkwürdigen Fortschritt der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse während dieser Zeiten aufgeklärt hätte. Für die Periode der neuern Geschichte im engern Sinn hat er noch weniger gethan. Die flüchtige Skizze, welche die Schlußvorträge des ersten Bandes enthalten, tragen nur wenig zur Lösung der wirklich schwierigen Probleme bei.

Wir wollen deshalb die vielen Themata übergehen, die er nur leichthin und ohne seinen Denkergaben vollkommen gerecht zu werden berührt hat, und werden nur noch bei einer Frage verweilen, die er in dem Aufsatz seines ersten Bandes: „Ursprung der Repräsentativ-Einrichtungen in England" einer ins Einzelne gehenden Erörterung unterzieht; es ist dies eine Frage, die nicht nur für den englischen Leser ein besonderes Interesse hat, sondern auch für die Beurtheilung von Herrn Guizot's allgemeiner Theorie der neuern Geschichte von großer Bedeutung ist. Wenn nämlich der natürliche Gang der europäischen Ereignisse so war, wie ihn jene Theorie darstellt, so bildet die englische Geschichte eine entschiedene Abweichung von diesem Gange, eine Ausnahme, welche nothwendig die Regel entweder bestätigen oder in hohem Maße entkräften muß. In England wie in andern europäischen Ländern bildete einige Jahrhunderte hindurch das Feudalsystem die Grundlage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aller gesellschaftlichen Anordnungen; in England wie anderswo ging das System durch die wachsende Geltung der Krone und die Emancipation des Standes der Gemeinen zu Grunde. Woher kam es, daß trotz dieser Aehnlichkeit der allgemeinen Umstände die unmittelbaren und handgreiflichen Folgen in einem so auffallenden Gegensatz standen? Wie ging es zu, daß bei den festländischen Nationen die absolute Monarchie wenigstens das nächste Resultat war, während in England Repräsentativ-Einrichtungen und eine aristokratische Regierung mit einer Beimischung demokratischer Elemente die neue Phase bezeichnen?

Herrn Guizot's Erklärung der Anomalie ist zutreffend und überzeugend. Die Feudalverfassung war in England von vornherein ein weniger barbarisches Ding, enthielt mehr von den Elementen, aus denen sich mit der Zeit eine Regierung aufbauen ließ, als in den andern Ländern Europas. Hr. Guizot hat uns ein lebendiges Gemälde der isolirten Lage und des einsamen Lebens des Feudalherrn vorgeführt, der von seiner unnahbaren Höhe mit souveräner Macht über eine spärliche Bevölkerung herrscht, der keinen Vorgesetzten über sich, keinen Gleichen neben sich hat, der mit Niemandem außer seiner Familie und seinen Untergebenen in Beziehungen des Verkehrs und des Zusammenwirkens steht, der als absoluter Herr innerhalb eines engen Kreises waltet, während er mit den Dingen außerhalb desselben kaum durch irgend ein gesellschaftliches Band, durch irgend eine Thätigkeit oder irgend einen Einfluß zusammenhängt, für den mit einem Wort ein begrenzter Fleck alles und die ganze übrige Welt nichts ist. Nach dem Original dieses Gemäldes nun sehen wir uns in unserer eigenen Geschichte vergebens um. Die englische Feudalität weiß nichts von dieser Unabhängigkeit und Isolirung des einzelnen Feudalherrn auf seinem Lehn. Sie hat keinen einzigen Vasallen aufzuweisen, der nicht für gewöhnlich der Controle der Regierung unterworfen, keinen, der so stark gewesen wäre, daß des Königs Arm ihn nicht hätte erreichen können. Die alte englische Geschichte besteht aus den Thaten der Barone, nicht dieses oder jenes einzelnen Barons. Der Grund dafür ist in den Umständen der Eroberung zu suchen. Die Normannen hatten nicht dasselbe leichte Spiel wie die Gothen und Franken gegenüber einer Bevölkerung, die fast gar keinen Widerstand leistete. Sie lagerten inmitten eines muthigen und energischen Volkes, das sie vielfach an Zahl übertraf und ihnen an Kriegstüchtigkeit beinahe gleich kam. Daß sie überhaupt die Oberhand behielten, war nur die Folge ihrer überlegenen Einheit; wurde diese Einheit einmal gebrochen, so waren sie verloren. Sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

konnten nicht das Land unter sich vertheilen, sich darin ausbreiten und jeder für sich auf ihren kleinen Gebieten als Könige herrschen, die weiter nichts zu fürchten hatten, als die andern benachbarten kleinen Könige. Sie waren ein Heer, das in Feindesland stand, und ein Heer setzt einen Befehlshaber und militärische Zucht voraus. Keine Art von Organisation ist denkbar ohne eine gewisse Machtbefugniß des Hauptes, das sie leitet und zusammenhält. Dazu kommt noch, was schon verschiedene Schriftsteller hervorgehoben haben, daß die Vertreibung der sächsischen Eigenthümer aus ihrem Besitz nicht auf einmal, sondern allmälig stattfand, daß der Raub nicht von zusammenhanglosen Banden weggerafft, sondern durch das Haupt des Eroberungsheeres systematisch unter seine Anhänger vertheilt wurde und daß in Folge dessen der Grundbesitz selbst der mächtigsten normännischen Herren nicht an einem Puncte concentrirt war, sondern in verschiedenen Theilen des Landes zerstreut lag, so daß keiner von ihnen, mochte sein gesammter Besitz auch noch so ausgedehnt sein, an einem bestimmten, gegebenen Orte mächtig genug war, um gegen den König aufkommen zu können. Aus diesen Gründen war das Königthum unter den Anglonormannen von vornherein viel stärker, als es in Frankreich, so lange die Feudalität in Kraft stand, jemals geworden ist. Dieselben Umstände aber, die es den englischen Baronen unmöglich machten, sich gegen königliche Uebergriffe anders als auf dem Wege der Verbindung zu behaupten, hatten die Fähigkeit und die Gewohnheit, sich zu vereinigen, unter ihnen lebendig erhalten. In der französischen Geschichte hören wir bis auf eine verhältnißmäßig späte Periode herab nichts von Verbindungen unter dem Adel; die englische Geschichte dagegen zeigt sie uns in reichster Fülle. Anstatt zahlreicher, zusammenhangloser kleiner Potentaten, von denen einer König hieß, treten uns in der englischen Geschichte zwei große Gestalten entgegen — ein mächtiger König und ein mächtiger Gesammtadel. Um irgend einem allgemeinen Regierungsact die nöthige Autorität zu verleihen, war das Zusammenwirken beider Mächte erforderlich und dadurch wurden Parlamente, die anderswo nur gelegentlich vorkommen, in England gewöhnlich. Der natürliche Zustand dieser beiden rivalisirenden Mächte war aber der des Kampfes gegeneinander, und der schwächere Theil, der in der Regel die Barone waren, kam bald zu der Ueberzeugung, daß er einer Hilfe bedürfe. Obgleich die Classe der Lehnsträger sich, um den Ausdruck unseres Autors zu gebrauchen, „in eine wirkliche aristokratische Körperschaft verwandelt hatte" (Essais 419), so waren die Barone doch nicht stark genug,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„gleichzeitig dem König ihre Freiheit und dem Volke ihre Tyrannei aufzuerlegen, und ebenso wie sie sich genöthigt gesehen hatten, sich zum Zweck ihrer Vertheidigung zu verbinden, mußten sie jetzt auch nothgedrungen das Volk zur Unterstützung ihrer Verbindung aufrufen". (Essais 424.)

Das Volk in England waren die Sachsen, eine besiegte Race, deren Muth aber nicht, wie dies bei den andern unterworfenen Völkern der Fall war, vollständig gebrochen worden war. Da sie ein germanisches und kein lateinisches Volk waren, so bewahrten sie sich die Ueberlieferungen und einen Theil der Gewohnheiten volksmäßiger Einrichtungen und persönlicher Freiheit. Als sie nun von den Baronen zu Hilfe gerufen wurden, um der Macht der Krone Schranken zu setzen, beanspruchten sie diese alten Freiheiten als Lohn für ihre Mitwirkung. In der französischen Geschichte finden wir eine Menge Incorporationsbriefe, welche die Könige, gewöhnlich gegen Zahlung einer Geldsumme, städtischen Gemeinwesen bewilligten, die sich von ihren seigneurs befreit hatten. Die Freiheitsbriefe, an denen die englische Geschichte reich ist, enthalten Zugeständnisse von allgemeinen Freiheiten für die Gesammtheit der Nation, von Freiheiten, welche Adel und Gemeine entweder durch vereinte Kraft dem Könige abnöthigten, oder welche dieser ihnen freiwillig als Kaufpreis ihres Gehorsams gewährte. Diese aufeinander folgenden Verträge — denn Verträge waren es in der That — zwischen Krone und Volk, die mit Heinrich dem Ersten beginnen und mit der Erneuerung der magna charta König Johanns durch Eduard den Ersten schließen, bilden die vornehmsten Wendepuncte der englischen Geschichte während der Feudalperiode. „Und so ist," wie Hr. Guizot in seiner summarischen Schlußbetrachtung bemerkt, „in Frankreich von Begründung der Monarchie bis zum vierzehnten Jahrhundert alles individuell gewesen, die Kräfte sowie die Freiheiten, die Unterdrückung und der Widerstand gegen die Unterdrückung; die Einheit, das Princip jeder Regierung, und die Vereinigung, das Princip jeder Sicherstellung, fand man nur innerhalb der engen Sphäre der einzelnen Herrschaften oder Städte. Das Königthum bestand nur dem Namen nach; die Aristokratie bildete keine Körperschaft; es gab Bürger in den Städten, aber keinen Bürgerstand im Staate. In England dagegen trägt von den Zeiten der normännischen Eroberung an alles den Charakter einer Gesammtheit; die Kräfte derselben Art, die einander entsprechenden Lebensstellungen sind gezwungen, sich einander zu nähern, sich zu verbinden und durch die Verbindung zur Einheit zu gelangen. Das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Königthum war von Anfang an eine Wirklichkeit; die Feudalität ist hundert und fünfzig Jahre nach ihrer Begründung in zwei Stücke zerbrochen, deren eines die hohe Aristokratie wurde, während das andere den Stand der Gemeinen des Landes bildete. Wer kann in diesen ersten Geburtswehen der sich bildenden beiden Gesellschaften, in diesen so verschiedenen Charakterzügen ihrer Kindheit den wahren Ursprung des so lang andauernden Unterschiedes ihrer Einrichtungen und Geschicke verkennen?" (Essais 516.)

Hr. Guizot kehrt zu diesem Gegenstand in einer bemerkenswerthen Stelle des ersten Bandes seiner Vorlesungen zurück (Eur. 398—402), welche die Verschiedenheit des Fortschrittes der Civilisation in England und in dem continentalen Europa in ein so neues und eigenthümliches Licht stellt, daß wir diesen Artikel nicht besser schließen können, als dadurch, daß wir dieselbe citiren:

„Als ich versuchte, die eigenthümliche Physiognomie der europäischen Civilisation im Vergleich mit den alten und den asiatischen Civilisationen zu bestimmen, habe ich hervorgehoben, daß die erstere mannigfach, reich, verwickelt war, daß sie niemals unter die Herrschaft eines einzigen ausschließlichen Princips gerathen ist, daß die verschiedenen Elemente des gesellschaftlichen Zustandes sich in ihr verbanden, bekämpften, modificirten und beständig genöthigt waren, mit einander zu pactiren und neben einander zu bestehen. War dies der allgemeine Charakter der europäischen Civilisation, so ist es in besonderm Grade derjenige der englischen Civilisation gewesen; in England war es, wo . . . . bürgerliche und religiöse Ordnung, Aristokratie, Demokratie, Königthum, locale und centrale Einrichtungen, moralische und politische Entwicklung zusammen . . . wenn nicht mit gleicher Schnelligkeit, so doch immer nur in geringer Entfernung von einander fortschritten und wuchsen. Unter der Regierung der Tudors zum Beispiel, zur Zeit der glänzendsten Fortschritte der reinen Monarchie, sieht man gleichwohl das demokratische Princip, die Volksmacht emporkeimen und sich fast gleichzeitig kräftig entwickeln. Es bricht die Revolution des siebzehnten Jahrhunderts aus; sie ist zugleich eine religiöse und eine politische. Die Feudalaristokratie erscheint hier bereits sehr geschwächt und mit allen Symptomen des Verfalls; indessen ist sie noch immer im Stande, eine Stellung einzunehmen, eine wichtige Rolle zu spielen und sich ihren Antheil an den Resultaten anzueignen. So geht es durchweg in dem ganzen Verlauf der englischen Geschichte; niemals geht ein altes Element vollständig unter, niemals

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

erlangt ein neues Element einen vollständigen Triumph, niemals ein specielles Princip die ausschließliche Herrschaft; wir begegnen immer einer gleichzeitigen Entwicklung der verschiedenen Kräfte und beständigen Ausgleichen zwischen ihren gegenseitigen Ansprüchen und Interessen.

„Auf dem Continent ist der Fortschritt der Civilisation viel weniger verwickelt und vollständig gewesen. Die verschiedenen Elemente der Gesellschaft, geistliche und bürgerliche Ordnung, Monarchie, Aristokratie, Demokratie haben sich nicht zusammen und nebeneinander, sondern der Reihe nach entwickelt. Jedes Princip, jedes System hat gewissermaßen seine Zeit gehabt. Es gibt zum Beispiel Jahrhunderte, die, wenn auch nicht ausschließlich, was zu viel gesagt wäre, aber doch entschieden vorwiegend der Feudalaristokratie, andere, die dem monarchischen, wieder andere, die dem demokratischen Princip angehören. Man vergleiche das französische Mittelalter mit dem englischen, unser elftes, zwölftes, dreizehntes Jahrhundert mit denselben Jahrhunderten jenseits des Canals; man wird finden, daß in Frankreich zu dieser Zeit die Feudalität fast souverän, das Königthum und das demokratische Princip nahezu Null waren. Gehen wir nach England, so sehen wir dort allerdings auch die Feudalaristokratie herrschen, aber Königthum und Demokratie hören deshalb nicht auf, stark und bedeutsam zu sein. Das Königthum triumphirt in England unter Elisabeth wie in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten, aber wie viele Rücksichten muß es nicht beobachten, wie viele Einschränkungen, bald aristokratische, bald demokratische muß es sich nicht gefallen lassen! Auch in England hat jedes System, jedes Princip seine Zeit der Macht und des Erfolges gehabt, aber niemals so vollständig und so ausschließlich wie auf dem Continent; der Sieger ist immer gezwungen gewesen, die Gegenwart seiner Nebenbuhler zu dulden und mit ihnen abzurechnen."

Die vortheilhafte Seite der Wirkungen dieser mehr gleichmäßigen Entwicklung tritt klar genug hervor.

„Kein Zweifel, daß diese gleichzeitige Entwicklung der verschiedenen socialen Elemente viel dazu beigetragen hat, England ... die Begründung einer zugleich geordneten und freien Regierung eher erreichen zu lassen, als dies irgend einem andern Land gelang. Es ist die eigentliche Aufgabe der Regierung, alle Interessen und Kräfte der Gesellschaft zu berücksichtigen, sie zu versöhnen und sie nebeneinander leben und gedeihen zu machen; gerade das aber war in Folge eines Zusammenwirkens sehr verschiedener Umstände

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Anlage und das Verhältniß der verschiedenen Elemente der englischen Gesellschaft; eine allgemeine und einigermaßen geordnete Regierung konnte sich dort also leichter Eingang verschaffen. Ebenso besteht die Freiheit ihrem Wesen nach in der gleichzeitigen Lebensäußerung und Thätigkeit aller Interessen, aller Rechte, aller Kräfte, aller socialen Elemente. England stand ihr also näher als die meisten andern Staaten. Aus denselben Gründen mußten sich gesunder nationaler Verstand und Verständniß der öffentlichen Angelegenheiten dort früher als anderswo entwickeln; der gesunde politische Verstand besteht darin, daß man alle Thatsachen zu berücksichtigen, zu würdigen und gehörig in Rechnung zu bringen weiß; in England war er ein nothwendiges Ergebniß des gesellschaftlichen Zustandes, eine natürliche Folge des Ganges der Civilisation."

Wenn indessen alles nur halb geschieht, wenn Compromisse als die allgemeine Regel gelten, und eine allgemeine Idee, ein Princip nie bis zu den äußersten Consequenzen verfolgt wird, so hat das für Nationen wie für Individuen auch seine bedenkliche Seite. Hören wir wieder Hrn. Guizot.

„In den Continentalstaaten, wo jedes System, jedes Princip seine Zeit gehabt und in einer vollständigern, ausschließlichern Weise geherrscht hat, vollzog sich die Entwicklung in einem größern Maßstab, mit mehr Größe und Glanz. Königthum und Feudalaristokratie zum Beispiel sind auf der Bühne des Continents in einer weit kühnern, umfassendern und freiern Weise aufgetreten. Alle politischen Experimente sind gewissermaßen großartiger und vollständiger gewesen." (Es gilt dies noch in weit höherem Maß von unserer Zeit und ihren großen volksmäßigen Revolutionen.) „Und dies hat zur Folge gehabt, daß die politischen Ideen und Lehren — ich spreche von allgemeinen Ideen, nicht vom gesunden Menschenverstande in seiner Anwendung auf die Leitung der Geschäfte — einen höhern Flug genommen und sich mit größrer geistiger Kraft entwickelt haben. Da jedes System gewissermaßen allein auftrat und längere Zeit auf der Bühne blieb, so vermochte man es in seinem Zusammenhang zu übersehen, es aufwärts und abwärts bis zu seinen ersten Anfängen und seinen letzten Consequenzen zu verfolgen und seine Theorie vollständig klar zu stellen. Wer den englischen Geist mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, wird sich von einer doppelten Thatsache überrascht fühlen, von der Sicherheit des gesunden Menschenverstandes und dem praktischen Geschick einerseits und von dem Mangel allgemeiner Ideen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geistiger Erhebung in theoretischen Fragen andrerseits. Wenn wir ein englisches Buch über historische, juristische oder irgend welche verwandte Materien aufschlagen, so finden wir darin selten das eigentliche Fundament, den letzten Grund der Dinge. In allen Gebieten und namentlich in den politischen Wissenschaften, hat die reine Lehre, die Philosophie, die Wissenschaft im eigentlichen Sinne auf dem Continent einen viel günstigeren Boden gefunden als in England; wenigstens hat sie dort einen weit kühneren und mächtigeren Aufschwung zu nehmen vermocht. Auch kann es keinen Zweifel unterliegen, daß der verschiedene Charakter der Entwicklung der Civilisation in den beiden Gebieten zu diesem Resultat sehr viel beigetragen hat."

Aelteste griechische Geschichte und Sage.

(Eine Besprechung der beiden ersten Bände von Grote's Geschichte Griechenlands.*)

Das Interesse der griechischen Geschichte ist unerschöpft und unerschöpflich. Als bloße Erzählung kann kaum irgend ein anderer Theil beglaubigter Geschichte mit ihr wetteifern. Ihre Charaktere, ihre Situationen, selbst der Gang ihrer Ereignisse, alles ist episch. Sie ist ein Heldengedicht, dessen handelnde Personen Völker sind. Auch bietet keine andere uns in gleichem Maß bekannte Geschichte eine so reiche Fülle von Folgen für das jetzt lebende Geschlecht. Die wahren Vorfahren der europäischen Nationen sind, wie man treffend bemerkt hat, nicht diejenigen, aus deren Blut sie hervorgegangen, sondern diejenigen, von denen sie das reichste Theil ihres Erbes überkommen haben. Die Schlacht bei Marathon ist selbst als ein Ereigniß der englischen Geschichte wichtiger als die Schlacht bei Hastings. Wäre der Ausgang jenes Tages ein anderer gewesen, die Britten und die Sachsen würden vielleicht noch jetzt in ihren Wäldern umherschweifen.

---

*) Edinburgh Review, October 1846.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Auch sind die Griechen an sich das merkwürdigste Volk, das bis jetzt existirt hat. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß sie dem Ideal menschlichen Charakters oder socialer Anordnungen am nächsten gekommen sind, so weit überhaupt da, wo alle noch so unendlich weit entfernt sind, ein solcher Ausdruck statthaft sein kann. Ihre Einrichtungen, ihre Lebensordnung, selbst das, was ihre größte Auszeichnung bildet, der Typus ihrer Gefühle und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten standen zwar nicht den gesammten, wie wir wünschten sagen zu können, aber doch den besten Schöpfungen der modernen Civilisation entschieden nach. Nicht die erreichten Resultate, sondern die zu ihrer Erreichung erforderlichen Kräfte und Anstrengungen geben den richtigen Maßstab für ihre Größe als Volk. Mit Ausnahme des Christenthums haben sie fast in Allem, worauf die moderne Welt stolz ist, den Anfang gemacht. Wenn sie sich auch in manchen Dingen nur wenige Stufen über die Barbarei erhoben, so waren sie doch, so weit wir wissen, unter allen Nationen die einzige, welche sich durch eigene Bemühung und ohne den Spuren eines vorgeschrittneren Volkes zu folgen, aus der Barbarei emporarbeiteten. Wenn bei ihnen, wie in dem ganzen Alterthum, die Sklaverei als Institution existirte, so waren sie nichts destoweniger die Schöpfer politischer Freiheit, ihr großes Vorbild und ihre Quelle für das moderne Europa. Wenn ihre Zwistigkeiten, Eifersüchteleien und Kriege zwischen Stadt und Stadt den Untergang ihrer nationalen Unabhängigkeit herbeiführten, so machten sie doch die Künste des Krieges und der Regierung, die in diesen innern Kämpfen zur Entfaltung kamen, zu den Ersten, welche große Reiche unter einer civilisirten Herrschaft vereinigten, zu den Ersten, welche jene Schranken engherzigen Nationalgefühls, die ihnen selbst so verhängnißvoll geworden waren, durchbrachen und dadurch, daß sie griechische Ideen und die griechische Sprache zum Gemeingut eines großen Theils der Erde erhoben, jene allgemeine Verschmelzung der Racen und Nationen begannen, die dann von den Römern weiter verfolgt wurde und dem Kosmopolitismus der Neuzeit den Weg bahnte.

Sie waren das erste Volk, das eine historische Literatur besaß, die in ihrer Art, wenn dies auch nicht die höchste Art ist, ebenso vollkommen war, wie ihre Redekunst, ihre Poesie, ihre Plastik und ihre Baukunst. Sie waren die Begründer der Mathematik, der Physik, des inductiven Studiums der Politik, von dem wir schon in Aristoteles ein so frühes Beispiel finden, der Philosophie der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens. Nach jeder dieser Richtungen thaten sie die ersten Schritte, welche die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unerläßliche Voraussetzung für alle weitere Entwicklung bildeten, Schritte, welche nur von Geistern gethan werden konnten, die ihrem innersten Wesen nach befähigt waren, alles zu leisten, was seither erreicht worden ist. Mit einem religiösen Glauben, der der Speculation außerordentlich ungünstig war, weil er eine fertige übernatürliche Erklärung der Naturerscheinungen lieferte, haben sie doch zuerst Gedankenfreiheit begründet. Sie zuerst befragten mit ihren Verstandeskräften Natur und Welt und wußten Antworten zu erhalten, die durch kein altbegründetes System des Priestertruges eingegeben waren und ihrem freien und kühnen Geist der Speculation, der sie in seinen Resultaten überlebte, war es vorbehalten, nachdem sie schon über sechzehn Jahrhunderte als Volk zu existiren aufgehört hatten, das Joch eines andern knechtenden Systems volksmäßiger Religion zu brechen. Zwei Jahrhunderte nationaler Existenz hatten für alle diese Dinge ausgereicht und es ist traurig daran zu denken, wie wenig im Verhältniß die zwanzig und mehr Jahrhunderte, die seitdem verflossen, geleistet haben.

Ein treues und lebendiges Bild eines solchen Volkes zu geben, zu zeigen, was es war und that, und soviel als möglich nachzuweisen, durch welche Mittel es all das erreichte — welche Ursachen eine solche meteorartige Kraftäußerung der menschlichen Natur hervorriefen oder unterstützten, welche Fehler oder welches Verhängniß sie zum Stillstand brachte, aus den Eigenschaften, welche die Griechen in ihrer Gesammtheit oder als Individuen entfalteten und aus den Arten, auf welche diese Eigenschaften unbewußt erzeugt oder künstlich herangebildet wurden, die für die Lenkung unsrer eigenen Welt geeigneten Lehren herzuleiten — alles das ist ein Unternehmen, das man noch nie systematisch versucht, überhaupt noch nie mit Erfolg versucht hat. Ein solches Unternehmen ist der erklärte Gegenstand des Werkes, dessen erste beide Bände uns jetzt vorliegen. Hr. Grote selbst bezeichnet es als die Aufgabe, die er sich gestellt, „das allgemeine Bild der griechischen Welt zuerst in seinem eigenen Geist zu verkörpern und es dann seinen Lesern vorzuführen." „Der Historiker," sagt er, „wird sich besonders bemühen, die selbständige Bewegung des griechischen Geistes klar zu machen, die von außen bisweilen unterstützt, aber nie etwas entlehnend einen kleinen Theil der sonst umnachteten und erstarrten Welt aufhellte, und die Wirkung jenes socialen Systems ins Licht zu stellen, welches nicht nur der Masse der freien Männer einen anderswo unbekannten Grad des Schutzes gewährte, sondern auch dem schöpferischen Drang des Genius zur Anregung diente und den überlegenen Geistern so viel Freiheit ließ, daß sie sich über die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

religiöse und politische Alltagsübung erheben, ihrer Zeit voraus-eilen und die Lehrer der Nachwelt werden konnten"*).

Es ist dies ein Unternehmen, das noch für eine ganze Reihe von Denkern Stoff bietet und das kein einzelner Historiker oder Philosoph zum vollständigen Abschluß bringen wird. Aber die Eigenschaften unseres Autors und der Inhalt dieser beiden ersten Bände rechtfertigen die Ueberzeugung, daß man ihn einst nicht nur als den ersten nennen wird, der dies Werk ernstlich unternommen, sondern auch als einen, der sehr viel dazu gethan hat, es seiner Vollendung zuzuführen. Wenn wir ihm den ersten Versuch einer philosophischen Geschichte Griechenlands zuschreiben, so wollen wir damit durchaus nicht die höchst verdienstlichen Leistungen seines Freundes und Vorgängers, des Bischof Thirlwall herabsetzen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte hat für die Thatsachen der griechischen Geschichte viel gethan. Vor ihm hatte Niemand diese Thatsachen in ihrer Gesammtheit nach den gewöhnlichsten Regeln historischer Kritik in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft. Der einzige moderne Geschichtschreiber Griechenlands, der es versuchte oder auch nur vorgab, ein kritisches Beweisverfahren anzuwenden, machte davon nur Gebrauch, um Gründe zur Verwerfung aller Ueberlieferungen zu finden, die irgend einem Despoten oder Usurpator Unehre bringen konnten. Dr. Thirlwall hat Mitford als historische Autorität gründlich beseitigt, indem er an Stelle der vorurtheilvollsten Entstellung, durch welche jemals Parteileidenschaft die Geschichte einer entlegenen Zeit und eines fremden Volkes verkehrt hat, eine ehrliche und unparteiische Erzählung setzte, obgleich die schlichte Weise, in der er es that, durchaus nicht darauf berechnet war, eine ausreichende Vorstellung von der Größe seines Verdienstes zu geben. So hoch indessen Dr. Thirlwall's Werk mit vollem Recht als kritische Geschichte geschätzt wird, versucht es doch nicht eine philosophische Geschichte zu sein und man konnte auch nach seinem ursprünglichen Zweck dies nicht erwarten. Und obwohl es in seinem weitern Fortschritt in Umfang und noch mehr durch erweiterte Auffassung und dauernden Werth über den ersten Plan hinausgegangen ist, so hat doch dieser Plan keine radicale Aenderung erfahren und der wichtigste Theil von Hr. Grote's Unternehmen ist also durch jenes Werk in keiner Weise vorweggenommen worden.

Die Abtheilung, welche Hr. Grote vollendet hat und die jetzt

*) Vorrede VII u. VIII.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

veröffentlicht ist, erscheint einigermaßen durch den Umstand beeinträchtigt, daß sie nicht einmal den Beginn jenes Theils der griechischen Geschichte in sich schließt, welcher für den gewöhnlichen wie für den philosophischen Leser das größte Interesse hat. Hr. Grote beklagt es in seiner Vorrede, daß bis so weit die religiöse und poetische Seite des griechischen Geistes im Vergleich zu seiner Begabung für das Handeln, Organisiren, Urtheilen und Speculiren in unverhältnißmäßiger Stärke hervortritt. Er hätte hinzufügen können, daß auch die Religion und Poesie nur die der ältesten Periode sind und einer Zeit angehören, über die hinaus man nichts kennt. Anderthalb Bände sind dem Zeitalter der Sage gewidmet, und der weitere halbe Band führt uns nicht weit über die erste Dämmerung wirklicher Geschichte hinaus.

Die griechischen Sagen erzählt Hr. Grote ausführlicher, als irgend einer seiner Vorgänger für nöthig gehalten hat. Es hängt dies mit seinem Plan zusammen, die griechische Geschichte zu einem Gemälde des griechischen Geistes zu machen, was bis dahin Niemand ernstlich beabsichtigt hatte. Es gibt kein mächtigeres Element in dem griechischen Geist als die Sagen. Sie enthalten das, was die Griechen der historischen Zeit in Bezug auf ihre Vergangenheit glaubten. Sie bildeten auch die griechische Religion, und die Religion eines alten Volkes ist die Grundlage seines ursprünglichen Systems des Denkens über alle Fragen. Hr. Grote macht keinen Unterschied zwischen den Göttersagen und den Heroensagen. Er erzählt die einen wie die andern buchstäblich, wie die Dichter sie erzählten und wie sie von dem Volk bis auf die Zeiten des römischen Reiches herab geglaubt wurden. Ebensowenig wie aus den Göttersagen versucht er aus den Heroensagen historischen Stoff auszuscheiden. Er zweifelt nicht, daß manche von ihnen solchen Stoff enthalten, daß viele Erzählungen der heroischen Zeiten theilweise auf wirklichen Begebenheiten beruhen, aber er hält es für nutzlos, Vermuthungen darüber anzustellen, welches diese Begebenheiten waren. Die Belagerung von Troja ist ihm nicht in höherem Grade eine historische Thatsache, als die Geburten und Liebschaften der Götter, von denen Hesiod berichtet. Das einzige, was er in jenem wie in diesem Fall für historisch hält, ist die Thatsache, daß die Griechen die Sagen glaubten und die Dichter sie sangen. Ob sie von vornherein wie in spätern Zeiten auf die Autorität der Dichter hin geglaubt wurden, oder ob die Dichter ihre Erzählungen auf bereits cursirende Geschichten gründeten, vermögen wir nicht festzustellen; in manchen Fällen mag das eine, in manchen das andere stattgefunden haben, aber nach Hrn. Grote's

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ansicht ist das ganz unwesentlich, da ihm weder die Gedichte noch die sogenannten Ueberlieferungen im allermindesten den Charakter historischer Beweisstücke zu tragen scheinen.

Es ist dies im wesentlichen die Lehre Niebuhr's und in den Händen dieses ausgezeichneten Alterthumsforschers hat sie bei den englischen Gelehrten allgemein als vernichtend für die herkömmliche Auffassung der römischen Geschichte gegolten. Aber Niemand, selbst nicht der Uebersetzer Niebuhr's, Dr. Thirlwall, hatte die Lehre in derselben schonungslosen Weise auf die griechischen Sagen angewendet. Unbedingte Verwerfung hat sich auf die Göttergeschichten allein beschränkt. Zwischen diesen und den Heroengeschichten würde ein Grieche zu unterscheiden nicht vermocht haben. Seinem Geist schienen beide auf ganz demselben Zeugniß zu beruhen; beide bildeten gleichmäßig einen Theil seines Glaubens; übernatürliche Kräfte, übernatürliche Motive und Triebfedern der Handlung bilden in der Heroensage wie in der Göttersage das alles durchdringende Lebensprincip; die Götter spielen in der erstern eine ebenso hervorragende Rolle und sogar die Heroen sind wirkliche, wenn auch untergeordnete Gottheiten. Moderne Schriftsteller jedoch haben die übernatürliche Maschinerie (wie sich eine mit dem Geist des Alterthums ganz unbekannte Kritik auszudrücken beliebt) als eine Art bloßen Gerüstes betrachtet, das man beliebig abtragen könne, anstatt in ihr das Zimmerwerk zu sehen, das dem ganzen Bau seinen Halt gibt. Man hat die Geschichte des trojanischen Krieges auf die Autorität der Ilias hin erzählt, indem man dabei nur die Dazwischenkunft der Götter und alles, was in den menschlichen Charakteren und Motiven romantisch oder unwahrscheinlich schien, unterdrückte. Man schenkt also dem Dichter in allem, was nicht zu dem kleinen Detail der Erzählung gehört, gerade soviel Glauben, wie dem wahrhaftesten Zeugen in einem Gerichtshof, da wir ja auch die Angaben eines solchen nur insoweit glauben, als sie weder an sich unglaublich sind, noch auch durch ein beweiskräftigeres Zeugniß widerlegt werden. Dieser Art der Behandlung sagenhafter Erzählungen erklärt Hr. Grote entschieden den Krieg. Seine Erörterung der Glaubwürdigkeit sogenannter Ueberlieferungen ist in hohem Grade originell, und gestaltet das, was Niebuhr mehr voraussetzte als er es direct aussprach, zu bestimmten Principien und Regeln des Glaubens und Beweisens.

Die folgenden Stellen werden eine klare Vorstellung von dem eigentlichen Kernpunct seiner Auffassung geben:

„Indem man die halbhistorische Theorie auf die griechische Mythenerzählung anwendete, hat man oft vergessen, daß ein Zeug-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

niß von einer gewissen Stärke oder ein positiver Grund zum Glauben geboten werden muß, ehe man uns auffordern kann, die innere Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der angeführten Begebenheiten zu erörtern. Man hat stillschweigend den Glauben der Griechen selbst ohne die mindeste Unterstützung von besondern oder zeitgenössischen Zeugen als ausreichend für diesen Fall betrachtet, vorausgesetzt nur, daß man von den mythischen Erzählungen genug abzieht, um alle innere Unwahrscheinlichkeit zu beseitigen. Man hat angenommen, daß der Volksglaube ursprünglich auf irgend einem bestimmten historischen Vorgang beruht haben müsse, bei welchem genau die nämlichen Personen, Dinge und Oertlichkeiten (oder zum mindesten die namhaftesten derselben), die wir in den ursprünglichen Mythen finden, ihre Rolle spielten. Wenn wir aber die psychagogischen Einflüsse prüfen, die in der Gesellschaft vorherrschten, aus der dieser Glaube erwuchs, so werden wir finden, daß ihr Glaube wenig oder gar keine Beweiskraft besitzt und daß die Entstehung und Verbreitung desselben sich ohne Voraussetzung einer besondern thatsächlichen Grundlage ausreichend erklären läßt.

„Die allgemeine Neigung, die halbhistorische Theorie in Bezug auf die Entstehung der griechischen Mythen anzunehmen, hat ihren Grund zum Theil in dem Widerstreben der Kritiker, den mythenbildenden Zeiten den höchsten Grad der Leichtgläubigkeit oder des Betrugs zur Last zu legen, und in der Voraussetzung, daß da, wo viel geglaubt wird, wenigstens ein Theil davon wahr sein muß. Diese Argumente würden einiges Gewicht haben, wenn die fraglichen Zeiten Aufzeichnungen besessen hätten, oder an kritische Forschung gewöhnt gewesen wären. Unter einem Volke aber, dem Aufzeichnungen fehlen und dem Forschung fremd ist, steht die Leichtgläubigkeit bei dem Erzähler wie bei dem Zuhörer auf dem Höhepunct; die Vorstellung von bewußtem Trug ist überdies unzutreffend; denn wenn die Hörer geneigt sind, was ihnen erzählt wird, als Offenbarung der Muse hinzunehmen, so wird die Begeisterung des poetischen Schaffens dem von ihr ganz erfüllten Geist des Dichters eine ähnliche Ueberzeugung gewähren. Von dem Glauben jener Zeit kann man kaum sagen, daß er einen selbständigen, gesonderten Verstandesact bilde; er verschmilzt mit lebhafter Einbildungskraft und ernster Seelenbewegung, und überall, wo auf diese erregbaren Seiten des Geistes mächtig eingewirkt wird, kommt der Glaube ganz unbewußt und als etwas Selbstverständliches.

„Außerdem macht man selbst in unserer vorgeschrittenen Zeit, einen viel zu ausgedehnten und unterschiedlosen Gebrauch von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Voraussetzung, daß da, wo viel geglaubt wird, nothwendig etwas wahr sein muß, daß gläubig aufgenommene Dichtung sich immer bis auf eine gewisse Grundlage historischer Wahrheit zurückverfolgen läßt. Der Einfluß der Einbildungskraft und des Gefühls beschränkt sich nicht darauf, Erzählungen, die eine thatsächliche Begründung haben, auszuschmücken, umzubilden und zu vergrößern; er wird auch oft selbständig neue Erzählungen schaffen, die jeder derartigen Grundlage entbehren. Ueberall, wo ein allgemeiner Inbegriff von Gefühlen vorhanden ist, welche Menschen, die in Gesellschaft leben, erfüllen, mögen diese Gefühle religiöser oder politischer Natur, Gefühle der Liebe und Bewunderung oder der Antipathie sein, werden alle Begebenheiten, welche solche Gefühle deutlich hervortreten lassen, bereitwillig geglaubt, rasch in Umlauf gesetzt und pflegen in den meisten Fällen leicht Geltung zu gewinnen. Hat man keine wirklichen Begebenheiten zur Verfügung, so werden bald Dichtungen bei der Hand sein, um der Nachfrage zu genügen; die vollkommene Uebereinstimmung dieser Dichtungen mit dem herrschenden Gefühl vertritt hier die Stelle des bestätigenden Zeugnisses, und bewirkt, daß sie nicht nur Glauben finden, sondern auch Entzücken erregen; sie in Frage zu stellen oder Beweise zu verlangen ist eine Aufgabe, an die sich Niemand wagen kann, ohne sich übler Nachrede auszusetzen. Für diese Tendenzen des menschlichen Geistes finden wir eine überreiche Fülle von Belegen in den unzähligen religiösen Sagen, welche in den verschiedenen Theilen der Welt im Umlauf waren, und welche ihren Ursprung nicht von bestimmten entstellten und übertriebenen Thatsachen, sondern von frommen Gefühlen herleiteten, welche die ganze Gesellschaft durchdrangen, und welche rührige und phantasiereiche Geister in Erzählungen umsetzten, in denen nicht blos die Begebenheiten, sondern oft auch die handelnden Personen unwirklich sind, in denen aber das erzeugende Gefühl, das sich seinen Stoff wie seine Form schafft, noch deutlich erkennbar ist. Auch andere Gefühle als religiöse, wenn sie nur stark und weit verbreitet sind, werden in cursirenden Erzählungen ihren Ausdruck finden und zu einem Theil des Volksglaubens werden; jeder berühmte und volksbekannte Charakter wird die Quelle von tausend Dichtungen, welche seine Besonderheiten personificiren. Und wenn es wahr ist, was wie ich glaube uns die Beobachtung der Gegenwart zeigen kann, daß selbst heutzutage, wo das Material wahrer Geschichte in solcher Fülle vorhanden ist und kritisch studirt wird, derartige schöpferische Kräfte sichtbar und wirksam sind, so sind wir um so mehr zu dem Schluß berechtigt, daß in Zeiten, die jeder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aufzeichnung bar, jedem historischen Zeugniß fremd und vom Glauben an göttliche Eingebung in Bezug auf Zukunft und Vergangenheit erfüllt sind, selbst rein erdichteten Erzählungen ein bereitwilliger und sorgenloser Glaube entgegenkommen wird, falls sie nur einige Scheinbarkeit besitzen und mit den vorgefaßten Begriffen der Hörer in Harmonie stehen." (B. I, 572—9)

Zwei Dinge sind hier hervorgehoben, der große Raum, den die reine und absolute Dichtung noch jetzt im Glauben der Menschen einnimmt und der natürlich um so größer wird, je weiter wir in ein entlegenes und unkritisches Alterthum hinaufsteigen, und die Tendenz jedes starken und weit verbreiteten Gefühls, sich in erdichteten Erzählungen, die von Mund zu Mund gehen und schließlich Ueberlieferungen werden, zu verkörpern.

Diese Puncte sind in einer gedrängteren und deshalb zur Anführung geeigneteren Form in einer flüchtigen Veröffentlichung erläutert worden, zu deren Autorschaft sich Hr. Grote hier bekennt. Wir entnehmen ihr ein erläuterndes Beispiel, das zu treffend ist, als daß wir es missen könnten — eine moderne Mythe, die in dem Act ihrer Entstehung gleichsam auf frischer That ertappt wird. Zu den zahlreichen Erdichtungen, die, wie Hr. Moore in seinem Leben Byrons berichtet, „dem Publicum als romantische Erlebnisse und wundervolle Abenteuer Byrons an Orten, die er nie gesehen, und mit Personen, die nie existirten, aufgetischt wurden," gehört auch die nachstehende, die in einer Besprechung des Gedichtes „Manfred" von niemand Geringerem als Goethe folgendermaßen erzählt wird.

„Er (Byron) hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt und kaum hat jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet. Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, blos eine Stimme. Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer florentinischen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau! Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein. Dieses märchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich u. s. w."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hiezu gibt Hr. Grote folgenden Commentar:

„Die Geschichte, welche Goethe über den Florentiner Liebeshandel und Doppelmord erzählt, ist keine entstellte Thatsache, sondern durchaus reine Erdichtung. Es ist keine Erzählung, von der ein Theil wahr und ein anderer Theil falsch ist, und bei der man hoffen kann, nach Wegräumung eines Aufbau's von Uebertreibung, wie bedeutend dieser auch sein mag, schließlich auf eine Schicht Wirklichkeit zu stoßen. Alles ist gleich unwahr, die Grundlage sowohl wie das Detail. In dem Geist des ersten Erfinders entsprang diese Sage nicht aus einer irrthümlichen Darstellung von Abenteuern des wirklichen Lord Byron, die ihm zu Ohren gekommen war, sondern aus dem tiefen und gewaltigen Eindruck, den Lord Byrons Poesie auf ihn und alle Personen seiner Umgebung gemacht hatte. Der Dichter schien seine eigene Seele und sein eigenes Leid in dem Charakter seiner Helden — wir sollten eher sagen seines Helden, πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία — auszuhauchen und glich einem Manne, den eine schreckliche Heimsuchung des Geschickes ebenso sehr niedergeworfen, als mit dem Geiste der Dichtung erfüllt hatte. In welcher Weise und aus welchem Grunde waren die Eumeniden bewogen worden, sich ihn zum Opfer auszuersehen? Ein weiter Kreis tiefergriffener Leser, und unter ihnen der größte Schriftsteller Deutschlands, können nicht ruhen, bis dies Problem gelöst ist; zu diesem Zweck muß entweder eine Thatsache entdeckt oder eine Dichtung erfunden werden. Sind nun einmal alle Geister durch dasselbe Geheimniß in Aufregung versetzt, dürsten sie alle nach derselben Erklärung, so braucht es nichts weiter als eine prima vox. Irgend einer, kühner und glücklicher als die andern, ersinnt und verkündet die tragische Geschichte von dem florentinischen Ehepaar. Die Geschichte trifft so gut zu, daß der Erfinder nur das zum klaren Ausdruck gebracht zu haben scheint, was dem Geist anderer in schattenhaften Umrissen vorschwebte; das zerrissene Herz des Dichters ist kein Räthsel mehr, der Stempel, der seinen Versen ihr besonderes Gepräge aufgedrückt hat, ist entdeckt und liegt dem Blicke blos. Allerdings, wenn wir fragen, wo wir die Gewähr für die Erzählung zu suchen haben, so hören wir, um in Homers Sprache zu reden, daß ein Gott sie eingegeben oder die luftzungige Ossa, welche Nachricht und Aufmunterung von dem Allsprecher Zeus bringt, oder um denselben Gedanken im schlichten Englisch der Kinder auszudrücken, daß ein kleines Vögelchen sie gezwitschert hat. Wir können aber ziemlich ruhig darüber sein, daß wenige Zuhörer nach weiterer Beglaubigung fragen werden; die Geschichte paßt an ihren Platz wie der Schlußstein eines Bogens und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

füllt eine schmerzlich gefühlte Lücke aus; sie scheint dieselbe Art Beweiskraft in sich zu tragen, wie der Schlüssel, welcher einer chiffrirten Schrift Bedeutung gibt, und alle Welt ist von der Erwerbung zu sehr befriedigt, um es mit dem Rechtstitel allzu genau zu nehmen. Ja wir können sogar weiter gehen und behaupten, daß der Mann, der ihre Unrichtigkeit nachweist, unter allen belehrenden Persönlichkeiten die wenigst willkommene sein wird, so daß wir zum Trost für Goethe's letzte Jahre hoffen wollen, es sei ihm der Schmerz erspart worden, seine interessante Byronsage von Hrn. Moore's Hand unbarmherzig wegwischen zu sehen."

Nehmen wir an, daß es nie eine authentische Lebensgeschichte Byrons gegeben hätte, daß seine eigenen Werke und die verschiedenen Zeugnisse über seine Persönlichkeit alle zu Grunde gegangen wären, und daß ausschließlich diese Schrift Goethes seinen Namen einer fernen Zukunft aufbewahrt hätte. Der Fall würde dann dem der heroischen Zeit Griechenlands entsprechen und die folgende Stelle bespricht, was dann wahrscheinlich gefolgt sein würde.

„In früheren Zeiten würden das Florentiner Abenteuer und die andern von Hrn. Moore erwähnten Geschichten unbestrittene Geltung als authentisches Material für die Lebensgeschichte Lord Byrons erlangt haben; dann würden rationalistische Historiker gefolgt sein, die in der Voraussetzung, daß die Erzählungen auf einem Fonds von Wahrheit beruhen, sich daran gemacht haben würden, den wahren Kern von den erdichteten Beigaben zu sondern. Der eine würde nicht an die Ermordung der Frau, der andere nicht an die des Mannes geglaubt haben; ein dritter würde gesagt haben, daß nach der Entdeckung des Liebeshandels sowohl der Mann wie die Frau sich in Klöster zurückgezogen hätten, der erstere im Gefühl tiefen Unglücks, die letztere in tiefer Reue und daß die Ertödtung der fleischlichen Begierden die irrthümliche Nachricht veranlaßt habe, Mann und Frau selbst seien getödtet worden. Solche Leser, die mit den griechischen Scholiasten nicht vertraut sind, können wir versichern, daß die letztere Erklärung wahrscheinlich besondere Gnade in ihren Augen gefunden hätte, weil sie der Nothwendigkeit überhebt, irgend jemand der Lüge zu zeihen oder zu erklären, daß irgend ein Theil der Erzählung absolut unwahr sei. Das Unglück dabei ist nur, daß auf diese Weise die Erzählung zwar aller ihrer markanten Züge entkleidet und zu etwas sehr Nüchternem, Farblosem, vielleicht selbst Erbaulichem herabgemildert, aber doch dem wahren Sachverhalt nicht um ein Jota näher gebracht wäre. Etwas dem geschilderten Vorgang sehr ähnliches jedoch würde unfehlbar stattgefunden haben, wären wir nicht durch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einen gut unterrichteten Biographen und die Fülle von Aufzeichnungen einer positiven Zeit davor bewahrt worden."

Die Gefühle, an welche sich die ältesten griechischen Sagen richteten und welchen sie nicht nur ihre Popularität, sondern zum größten Theil wahrscheinlich auch ihre Entstehung verdankten, waren sehr starker und allgemeiner Natur, das religiöse Gefühl des Volkes und sein Abstammungsgefühl. In der That kann man beide auf eins zurückführen, denn das Gefühl der Abstammung war auch im buchstäblichsten Sinne religiöses Gefühl. Die sagenhaften Vorfahren jeder Familie, jedes Stammes, jeder Race waren die unmittelbaren Nachkommen von Gottheiten, unsterbliche Wesen, die mit übernatürlicher Macht zu retten und zu verderben begabt waren und die mit denselben frommen Gebräuchen verehrt wurden wie die Götter. Der Unterschied zwischen ihnen und den Göttern lag hauptsächlich darin, daß sie einst Menschen gewesen waren und auf Erden Thaten verrichtet hatten, die den Stolz und Ruhm noch lebender Menschen bildeten, welche sie als ihre Schutzherren und Schutzgottheiten verehrten — ein Unterschied, der keineswegs dazu angethan war, den Durst nach wundervollen Erzählungen über die Heroen zu mindern.

Wenn eine Erzählung mit dem herrschenden Gefühl harmonirte, so pflegte es niemandem, selbst nicht ihrem Erfinder, in den Sinn zu kommen, an ihrer Wahrheit zu zweifeln, da ja in einer rohen Zeit die Eingebungen einer lebhaften Einbildungskraft und eines starken Gefühls immer göttlicher Einwirkung zugeschrieben werden. Die Begeisterung durch die Muse war damals keine Redefigur, sondern der aufrichtige und kunstlose Glaube des Volkes; Sänger und Prophet waren verwandte Charaktere; Demodokus am Hofe des Königs Alcinous konnte vom trojanischen Kriege durch Offenbarung von Apollo oder einer Muse singen (Odyssee VIII, 487—89) und Hesiod konnte in der Theogonie von sich selber rühmen, daß er durch die Gunst der Musen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kenne. Herodot sagt ausdrücklich, daß Hesiod und Homer „die Urheber der griechischen Theogonie waren, den Göttern Beinamen gaben, ihnen Eigenschaften und Verrichtungen beilegten, und ihre Gestalten beschrieben", daß die Griechen, ehe sie von ihnen unterwiesen waren, nicht wußten, „woher jeder der Götter abstammte, ob sie alle immer existirt hätten und wie ihr Aussehen beschaffen sei*)." Plato äußert sich stets in demselben Sinne.

*) Die Worte des Originals lauten:
Ἔνθεν δὲ ἐγένετο ἕκαστος τῶν θεῶν, εἴτε δ' ἀεὶ ἦσαν πάντες,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Gedichte waren eine Art heiliger Bücher, wie das Râmâyana und Mahâbhârata.

Man könnte sagen, daß das hier angenommene rege Interesse an den Thaten der Vorfahren zum mindesten die Wirklichkeit dieser Vorfahren voraussetze, die im Gedächtniß derer fortlebten, denen diese Geschichten erzählt wurden, und daß demnach die meisten Heroen der Sage wirklich existirt haben müssen, wenn auch noch so viel von dem Wunderbaren in ihren Abenteuern auf Rechnung der Einbildungskraft ihrer Nachkommen zu setzen sei. Diese Lehre würde einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, wenn es nicht eine bekannte Uebung der alten Griechen gewesen wäre, nicht nur Abenteuer der Vorfahren, sondern auch die Vorfahren selbst zu erdichten. Mag es sich um die Namen von Racen, wie Dorier, Jonier, Achäer handeln, oder um die Namen von Völkern wie Thessaler, Doloper, Arkader, Aetoler, oder um die Namen der zahlreichen politischen Abtheilungen des Volkes, oder um die Namen derjenigen andern Abtheilungen, die nicht durch ein Gesetz entstanden waren, sondern durch religiöse Gebräuche und das Band der Ueberlieferung zusammengehalten wurden, die γένη oder gentes, (welche wahrscheinlich die Einheiten vorstellten, durch deren Zusammentreten in einer sehr frühen Zeit das Gemeinwesen sich gebildet hatte,) all diese Namen, so wie viele von Städten und Oertlichkeiten, waren nach der Etymologie des Volksglaubens von einem ursprünglichen Gründer oder Stammespatriarchen abzuleiten. Selbst auf Namen, deren Ursprung auf der Hand lag, fand diese Theorie Anwendung. Die Namen der vier Stämme in der atheniſchen Urverfassung, Geleonten, Hopleten, Argaden und Aegikoreis, Namen, die so augenscheinlich von ihren Beschäftigungen abgeleitet waren, wurden gewöhnlich auf vier ἐπώνυμοι, Söhne des Jon, des allgemeinen Stammvaters der Race zurückgeführt, die Geleon, Hoples, Argades und Aegikores geheißen hätten. Niemand trägt heutzutage das mindeste Bedenken die ganze Classe dieser ἐπώνυμοι oder namengebenden Heroen aus dem Verzeichniß historischer Persönlichkeiten zu streichen. Den Griechen jedoch galten sie als die werthvollsten unter allen; sie

---

ὁκοῖοί τέ τινες τὰ εἴδεα, οὐκ ἠπιστέατο [οἱ Ἕλληνες] μέχρι οὗ πρώην τε καὶ χθὲς ὡς εἰπεῖν λόγῳ. Ἡσίοδον γὰρ καὶ Ὅμηρον ἡλικίην τετρακοσίοισι ἔτεσι δοκέω μευ πρεσβυτέρους γενέσθαι καὶ οὐ πλέοσι· οὗτοι δέ εἰσι οἱ ποιήσαντες θεογονίην Ἕλλησι καὶ τοῖσι θεοῖσι τὰς ἐπωνυμίας δόντες καὶ τιμάς τε καὶ τέχνας διελόντες, καὶ εἴδεα αὐτῶν σημήναντες. (Herod. II, 53.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wurzelten eben so fest im Volksglauben, und ihre Existenz und ihre Abenteuer schienen ebenso viel Recht auf den Namen einer Ueberlieferung zu haben, wie irgend eine andere Sage.

Aber gesetzt, daß die Personen der Heroensage wirkliche waren, wie denn unzweifelhaft manche Krieger und Herrscher ein dauerndes Andenken hinterlassen haben müssen, an das sich unfehlbar Sagen knüpften, oder gesetzt auch, daß wir unter den Namen die, welche wirklichen Personen angehörten, zu unterscheiden vermöchten, würde daraus etwa folgen, daß die ihnen zugeschriebenen Thaten wirklichen Vorgängen irgendwie gleich waren? Wir können uns nach einem entsprechenden Fall ein Urtheil darüber bilden. In der früheren Zeit des Mittelalters war der menschliche Geist bis zu einem gewissen Grade wieder zu dem naiven, arglosen Glauben der Urzeit zurückgekehrt. Demgemäß brachte er damals auch eine überreiche Fülle von Sagen hervor, vor Allem die Heiligenlegenden, die beinahe eine Literatur für sich bilden, auf die wir hier aber nicht eingehen wollen, obgleich sie sehr treffende Belege bieten würden. Dieselbe Zeit lieferte aber auch in ihren Rittergeschichten das Seitenstück zu den Erzählungen von Hercules und Theseus, von den Wanderungen des Ulyß und von dem Argonautenzug. Wie die homerischen Gesänge kündigen sich auch diese Rittergedichte als wahre Erzählungen an und galten bis zum vierzehnten Jahrhundert herab im Volksglauben als solche. Ihrer Mehrzahl nach handeln sie von Personen, die wahrscheinlich ganz erdichtet sind; an Amadis und Lanzelot zu glauben, haben wir nicht die mindeste Veranlassung, und bei König Arthur fehlt uns ebenso wie bei König Agamemnon jede Möglichkeit zu ermitteln, ob er jemals wirklich existirte oder nicht. Indessen findet diese Ungewißheit nicht bei allen Helden statt. Jene Zeit kannte im Gegensatz zu der homerischen, trotz ihrer Barbarei, schriftliche Aufzeichnungen, und wir wissen deßhalb aus anderen Quellen als den Gedichten selbst, daß sie einige wirkliche Namen enthalten. Karl der Große ist nicht nur ein historischer Charakter, dessen Leben wir ziemlich genau kennen, sondern er war auch ein so echter Held im Krieg wie im Frieden und seine Thaten sind so überraschend und wunderbar, daß die Dichtung selbst sich daran hätte genügen lassen können, seine wahre Biographie auszuschmücken, ohne ihn mit einer ganz andern, völlig fabelhaften auszustatten. Indessen verlangte die Zeit, um ihrem Ideal zu genügen, einen großen Karl ganz anderer Art als den wirklichen Monarchen. Die Chronik des Erzbischofs Turpin, eine Zusammenstellung poetischer Sagen, kam diesem Bedürfniß entgegen. Obgleich sie außer dem Namen Karl's und der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Thatsache eines Feldzuges nach Spanien kaum irgend etwas Historisches enthält, so wurde sie doch vom Papst Calixtus dem Zweiten für echte Geschichte erklärt, wurde von Vincenz von Beauvais für wahr gehalten, der wegen seiner großen Gelehrsamkeit Lehrer der Söhne des weisen Königs Ludwigs des Heiligen von Frankreich geworden war, und aus ihr, nicht aus Eginhard oder dem Mönch von St. Gallen, schöpften die folgenden Dichter ihren Stoff. Sogar also für den Fall, daß Priamus und Hektor wirkliche Personen gewesen sind, kann die Belagerung von Troja durch die Griechen noch immer so fabelhaft sein, wie die von Paris durch die Saracenen oder Karls des Großen Eroberung von Jerusalem. In dem Gedichte Ariost's sind der Hauptheld und die Hauptheldin Ruggiero und Bradamante, die wirklichen oder erdichteten Vorfahren der Herzöge von Ferrara, an deren Hof der Dichter lebte und schrieb. Wird Jemand aus diesem Grunde eine Sylbe von den Abenteuern glauben, die er ihnen oder seinen anderen Personen beilegte? Eine andere sagenhafte Persönlichkeit, die gleichzeitig auch der Geschichte angehört, ist Virgil. Und in welchem Charakter wäre der Dichter der Aeneide auf uns gekommen, wenn uns sein Andenken nur durch die Ueberlieferungen des Mittelalters erhalten worden wäre? In dem eines mächtigen Zauberers! So viel also ist die sogenannte Ueberlieferung werth, selbst wenn die Personen wirklich und die Zeit nicht jeder Aufzeichnung bar ist. Was muß sie in Zeiten sein, welche die Schrift noch nicht kannten?

Es ist jetzt beinahe vergessen, daß auch England eine mythische Geschichte hatte, die einst für wahr galt und der wenigstens in dem Fall von Lear und Cymbeline die Weihe des höchsten poetischen Genies nicht fehlte.

„Wenn wir die Geschichte unseres eigenen Landes nehmen, wie sie die Hardyng, Fabyan, Grafton, Hollinshed und Andere vom zwölften bis zum siebzehnten Jahrhundert auffaßten und aufzeichneten, so werden wir finden, daß sie angeblich mit Brutus dem Trojaner beginnen sollte und von da durch viele Generationen und eine lange Reihe von Königen bis auf die Zeiten von Julius Cäsar herabgeführt wurde. Ein ähnlicher Glaube an eine trojanische Abkunft, dem wahrscheinlich eine ehrfurchtsvolle Nachahmung der Römer und ihres trojanischen Ursprungs zu Grunde lag, begegnet uns auch unter den Lieblingsphantasien anderer europäischer Nationen. Was England anbelangt, so wurde diese Darstellung zuerst von Gottfried von Monmouth in Umlauf gesetzt und fand ohne großen Widerstand oder Streit Eingang in den Volksglauben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Könige von Brutus abwärts wurden in regelmäßiger chronologischer Reihenfolge, jeder mit seinem Datum versehen, aufgezählt. Bei einem Streite, der während der Regierung Eduards des Ersten im Jahre 1301 zwischen England und Schottland stattfand, wurde die Abstammung der englischen Könige von Brutus dem Trojaner als ein für den streitigen Fall bedeutungsvolles Argument feierlich in einem Schriftstück proclamirt und es wurde von gegnerischer Seite kein Einwand dagegen erhoben*), ein Vorfall, der uns an die Art erinnert, wie Aeschines sich in dem Streit der Athener und Philipp's von Macedonien über Amphipolis auf die uralten Dotalrechte von Akamas, Sohn des Theseus, beruft; etwas Aehnliches ist auch die Beweisführung, mit der die Athener ihre Eroberung von Sigeum gegen die Forderungen der Mitylenäer zu vertheidigen suchten, indem sie anführten, sie hätten ebenso viel Anrecht auf den Ort, wie irgend einer unter den griechischen Staaten, die an dem Zuge Agamemnons theilgenommen hätten.

„Die Zähigkeit, mit welcher diese älteste Reihe brittischer Könige vertheidigt wurde, ist ebenso bemerkenswerth, wie die Leichtigkeit, mit der sie Eingang gefunden hatte. Die Chronisten im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts protestirten eifrig gegen die aufdringliche Zweifelsucht, die so viele ehrwürdige Monarchen streichen, so viele Großthaten auslöschen wolle. Sie beriefen sich auf die patriotischen Gefühle ihrer Zuhörer, erklärten es für unerhört, daß eine vorwitzige Kritik gegen den Glauben von Jahrhunderten in die Schranken treten wolle, und hoben lebhaft hervor, mit welchen Gefahren ein solches Beispiel die ganze Geschichte bedrohe. Aber trotz dieser so ansehnlichen Summe von Autorität und Präcedenzfällen beginnen die Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts doch die Geschichte Englands mit Julius Cäsar. Sie versuchen weder das Datum von König Bladud's Thronbesteigung festzustellen, noch zu bestimmen, wieviel Wahrheit der rührenden Geschichte von König Lear zu Grunde liege**)." (I, 639—642.)

---

*) Man vergleiche Warton, „Geschichte der englischen Poesie", sec. III, 131. „Vor dem sechszehnten Jahrhundert wagte Niemand daran zu zweifeln, daß die Franken ihren Ursprung von Francus, dem Sohn Hektor's, herleiteten, daß die Spanier von Japhet, die Britten von Brutus und die Schotten von Fergus abstammten." (Ebenda, 140.) (Anmerkung Grote's.)

**) Noch im Jahre 1754 bemerkt Dr. Zacharias Grey in seinen Shakespearenoten zu der Stelle in Lear: „Nero ist ein Angler im See der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ehe wir diesen Theil unseres Gegenstandes verlassen, wollen wir noch ein Argument hinzufügen, das uns schon an und für sich fast entscheidend scheint. Die authentische Geschichte wird in dem Maße, als wir den Strom der Zeit hinaufsteigen, immer dürftiger und spärlicher, die Zahl der Ereignisse immer beschränkter, die Erzählung immer weniger verständlich; sie geht gleichsam allmälig durch alle Abstufungen des Zwielichts in das Dunkel der Nacht über. Und eine solche beginnende Dämmerung finden wir in der griechischen Geschichte um und kurz vor der ersten Olympiade, 776 vor Christus, demjenigen Jahre, welches für die historischen Griechen den Ausgangspunct der Zeitrechnung bildete. Wir können nicht weit fehl gehen, wenn wir diese Zeit als die Epoche betrachten, um welche man anfing, im öffentlichen Leben regelmäßig Schriftzüge anzuwenden, um die periodischen religiösen Feste zu verzeichnen, welche wegen der furchtbaren religiösen Folgen, die man von jedem Mißgriff in Bezug auf die Periode ihrer Feier besorgte, immer die Ereignisse waren, die man zuerst aufzeichnete.

Wenn wir nun aber jenseits des Dunkels, welches den frühen Morgen der Geschichte begrenzt, plötzlich in das vollste Tageslicht treten, auf ein Eiland des Lichtes in dem dunkeln Ocean der verschollenen Vergangenheit, das von erhabenen Gestalten bewohnt ist und in zauberhaftem Glanze strahlt, so können wir versichert sein, daß diese Erscheinung eben so unwirklich ist wie Plato's Atlantis, und daß die Ueberlieferungen und Gedichte, die für ihre einstige Existenz zeugen, Kinder der Phantasie und nicht der Erinnerung sind. Wahre Geschichte wird nicht in dieser Weise in ihrem Laufe unterbrochen; sie verschwindet nicht wie die Flüsse Arkadiens in der Erde, um eine lange Zeit unsichtbar zu bleiben und dann wieder an einem entfernten Puncte hervorzubrechen. Zuerst Licht und dann Finsterniß kann in der Erfindung auf einander folgen, aber nicht wohl in der Erinnerung.

Das höchst sorgfältig ausgearbeitete Capitel, in welchem Hr. Grote den Fortschritt der unter gebildeten Griechen herrschenden Ansichten über ihre eigenen Sagen darstellt, ist nicht nur in Beziehung auf die Frage der Glaubwürdigkeit, sondern auch als

---

Finsterniß" Folgendes: „Es ist dies einer der auffallendsten Anachronismen Shakespeare's. König Lear folgte seinem Vater Bladud im Jahre der Welt 3105 und Nero war im Jahre der Welt 4017, als er die Kaisertochter Octavia heirathete, sechszehn Jahre alt." Man vergleiche Funcii chronologia, p. 94. (Anmerkung Grote's.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein Theil der Geschichte des menschlichen Geistes von Bedeutung. In einer rohen Zeit entstanden, die ihnen einen naiven und unbedingten Glauben entgegenbrachte, gingen die Sagen mit der Zeit in eine Periode hinüber, die man im Vergleich kenntnißreich und gebildet nennen kann. Mit dem ganzen Ton dieser letzteren Periode oder wenigstens mit demjenigen ihrer gebildeteren Elemente standen die Sagen nicht länger im Einklang. Manche Gründe wirkten zusammen, um diese Dissonanz hervorzurufen. In dem Maße, als der Verkehr wuchs und gereifte Männer mit Sagen bekannt wurden, die nicht schon seit frühester Jugend für sie ein Gegenstand der Ehrfurcht gewesen waren, mußten die gegenseitigen Widersprüche der Erzählungen selbst viel dazu beitragen, ihr Ansehen zu untergraben. Die Charaktere und Handlungen, die sie den Göttern beilegten, enthielten Vieles, was dem veränderten moralischen Gefühl einer civilisirtern Zeit widerstrebte; schon Xenophanes, einer der frühesten unter den philosophischen Forschern Griechenlands, verfaßte Gedichte, welche in den heftigsten Ausdrücken die Geschichten angriffen, welche Hesiod und Homer, den er den allgemeinen Lehrer nennt, von den Göttern berichtet hatten. Ungleich wichtiger noch war es, daß der Beginn der Naturforschung und einsichtiger Naturbeobachtung eine Auffassung des Weltganzen und eine Methode der Deutung seiner Phänomene einführte, die mit der Einfalt des alten Glaubens fortwährend in Widerstreit gerieth, da sie die Menschen gewöhnte, das, was ihre Vorfahren den Einwirkungen übernatürlicher Wesen und ihres Zornes oder ihrer Gnade gegen Sterbliche zugeschrieben hatten, auf physische Ursachen und Naturgesetze zurückzuführen.

Dieser Wechsel der Stimmung bei den gebildeteren Geistern führte sie jedoch noch nicht bis zur völligen Verwerfung der sagenhaften Volksreligion. Die Menschen gehen nicht plötzlich von einem zusammenhängenden System des Denkens zu einem andern über; sie versuchen zunächst jedes Mittel, beide zu versöhnen. Der völlige Bruch mit der Religion der Vorväter würde ein Losreißen von alten Gefühlen vorausgesetzt haben, das für die Durchschnittsstärke selbst überlegener Geister allzu schmerzlich und schwierig gewesen wäre, und man hätte ihn nicht offen eingestehen können, ohne sich unvermeidlich demselben Geschick auszusetzen, von dem Anaxagoras und Sokrates trotz aller angewendeten Vorsicht ereilt wurden. Auch gab es sogar unter den Philosophen Anfangs nur sehr wenige, welche in der Freigeisterei so weit gingen. Im Allgemeinen waren sie unfähig, sich von den alten religiösen Ueberlieferungen zu befreien, fühlten sich aber eben so außer Stande,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen buchstäblichen Glauben zu schenken. „Das Resultat war eine neue Richtung, an der beide streitenden Kräfte ihren Antheil hatten, einer von jenen tausend unbewußten Compromissen zwischen den vernünftigen Ueberzeugungen des gereiften Mannes und den unzerstörbaren Illusionen eines jugendlichen religiösen oder patriotischen Glaubens, wie sie uns in menschlichen Dingen so oft begegnen." Die Sagen waren ihrem wörtlichen Sinne nach nicht länger zu glauben, aber es war nothwendig, in ihnen einen Sinn zu finden, der es möglich machte, sie zu glauben. Und daher kam jene Reihe von Bemühungen, die mit wachsender Energie von Hekatäus, dem ersten Historiker, der in Prosa schrieb, bis auf die neuplatonischen Gegner des Christenthums herab fortdauerten, und zu der die Versuche eines Paulus und der deutschen Rationalisten, das alte Testament weg zu erklären, die nächste Parallele bieten. Ihrem wörtlichen Sinne nach verworfen, wurden jene Erzählungen in irgend einem andern Sinne zugelassen, der sie jeder unmittelbaren Einwirkung einer Gottheit entkleidete. Sie wurden entweder als gewöhnliche, poetisch ausgeschmückte Geschichten dargestellt oder als Allegorien, welche moralische Unterweisung, physikalische Theorien oder esoterische Religionslehren in sich bergen sollten. Hr. Grote schildert uns die Reihenfolge dieser rationalistischen Erklärungen ausführlich mit ebenso viel Gelehrsamkeit als philosophischem Geist.

Seine Ansicht über das historische Erklärungssystem haben wir bereits in den früheren Auszügen kennen gelernt. Ohne im Ganzen die allegorische Theorie mehr zu begünstigen, macht er ihr doch ein Zugeständniß, mit dem wir uns, wenn wir ihn anders richtig verstehen, nicht einverstanden erklären können. Er sagt nämlich (Band I, 570): „Obgleich die allegorische Deutung uns gelegentlich auf große Absurditäten hinführt, so gibt es doch Fälle, in denen sie innere Beweise dafür bietet, daß sie echt und richtig ist, das heißt, daß sie zu dem ursprünglichen Zweck der Erzählung gehörte," und er führt als Beispiel die Erzählung von der Ate und den Litai im neunten Buch der Iliade an, die, wie er sagt, unzweifelhaft eine beabsichtigte Moral einschließt. Es scheint uns nun, daß diese Bemerkung der Allegorie entweder zu viel oder zu wenig zugesteht.

Jeder, der die Ilias auch nur aus der Uebersetzung kennt, wird sich gewiß der schönen Stelle erinnern, in welcher Ate (die Hr. Grote mit „blindem Trieb" [reckless impulse] übersetzt) als eine riesige Gestalt erscheint, die wüthend einherstürmt und Verderben verbreitet, während die Litai oder Bitten, Töchter des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zeus, ihr langsam nachhinken, um die Wunden zu heilen, die sie geschlagen. Falls nun der Dichter an die persönliche Existenz der Ate und der Litai nicht glaubte, falls er eine bloße Redefigur, die er selbst als solche betrachtete, dazu anwendete, um einer allgemeinen Bemerkung über den Gang menschlicher Dinge Nachdruck zu verleihen, so wird man diese Stelle mit Recht allegorisch nennen. Wenn aber, wie wir es uns denken, eine solche Anwendung der Sprache des Polytheismus nicht bestand noch bestehen konnte, so lange der Polytheismus noch lebendig war, wenn der Gebrauch religiöser Formen als bloßer rhetorischer Kunstgriff dem Dichter (vorausgesetzt, er hätte überhaupt auf einen solchen Gedanken kommen können) als eine gottlose Profanation erschienen wäre, wenn er in der vollen Einfalt seines religiösen Glaubens die Persönlichkeit der Ate und der Litai buchstäblich nahm, so kann von Allegorie im eigentlichen Sinne des Wortes hier nicht die Rede sein. Daß in seinem Geiste die religiöse Lehre von einem moralischen Sinne begleitet, ja sogar von ihm eingegeben war, gestehen wir bereitwillig zu, aber er hat die betreffenden moralischen Kräfte zu Personen und zu Gottheiten gemacht und die Geschichte ist, wie Müller in Bezug auf die Sage von Prometheus und Epimetheus (Vorbedacht und Nachbedacht) bemerkt, nicht eine Allegorie, sondern ein Mythus. Wollten wir das nicht zugeben, so müßten wir viel weiter gehen und der ganzen griechischen Mythologie eine allegorische Grundlage beilegen, denn die Mehrzahl ihrer Gottheiten, und unter diesen die vornehmsten fast ausnahmslos, sind unzweifelhaft Personificationen physischer oder moralischer Naturkräfte, und dies einmal zugegeben, mußten nothwendig auch die ihnen beigelegten Attribute diejenigen wiederspiegeln, welche die Beobachtung in den Erscheinungen nachwies, über die sie der Volksglaube walten ließ.

Die Naturgeschichte des Polytheismus wird jetzt richtig verstanden. Religion, obgleich ex vi termini übernatürlich, ist doch eine Theorie der Naturerklärung und schreitet in der Regel parallel mit dem Fortschritt der menschlichen Auffassung dessen, was erklärt werden soll, weiter vor; jeder neue Schritt in dem Studium der Erscheinungen führt auch eine Modification der Theorie herbei. Der Wilde, der sich seinen Kraftbegriff aus seinen eigenen Willensimpulsen bildet, schreibt jedem besondern Ding, an dem er eine Kraft wahrnimmt, die er nicht beherrschen kann, eine Persönlichkeit und einen Willen zu und versucht sogleich, es durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen. Dieser ursprüngliche Fetischismus gegen Naturgegenstände, die große Kraft mit einer ausgeprägten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Individualität verbinden, dehnte sich noch weit in die Periode des eigentlichen Polytheismus aus. Die Gaia des Hesiod, die Mutter aller Götter, war nicht eine Gottheit der Erde, sondern die Erde selbst, und ihre physischen Attribute sind mit ihren moralischen zu einem wunderlichen Gemisch verschmolzen. Die Sonne und der Mond selbst, nicht in ihnen wohnende Gottheiten, waren Gegenstand des alten griechischen Cultus; ihre Identification mit Apollo und Artemis gehört einer weit spätern Periode an. Die Inder verehren den Fluß Nerbudda als Göttin, nicht eine Gottheit des Flusses, sondern den Fluß selbst*), und wenn sie ihm ein Geschlecht und andere zu der physischen Beschaffenheit des Naturgegenstandes nicht passende Eigenschaften beilegen, so kommt dies von ihrer Unfähigkeit her, sich eine Persönlichkeit anders als in Verbindung mit den gewöhnlichen menschlichen Attributen und Trieben zu denken. Der homerische Skamandros ist kaum etwas Anderes als der mit Leben begabte Fluß selbst, und der Gott Alpheus, der die Arethusa durch den Ocean verfolgt, ist der wirkliche Fluß, der durch die salzigen Wogen fließt, ohne sich mit ihnen zu verbinden, und zuletzt seine Wasser mit denen der geliebten Quelle in untrennbarer Vereinigung mischt.

Wo aber Naturgegenstände keine so ausgeprägte Individualität besitzen, wo der Geist mit Leichtigkeit in einer Menge von Gegenständen ein und dasselbe Vermögen wahrnimmt, auf menschliche Interessen einzuwirken, dort geht seine Tendenz dahin, nicht die Gegenstände selber zu Göttern zu erheben, sondern sie einer Gottheit unterzuordnen, die selbst unsichtbar bleibt und aus der Ferne über eine ganze Classe von Erscheinungen herrscht. Brod und Wein sind wichtige und wohlthätige Kräfte, aber selbst der blindeste Fetischverehrer hat wahrscheinlich nie dem einzelnen Brodlaib oder Weinkrug Gebete und Opfer dargebracht, sondern immer nur einem unsichtbaren Bacchus oder einer unsichtbaren Ceres, deren Gestalt man in Folge ihrer Unsichtbarkeit ganz natürlicherweise der menschlichen assimilirte, und die dann der Dichter in die Hand nahm, um ihnen Hoheit und Würde zu leihen. So wird der erste und einfachste Schritt zur Verallgemeinerung der Natur, durch den man ihre Gegenstände nach Classen ordnet, von einer entsprechenden Verallgemeinerung der Götter begleitet. Das Feuer, eine zugleich geheimnißvollere und schrecklichere Kraft, ist in manchen

*) Weiteres interessantes Detail findet man in „Streifzüge und Erinnerungen eines indischen Beamten," von Oberstlieutenant Sleeman, Band I, Cap. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Religionen ein Gegenstand directer Verehrung geworden, aber im Homer finden wir den Uebergang von der Verehrung des Feuers zu der des Feuergottes Hephästos bereits vollständig vollzogen. Der Donner, die imposanteste Naturerscheinung, wurde durchweg als Attribut des mächtigsten Gottes, des Beherrschers der Götter und Menschen, aufgefaßt. In dem Maß, als der Gedanke sich entwickelte, wurden nicht allein die physischen, einer leichten Verallgemeinerung fähigen Kräfte, wie Nacht, Morgen, Schlaf, Tod, nebst den nächstliegenden seelenbewegenden Kräften, Schönheit, Liebe, Krieg, sondern allmälig auch die idealen Erzeugnisse einer höhern Abstraction, wie Weisheit, Gerechtigkeit und dergleichen, ein jedes für sich als Werk und Kraftäußerung ebenso vieler besonderer Gottheiten aufgefaßt. „Man war," wie Otfried Müller*) sich ausdrückt, „überhaupt gewohnt, jede Weise geistigen Lebens, deren Einheit man erkannte, in einem Gipfel zu concentriren, der dem Geiste nothwendig als ein persönliches Wesen erschien. Oder glaubt man, daß *Δίκη*, *Θέμις*, *Μῆτις*, *Μοῦσα*, *Χάρις*, *Ἥβη*, *Ἐριννύς*, *Ἔρις* anders zu allgemein geglaubter Wirklichkeit, zum Theil auch zu göttlicher Verehrung gelangen konnten, als durch eine in der Epoche der geistigen Entwickelung gegründete Nothwendigkeit, wie jegliche Seite der Natur, so auch des Menschenlebens auf diese Weise in einer Einheit anzuschauen? Wie wäre es möglich gewesen, zur Charis zu beten, wenn man sie sich nur als Prädicat menschlicher oder höherer Wesen gedacht hätte? Selbst den römischen Cult der Virtus, Felicitas u. s. w. hat man Unrecht, eigentlich allegorisch zu nennen, weil es dann überhaupt kein Cult sein konnte."

Sicherlich dachte man sich diese Gegenstände der Verehrung nicht als Ideen, sondern als Personen, deren Grundattribute jedoch mit denen der Ideen, welche sie verkörperten, in enger Beziehung standen. Das also ist der ursprüngliche Typus des Polytheismus, der keineswegs eine menschliche Erfindung, sondern im strengsten Sinne des Wortes ein von selbst erwachsendes Naturproduct ist. Später allerdings erfanden Dichter und Priester Geschichten über die Götter, die mit ihren ursprünglichen Attributen mehr oder minder zusammenhingen oder vereinbar waren; auch diese Erzählungen wurden der Religion einverleibt, und die populärsten Gottheiten waren die, welche den Gegenstand der eindringlichsten Dichtungen bildeten. Indessen die Sagen haben nicht die Religion gemacht,

*) Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, S. 121.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

deren Grundlage vielmehr eine bona fide vollzogene Personification und Vergötterung der verborgenen Ursachen der Erscheinungen war. Wir haben keinen Grund, zu glauben, daß diese Auffassung von der des Hrn. Grote irgendwie abweicht; aber wenn es in seinen Auseinandersetzungen etwas gibt, was uns nicht vollständig befriedigt, so ist dies eben der Umstand, daß sie diese Seite des Gegenstandes nicht stark genug hervorheben, daß die griechische Religion in ihnen zu sehr als eine Art Zufall, als willkürliche Schöpfung der Dichter und Geschichtenerzähler erscheint, indem ihr Ursprung, der in den natürlichen menschlichen Fähigkeiten und in den selbstständigen Tendenzen des ungebildeten Geistes zu suchen ist, zwar angedeutet, aber nicht stark genug beleuchtet wird.

Abgesehen davon können wir diesen Theil des Werkes kaum zu sehr rühmen. Hr. Grote hat die für eine moderne Einbildungskraft so bedeutende Schwierigkeit überwunden, sich ganz in die Geistesverfassung und Naturanschauung des Polytheismus hinein zu versetzen. Wir wüßten kein Werk, sicherlich kein Werk über griechische Geschichte zu nennen, in welchem ein so tiefes Verständniß jenes geistigen Zustandes zu finden wäre, bei dem die directe religiöse Deutung der Natur die Hauptrolle spielt, bei dem jede Erklärung der Erscheinungen, die sie auf die persönliche Wirkung einer verborgenen übernatürlichen Macht zurückführt, für natürlich und wahrscheinlich, jede andere Art ihrer Deutung für unglaublich gehalten wird, wo das Wunder allein annehmbar erscheint, die Erklärung aus natürlichen Gründen aber bei dem Zuhörer nicht allein das Gefühl der Ehrfurcht verletzt, sondern geradezu seinem Verstand widerstrebt, weil sie den entschiedensten Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Art, die Erscheinungen aufzufassen, bildet. Es ist dies ein Zustand, den uns unsere Kenntniß der Hindus vollständig begreiflich macht, und der nirgends deutlicher hervortritt als in den Schilderungen, die uns sorgfältige Beobachter von jenem merkwürdigen Volk entwerfen, das uns in so vielen Beziehungen die charakteristischen geistigen Züge der Kinderzeit des Menschengeschlechts vor die Seele führt.*)

Obgleich manche der in Hrn. Grote's Bänden besprochenen Fragen bedeutender sind, so ist doch keine interessanter, als die nach dem Ursprung der homerischen Gedichte, die von dem ganzen Alter-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß wenige derartige Gemälde existiren. Wir empfehlen als eins der lehrreichsten das bereits erwähnte Werk von Oberst Sleeman, ein Buch, das man ohne Uebertreibung „Die Hindus, von ihnen selber gemalt" nennen könnte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

thum als Schöpfung eines großen Dichters oder höchstens zweier, von denen einer die Ilias, der andere die Odyssee gedichtet habe, betrachtet wurden, die aber der Skepticismus der Neuzeit für Zusammenstellungen erklärte, die erst in der Zeit des Pisistratus aus einer bunten Fülle von Volksballaden gebildet seien. Heutzutage aber, wo die Wolf'sche Hypothese in dem Lande, wo sie entstand, beinahe aufgegeben scheint, kann wohl die Vorstellung, daß solche Schöpfungen durch das Zerstückeln und Aneinanderpassen vieler ursprünglich gesonderter, kurzer Gedichte entstanden sein könnten, nebst manchen andern Einfällen gelehrten Scharfsinns unter die literarischen Curiositäten verwiesen werden. Wir vermögen auf der Wolf'schen Seite der Controverse kein anderes Argument zu finden, dem irgend ein Gewicht beizulegen wäre, als die Schwierigkeit, sich zu denken, daß Gedichte von diesem Umfang nur mit Hilfe des Gedächtnisses verfaßt und der Nachwelt überliefert werden konnten; denn daß sie vor dem Gebrauch der Schrift gedichtet worden sind, ergibt sich aus vielen Erwägungen*) und namentlich aus dem Umstande, daß nicht die kleinste Anspielung auf diese Kunst in sämmtlichen achtundvierzig Gesängen vorkommt, die doch so voll von Erwähnungen und Beschreibungen beinahe aller dem Leben zu Nutz und Zier gereichenden Verfahrungsweisen sind, die in jener frühen Periode überhaupt möglicherweise existirt haben können, daß man sie den Inbegriff aller Kenntnisse jener Zeit genannt hat. Daß solche Werke ohne die Hilfe der Schrift erhalten werden konnten, erscheint allerdings auf den ersten Blick überraschend, aber nur, weil wir in diesem wie in so vielen anderen Fällen unsere modernen Erfahrungen zurückdatiren und auf jene alten Zeiten den begrenzten Maßstab unserer Zeit anwenden. Plato macht im Phädrus die richtige Bemerkung, daß die Erfindung der Buchstabenschrift sehr viel dazu gethan habe, das Gedächtniß zu schwächen. In unserer Zeit, wo sich die Gewohnheit gebildet hat, Alles in dauernden Schriftzügen aufzuzeichnen, und wo Jeder sich nicht so sehr auf das Gedächtniß wie auf dessen Ersatzmittel verläßt, können wir uns kaum eine Vorstellung von der Kraft bilden, die ihm eigen gewesen sein muß, so lange es als das Ein und All, auf das man sich allein verlassen konnte, geübt und gepflegt wurde. Zwischen der Erinnerungsfähigkeit eines Homeriden von Chios und der in unseren Tagen gewöhnlichen war

*) Diese werden von Hrn. Grote auf Seite 191—97 seines zweiten Bandes ausführlich besprochen; man vergleiche auch Müller: „Geschichte der griechischen Literatur," I², 262—65.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unstreitig ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Sehkraft und dem Gehör eines nordamerikanischen Indianers und eines Londoner Bürgers. Auch war es schließlich nicht schwieriger, ein einziges Gedicht in vierundzwanzig Büchern, als vierundzwanzig Lieder von je einem Buch zu behalten, welches letztere Quantum doch gewiß hinter dem zurückbleibt, was das Betriebscapital eines einigermaßen berühmten ἀοιδός bildete. Was den Dichter selbst anbelangt, so schrieb er unstreitig in dem Maße, als das Werk vorschritt, sein Gedicht gleichsam in das Gedächtniß der jungen Sänger ein, von denen wir ihn uns in Uebereinstimmung mit den Sitten jener Zeit umgeben zu denken haben.

Diejenigen, welche die wesentliche Einheit der homerischen Gedichte vertheidigen, leugnen durchaus nicht, daß der ursprüngliche Plan von denselben oder von andern Dichtern durch Interpolationen und selbst durch längere Zusätze erweitert sein kann und wahrscheinlich erweitert worden ist. Dies ist auch die Stellung, die Hr. Grote zu der Frage nimmt. Er verwirft die Pisistratushypothese und hält aus inneren Gründen die vollkommene Einheit des Plans und der Person des Dichters für die Odyssee aufrecht. Eine gleiche Einheit beansprucht er auch für den größern Theil der Iliade, vertritt aber eine Erweiterung durch spätere Zusätze in einem Umfang, der uns über das Maß des Wahrscheinlichen hinauszugehen scheint. Wir werden das, was die Eigenthümlichkeit seiner Theorie ausmacht, in seinen eigenen Worten wiedergeben.

„Das erste Buch mit dem achten und die Bücher vom elften bis zweiundzwanzigsten inclusive scheinen das Werk in seiner ursprünglichen Anlage zu bilden, das in dieser Gestalt eigentlich eine Achilleis war; das dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste Buch sind Zusätze am Ende des ursprünglichen Gedichtes, die ihm noch immer keinen andern Charakter geben, als den einer erweiterten Achilleis, aber die Bücher vom zweiten bis zum siebenten inclusive in Verbindung mit dem zehnten tragen einen weiteren und umfassenderen Charakter und verwandeln die Achilleis in eine Ilias. Die ursprüngliche Inhaltsanzeige, die uns den Zorn des Achilles und seine directen Folgen ankündigt, ist noch geblieben, nachdem sie aufgehört hat, sich mit dem Inhalt des Gedichtes zu decken. Indessen stehen die Zusätze dem ursprünglichen Gedicht nicht nothwendig an poetischem Werthe nach; es ist dies sogar so wenig der Fall, daß sie einige der herrlichsten Schöpfungen griechischer Epik in sich begreifen. Auch tragen sie kein jüngeres Datum als das ursprüngliche Werk; denn wenn sie auch genau genommen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

etwas jünger sein müssen, so gehören sie doch derselben Generation und demselben gesellschaftlichen Zustand an wie die Achilleis.

„Nichts kann augenfälliger sein als die Weise, in der Homer im ersten Buch unsere Aufmerksamkeit auf Achill als den Helden, auf seinen Streit mit Agamemnon und auf die Unglücksfälle der Griechen concentrirt, von denen sie später in Folge des Einschreitens der Thetis bei Zeus betroffen werden sollen. Die Begebenheiten aber, bei denen die Dichtung vom Beginn des zweiten Buches bis zum Kampf zwischen Hektor und Ajax im siebenten Buch verweilt, lebendig und interessant wie sie sind, thun doch nichts, um jene Verheißung zu verwirklichen; sie sind ein glänzendes Gemälde des trojanischen Krieges im Allgemeinen und entsprechen vortrefflich dem umfassenderen Titel, unter dem das Gedicht unsterblich geworden ist; aber die Folgen von Achill's Zorn treten erst im achten Buch hervor. Das zehnte Buch, die Doloneia, ist ebenfalls ein Theil der Ilias, aber nicht der Achilleis, während das neunte Buch als ein späterer und, wie ich zu sagen wage, unwürdiger Zusatz erscheint, der keineswegs mit dem Hauptstrom der Achilleis harmonirt, der vom elften Buch bis zum zweiundzwanzigsten fließt. Um den Bau jener Achilleis, die das Gedicht ursprünglich gewesen zu sein scheint, zu erkennen, sollte man das achte Buch in unmittelbarer Verbindung mit dem elften lesen, denn in dem elften und den folgenden Büchern finden wir mehrere Stellen, welche beweisen, daß der Dichter, welcher sie sang, das Hauptereigniß des neunten Buchs, die tiefe Demüthigung der Griechen und namentlich des Agamemnon vor Achill nebst dem ausdrücklichen Anerbieten, ihm die Briseis wiederzugeben und für alles frühere Unrecht reichen Ersatz zu leisten, unmöglich vor seinem geistigen Auge haben konnte. Die Worte Achill's und ebenso die von Patroklos und Nestor im elften und den folgenden Büchern setzen deutlich voraus, daß die Demüthigung der Griechen vor ihm, nach der er dürstet, erst mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit in der Zukunft zu erwarten ist, daß bis dahin noch keine vollständige Abbitte geleistet, das Anerbieten, Briseis zurückzugeben, noch nicht gemacht ist, da ja Nestor und Patroklos, so sehr sie auch wünschen, ihn zur Ergreifung der Waffen zu bewegen, die Sachlage so auffassen, als ob er noch immer ganz dieselbe Veranlassung zum Zürnen habe, wie im Anfang. Wenn wir überdies das erste Buch, welches die Achilleis eröffnet, näher betrachten, so werden wir finden, daß diese Erniedrigung des Agamemnon und der ersten griechischen Helden vor Achill in der That der Schluß des Gedichtes sein würde, denn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Achill verlangt nicht mehr von Thetis, Thetis nicht mehr von Zeus, als daß Agamemnon und die Griechen das Unrecht, das sie ihrem ersten Krieger angethan, im vollen Umfang anerkennen und sich zur Sühne dafür vor ihm bis in den Staub demüthigen sollen. Wir können noch hinzufügen, daß der klägliche Schreck, von dem Agamemnon sich im neunten Buch erfüllt zeigt, als er die flehende Botschaft an Achill sendet, wie auf der einen Seite durch den Grad des Unglücks, das die Griechen im vorhergehenden (achten) Buch erfahren haben, nicht ausreichend motivirt, so auf der andern Seite mit der Tapferkeit und dem hohen Muthe schwer vereinbar ist, die er im Beginn des elften Buches im Kampfe an den Tag legt. Die Lage der Griechen wird erst dann verzweifelt, als ihre drei großen Führer, Agamemnon, Odysseus und Diomedes, durch Wunden kampfuntüchtig geworden sind; dies ist das unheilbare Unglück, das auf Patroklos und durch ihn auf Achill einwirkt. Das neunte Buch, wie es jetzt steht, scheint mir ein von fremder Hand der ursprünglichen Achilleis angefügter Zusatz, der ganz danach angelegt ist, das neunzehnte Buch, welches die wirkliche Versöhnung der beiden feindlichen Helden berichtet, vorwegzunehmen und zu verderben. Ich wage noch hinzuzufügen, daß es den wilden Stolz und Egoismus Achill's alle zulässigen Grenzen übersteigen läßt und verletzend auf das Gefühl einer Nemesis wirken mußte, das so tief im griechischen Geiste wurzelte. Wir verzeihen ihm jede Ausschreitung in der Wuth gegen die Trojaner und Hektor nach dem Tode des Patroklos; aber daß er trotz der Wiedererstattung, trotz der flehentlichen Bitten der Griechen und trotz der reichsten Entschädigungsgaben, die sie ihm bieten, ungerührt bleibt, das Alles verräth eine nicht mehr menschliche Unversöhnlichkeit, wie sie sicherlich weder der Dichter des ersten, noch der Dichter der letzten zwölf Bücher zu schildern sucht." (Band II, 234—244.)

Wir können uns mit der Unterscheidung, die Hr. Grote vertritt, soweit einverstanden erklären, daß wir zugestehen, er habe die Theile, welche möglicherweise Zusätze zu dem ursprünglichen Gedicht sein können, und die, welche es nicht sein können, sehr richtig gesondert. Wenn das Gedicht aus einer ursprünglichen Grundlage und einer späteren Erweiterung besteht, so müssen die von ihm bezeichneten Bücher, oder wenigstens einige von ihnen, die hinzugefügten Theile bilden. Davon aber, daß diese Bücher, oder auch nur das neunte, das ihm so überaus anstößig erscheint, wirklich spätere Zusätze sind, hat er uns nicht zu überzeugen vermocht,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

so gewichtig auch einige von den Erwägungen sind, die er geltend macht.

Allerdings fördern die Bücher vom zweiten bis einschließlich dem siebenten in keiner Weise die Handlung, insofern sie von dem Zorn des Achilles abhängt, und es ist auffallend, daß Zeus während dieses Zwischenraumes nicht nur die Erfüllung seines der Thetis gegebenen Versprechens aufschiebt, sondern es auch gänzlich vergessen zu haben scheint und sich in seiner Handlungsweise und seinen Plänen durch ganz andere Erwägungen leiten läßt. Der letztere Umstand ist ein ernster Fehler in dem Bau der Fabel, aber ein Mangel in der Arbeit ist kein Beweis für eine Mehrheit von Arbeitern, und wenn der Dichter beabsichtigte, aus seinem Gedicht ebensowohl eine Ilias wie eine Achilleis zu machen, so würde er in jedem Fall eine Schwierigkeit dieser Art zu überwinden gehabt haben, und wir brauchen nicht anzunehmen, daß er sie nothwendig erfolgreich überwunden haben müßte. Wenn aber auch diese Bücher streng genommen nicht zur Achilleis gehören, so fördern sie doch in bemerkenswerther Weise die Wirkung derjenigen Theile des Gedichtes, welche wirklich zu ihr gehören. In keinem Epos concentrirt sich das Interesse ausschließlich in einer Person; selbst in der Achilleis flößt nicht nur Achill, sondern es flößen auch die Griechen und selbst die Trojaner eine lebhafte Sympathie ein; und wie sehr diese Sympathie durch die vorausgegangenen Bücher gesteigert wird, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Der Erfolg der Griechen im vierten und fünften Buch vertieft nicht nur die Empfindung für ihr späteres Unglück, dem er den Charakter eines Glückswechsels gibt, während die Thaten des Ulyß und Diomed den Eindruck ihrer Noth nach deren Verwundung erhöhen, sondern vor Allem sind es diese Bücher, die uns mit den meisten leitenden Charakteren der späteren Theile bekannt machen und uns Interesse für sie einflößen. Welchen Grund insbesondere würden wir haben, mit Hektor, der doch offenbar nach der Absicht des Dichters Gegenstand eines starken persönlichen Interesses werden soll, zu sympathisiren, wenn nicht die schönen Scenen mit Paris und Helena im vierten Buch, mit Andromache und Hekuba im sechsten und mit Ajax im siebenten vorangegangen wären? Ohne die Bücher, welche Hr. Grote aus dem ursprünglichen Plan streicht, würde mit Ausnahme der liebenswürdigen Charaktere von Patroklos und Sarpedon kaum etwas in dem Gedichte ein wirkliches persönliches Interesse erregen.

In Bezug auf das neunte Buch gestehen wir das Vorhandensein von Schwierigkeiten zu. Die vornehmste darunter ist die An-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rede Achill's an Patroklos im elften Buch*), die allerdings vorauszusetzen scheint, daß bis dahin noch keine Genugthuung angeboten, keine demüthige Bitte versucht worden war. Hr. Grote citirt noch einige Stellen, welche dieselbe Voraussetzung zu begründen scheinen, aber, wie ich glaube, keine, die große Schwierigkeiten macht, wenn man mit dieser fertig zu werden vermag. Andererseits bietet seine eigene Theorie Schwierigkeiten. Er hilft sich über drei weitere Anspielungen auf die Vorgänge im neunten Buch damit hinweg, daß er sie für Interpolationen erklärt, aber er hat eine von größerer Bedeutung im sechszehnten Buch übersehen, wo Achilles zu Patroklos sagt, jetzt, wo der Feind bis zu den Schiffen gedrungen, sei die Zeit gekommen, die, wie er gesagt habe, seiner Rache ein Ende machen werde**). Wie der Text jetzt steht, hatte er dies nirgends gesagt als in seiner Antwort an die Gesandtschaft. Wollte man einwenden, daß auch diese Stelle eine Interpolation sei, so würde ich noch immer geltend machen, daß es den Charakter Achill's verkennen hieße, wenn man annehmen wollte, daß er seinen Zorn selbst in diesem äußersten Fall so weit aufgegeben haben würde, um ihnen Hilfe zu senden, wenn ihm gar kein Anerbieten von Entschädigung oder Genugthuung gemacht worden wäre, wenn Agamemnon und die Griechen ihren Fehler noch nicht anerkannt und sich vor ihm gedemüthigt hätten. Was das Argument anbelangt, daß Achill eine nicht mehr menschliche Wildheit an den Tag lege, die mit dem griechischen Gefühl einer Nemesis im Widerstreit stehe, so vermögen wir die Sache nicht in demselben Licht zu sehen. Wir entschließen uns nur schwer, irgend eine Ansicht des Verfassers über einen Punct griechischer Ge-

---

*) *Λῖε Μενοιτιάδη, τῷ ἐμῷ κεχαρισμένε θυμῷ,*
Νῦν ὀίω περὶ γούνατ' ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιούς
Λισσομένους· χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός.
Il. XI, 608—10.

**) *Ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν· οὐδ' ἄρα πως ἦν*
Ἀσπερχὲς κεχολῶσθαι ἐνὶ φρεσίν· ἦτοι ἔφην γε
Οὔ πρὶν μηνιθμὸν καταπαυσέμεν, ἀλλ' ὁπότ' ἂν δή
Νῆας ἐμὰς ἀφίκηται ἀυτή τε πτόλεμός τε.
Il. XVI, 60—63.

[Der Ueberf. und Herausg. glauben die Grenzen, die sie sich grundsätzlich gezogen haben, nicht zu überschreiten, indem sie daran erinnern, daß ἔφην auch hier das heißen kann, was es in derselben Phrase (ἦτοι ἔφην γε) z. B. Odyss. XI, 430 bedeutet, nämlich: „ich sagte mir," „ich glaubte," wodurch die vom Verf. angenommene Beziehung auf eine vorher gethane Aeußerung entfällt.]

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lehrsamkeit in Frage zu stellen, aber wir wissen nicht, welche Beweise er dafür hat, daß die griechische Vorstellung von einer Nemesis, wie sie in der berühmten Unterredung Solons mit Krösus hervortritt und später im attischen Drama eine so bedeutende Rolle spielt, bereits in der homerischen Zeit zu existiren angefangen hatte. Wir möchten eher glauben, daß dies einer der Puncte war, in welchen sich die feierlichere und ernstere Theologie der historischen griechischen Zeit von dem lebendigen Anthropomorphismus des homerischen Pantheons unterschied. Wir finden keine Spur davon in Homer oder Hesiod. Allerdings finden wir, daß die homerischen Gottheiten an den Sterblichen schwere Rache nehmen, nicht für Stolz oder Ueberhebung im Allgemeinen, sondern für irgend eine besondere Verletzung ihrer eigenen Würde und namentlich für jeden anmaßenden Versuch, ihnen den Vorrang streitig zu machen. Eine derartige Herausforderung ist es, um derentwillen Thamyris durch die Musen das Licht seiner Augen, Niobe durch die Pfeile des Apollo und der Artemis ihre Kinder verliert. Aber Achill macht sich im neunten Buch keines solchen Vergehens, keines Ungehorsams gegen die göttlichen Mächte schuldig. Kein Gott, keine Göttin hat ihm befohlen, seinen Zorn fahren zu lassen, wie Pallas ihn im ersten Buch hindert, sein Schwert zu ziehen, oder wie Zeus im vierundzwanzigsten Buch ihm durch Thetis befehlen läßt, den Leichnam Hektor's zurückzugeben. Diesen Weisungen gehorcht er sogleich und ist überhaupt als ein durchaus frommer Held dargestellt. Auch sind wir keineswegs geneigt zuzugeben, daß seine Unversöhnlichkeit über das Maß hinausgeht, welches der Geist jener Zeit bei einem Charakter von heftiger Leidenschaft noch natürlich finden konnte. Er soll durchaus keinen fehlerlosen Helden vorstellen; auch zeigt er im neunten Buch keineswegs eine Wildheit, die mit der zu vergleichen wäre, welche er im sechszehnten Buch an den Tag legt, wo er sogar noch in dem Augenblick, als er Patroklos den Griechen zu Hilfe zu senden im Begriff steht, den heißen Wunsch ausdrückt, alle Griechen und Trojaner möchten den Untergang finden und nur sie beide übrig bleiben, um Troja zu erobern. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß einige von den edleren Zügen Achills nirgends so wirksam hervortreten, wie in dem neunten Buch; dazu gehört nebst seiner fürstlichen Höflichkeit im Empfang der Gesandten, die mit dem Geist der besten Rittergedichte wetteifern kann, jener Abscheu vor Verstellung, die ebenfalls mehr dem ritterlichen als dem griechischen Geist entspricht, die aber für das Ideal seines Charakters nothwendig war und die er so nachdrücklich in den oft citirten Versen ausspricht:

„Ἐχθρὸς γάρ μοι κεῖνος ὁμῶς Ἀΐδαο πύλῃσιν
Ὅς χ' ἕτερον μὲν κεύθῃ ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἴπῃ."

Was das zehnte Buch anbelangt, so sprechen, wie ich glaube, gewichtige Gründe für die Ansicht der Kritiker, daß das glückliche nächtliche Unternehmen des Ulyß und des Diomed geschickt eingeschoben ist, nicht nur um die rasche Aufeinanderfolge von Schlacht auf Schlacht zu unterbrechen, sondern auch um die Stimmung und den Muth der Griechen nach den Unglücksfällen des achten Buches neu zu beleben. Wir können Hrn. Grote nicht beipflichten, wenn er es schwer glaublich findet, „daß der Verfasser des fünften Buches (der Aristeia des Diomed) sich dazu herbeigelassen haben sollte, den Helden, den er so glänzend verherrlicht und den er sogar zum Sieger über Ares macht, in der Weise zu verwenden, daß er ihn ohne höhern Zweck und ohne besondre Nothwendigkeit die eben angekommenen Thracier im Schlafe abschlachten läßt". Die Tödtung von Wehrlosen, wenn sie nur Feinde und keine ἱκέται oder Schutzflehende waren, hatte ja für das griechische Gefühl selbst in einer vorgeschrittneren Zeit nichts besonders Widerstrebendes, während ein Hinterhalt in der Ilias ausnahmslos als der gefährlichste Dienst und als die entscheidendste Probe, die der Muth eines Kriegers zu bestehen haben kann, dargestellt wird. Eine homerische Zuhörerschaft vermochte in diesem unritterlichen Gemetzel wohl kaum etwas anderes zu sehen, als die wirkliche Unerschrockenheit der beiden Helden, die sich allein und für einen so gefährlichen Zweck in das Lager der schlafenden Feinde wagen, und in der homerischen Auffassung war dies unzweifelhaft eine That, die dem ausgezeichnetsten Krieger Ehre machte.

Wenn Hr. Grote es für möglich hält, daß die beiden letzten Bücher Zusätze sind, so müssen wir gestehen, daß uns das überrascht. Bei der Art, in der die Griechen zu Homers Zeit und später die feierliche Bestattung auffaßten, können wir uns nicht denken, wie die Handlung des Epos jemals hätte als vollendet gelten können, ehe nicht den beiden Helden, deren Tod die Katastrophe des Gedichts bildet, in herkömmlicher Weise die letzte Ehre erwiesen war. Auch hätte ein griechisches Publicum, wie wir glauben, es unerträglich gefunden, daß Hektor, der Liebling des Zeus, der nur mit dem größten Widerstreben dem Fatum und der öffentlichen Meinung des Olympus seinen Untergang zugesteht, nach seinem Tode von ihm dem schimpflichen Loos überlassen geblieben wäre, das Achill ihm bestimmt hatte und ihm zum Theil angedeihen ließ. Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, wie sehr der Charakter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Achills selbst an Interesse verlieren würde, wenn nicht seine sanfteren Elemente in der Unterredung mit Priamus in so unübertrefflicher Weise in Thätigkeit versetzt würden. Und wenn es auch wahr sein mag, „daß der homerische Mensch gewiß mit ganzer Seele auf den von Achill empfundenen Rachedurst einging," so ausschweifend und brutal die Rache auch war, so heißt es doch zu weit gehen, wenn man annehmen will, daß der homerische Mensch ausschließlich mit Achill sympathisirt haben würde. Sicherlich lag dies nicht in Homers Absicht, wofür selbst in der Achilleis Beweise genug vorliegen.

Das Capitel über den „Zustand der Gesellschaft und der Sitten, wie sie uns in der griechischen Sage erscheinen", ist gesund und einsichtsvoll, aber diesen Gegenstand hatten schon frühere Schriftsteller in einer Weise behandelt, die nicht soviel zu leisten übrig ließ. Einer von den originellen Puncten in der Darstellung unsres Autors ist der Vergleich, den er zwischen den charakteristischen Zügen der heroischen und der historischen Periode anstellt. So ist zum Beispiel das Gefühl der Verpflichtung in der homerischen Periode ausschließlich persönlicher Art. „Persönliche Gefühle gegen die Götter, den König oder ein irgend bekanntes und nahestehendes Individuum füllen das Herz des Menschen gänzlich aus; aus ihnen entspringen alle Beweggründe zum Wohlthun, alle innern Hemmnisse der Gewaltthätigkeit, Feindseligkeit, Raubsucht; und besondere Gemeinschaft, wie besondere Feierlichkeiten sind für ihre Existenz wesentlich", während nach der Vorstellung des Bürgers des historischen Athens „die große unpersönliche Autorität, welche Gesetz hieß, leitend und feststellend ihre besondere, von religiöser Pflicht und privater Sympathie geschiedene Rolle spielte." In dem Rath der Vornehmen und der Agora oder der Volksversammlung, welche, wenn auch ohne bestimmte Verrichtung oder Autorität, den Königen gewöhnlich zur Seite stehen, sieht Hr. Grote die Urelemente der späteren republicanischen Regierungen. Folgende Bemerkung ist von Bedeutung:

„Es gibt noch einen andern Gesichtspunct, der uns veranlassen kann dem Rath und der Agora als wesentlichen Theilen der sagenhaften Regierung der griechischen Gemeinwesen Beachtung zu schenken. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, die Anwendung öffentlicher Rede als einer ständigen Regierungsmaschine und nächsten Ursache des Gehorsams bis in die gesellschaftliche Kindheit der Nation zu verfolgen. Der Einfluß der Rede auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wird in dem Maße

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auffallender, entwickelter und unwiderstehlicher, als wir uns dem Culminationspunct der griechischen Geschichte, dem Jahrhundert, das der Schlacht bei Chäronea vorausging, mehr und mehr nähern. Daß ihre Entwicklung unter den aufgeklärtesten Stämmen des griechischen Namens am bedeutendsten, und unter den stumpfsinnigeren, dem Fortschritt abholderen, am geringsten war, ist eine allgemein bekannte Thatsache und nicht weniger wahr ist es, daß die Herrschaft der Gewohnheit öffentlicher Rede einer der vornehmsten Gründe der geistigen Ueberlegenheit der Nation im Allgemeinen war. Zu einer Zeit, wo alle benachbarten Länder in einer verhältnißmäßig tiefen geistigen Erstarrung verharrten, gab es keine andern in genügendem Grade kräftigen und wirksamen Motive für jene so wunderbare Vervielfältigung der productiven Geister Griechenlands, als diejenigen, die sich aus dem Lohn ergaben, welcher der öffentlichen Rede zufiel. Die Empfänglichkeit der Menge für diese Art der Leitung, ihre Gewohnheit die Aufregung, welche sie bot, zu suchen und sich ihrer zu erfreuen, und die offene Erörterung praktischer, politischer sowohl wie gerichtlicher Fragen, bei der regelmäßige Formen mit freier Opposition Hand in Hand gingen, das sind die schöpferischen Ursachen, welche solche hervorragende Meister in der Kunst der Ueberredung heranbildeten. Auch wurden auf diese Weise keineswegs blos Redner von Beruf gebildet. Im Hintergrund bildete sich die Lehrfähigkeit aus und dem Trieb zur Speculation wurden interessante Erscheinungen als Material der Beobachtung und Folgerung zu einer Zeit geboten, in der die Wahrheiten der Naturwissenschaft fast unzugänglich waren. Wenn die nächste Wirkung die war, die Fähigkeit des Ausdrucks zu steigern, so bestand die zweite, aber nicht minder sichere darin, daß die Gewohnheiten des wissenschaftlichen Denkens entwickelt wurden. Nicht blos die Redekunst eines Demosthenes und Perikles und der Zauber, den Sokrates in der Unterredung übte, sondern auch die philosophischen Speculationen Plato's und die systematische Politik, Rhetorik und Logik von Aristoteles lassen sich auf dieselben allgemeinen Tendenzen des griechischen Volksgeistes zurückführen und wir finden den Keim dieser reichen Entwicklung in dem Senat und der Agora der sagenhaften Zeit" (Band II, 105—106).

Gelegentliche Bemerkungen dieser Art über die Umstände, welche einen Einfluß auf die Besonderheiten des griechischen Charakters und der griechischen Civilisation äußerten, begegnen uns häufig in den beiden ersten Capiteln, die über das historische Griechenland handeln und zwar über die griechische Geographie und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„das hellenische Volk der ersten historischen Zeit im Allgemeinen". Hr. Grote legt diesen Betrachtungen keinen höhern Werth bei als sie verdienen. Er gibt sich nicht den Anschein, den Gegenstand erschöpfen zu wollen und behauptet nicht, daß die von ihm angeführten Gründe die gesammte Wirkung erklären, sondern er hebt die natürlichen Tendenzen der einzelnen einflußreichen Thatsachen in dem Maß hervor, als er diese der Reihe nach seiner Besprechung unterzieht. Das folgende (Band II, 298—302) mag als gelungene Probe dienen

„Die Configuration des griechischen Bodens, die in so vielfacher Beziehung der der Schweiz glich, übte auf den Charakter und die Geschichte des Volkes zwei Wirkungen von großer Bedeutung. Erstlich verstärkte sie in beträchtlichem Maße seine Vertheidigungsfähigkeit; sie schloß das Land gegen jene Einfälle aus dem Innern des Continents ab, die alle seine festländischen Colonien der Reihe nach unterwarfen; gleichzeitig machte sie jeden einzelnen Bruchtheil des Volkes den Angriffen der übrigen Theile schwerer zugänglich und übte also einen gewissen conservativen Einfluß zu Gunsten des Besitzstandes der factischen Inhaber eines Gebietes. Dann aber erhielt sie auch die einzelnen Abtheilungen des griechischen Volkes, während sie dieselben vor Eroberung schützte, politisch gesondert und gab ihrer Autonomie Dauer. Sie förderte das mächtige Princip der Abstoßung, das selbst das kleinste Städtchen geneigt machte, sich als ein politisches, von dem übrigen Körper getrenntes Ganzes einzurichten und jeder Idee einer gütlichen oder gewaltsamen Verschmelzung mit andern zu widerstreben. Einem modernen Leser, der an große politische Verbände und an die Bürgschaften für eine gute Regierung gewöhnt ist, welche das Repräsentativsystem gewährt, kostet es eine gewisse geistige Anstrengung, sich in eine Zeit zurückzuversetzen, wo selbst das kleinste städtische Gemeinwesen so hartnäckig an seinem Recht, sich selbst Gesetze zu geben, festhielt. Nichtsdestoweniger war diese Gewohnheit und dieses Gefühl in der ganzen alten Welt, in ganz Italien, Sicilien, Spanien, Gallien allgemein; bei den Hellenen fällt aber dieser Zug besonders auf und zwar aus mehreren Gründen, — erstlich weil sie die Vervielfältigung autonomer Einheiten auf die Spitze getrieben zu haben scheinen, wenn man erwägt, daß selbst Inseln, die nicht größer als Peparethos und Amorgos waren, zwei oder drei gesonderte Stadtgemeinden umfaßten; zweitens, weil sie zuerst in der Geschichte der Menschheit scharfsinnige systematische Denker über Fragen des Staatslebens hervorbrachten, die sämmtlich die autonome Stadt als die unerläß-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Grundlage jeder politischen Speculation hinnahmen; drittens, weil diese unheilbare Zersplitterung sich ihnen schließlich trotz ihrer ausgesprochenen geistigen Ueberlegenheit über ihre Sieger verderblich erwies, und endlich, weil ihre Unfähigkeit, sich politisch zu verschmelzen, keineswegs eine mächtige und ausgedehnte Sympathie zwischen den Bewohnern aller der verschiedenen Städte ausschloß, mit der eine beständige Tendenz, sich für zahlreiche Zwecke geselliger, religiöser, erheiternder, bildender und ästhetischer Natur zu verbrüdern, Hand in Hand ging . . . . . .

„Auch ist es keine zu gewagte Voraussetzung, wenn man annimmt, daß dieselben [geographischen] Ursachen auch das ihrige beigetragen haben mögen, jene nirgends entlehnte Entwicklung zu fördern, welche sie so sehr auszeichnet. Allgemeine Sätze über den Einfluß des Klima's und physischer Einwirkungen auf den Charakter sind allerdings unzuverlässig, denn unsere gegenwärtige Kenntniß des Erdballs reicht hin, um uns zu lehren, daß Kälte und Hitze, Gebirge und Ebene, See und Land, feuchte und trockene Atmosphäre mit der größten Verschiedenheit der ihrem Einfluß unterworfenen Bewohner verträglich sind .... Nichtsdestoweniger können wir es wagen, gewisse, dem Fortschritt günstige Einflüsse, anzuerkennen, die sie in einer Zeit, wo sie sich nicht aus Büchern unterrichten und keine höher gebildeten Vorgänger nachahmen konnten, ihrer geographischen Lage dankten. Zunächst möchten wir bemerken, daß diese Lage sie zugleich zu Gebirgsbewohnern und zu Seefahrern machte und ihnen somit eine reiche Fülle verschiedener Gegenstände, Anregungen und Abenteuer bot, ferner darauf, daß jedes kleine Gemeinwesen, in seinem eigenen Felsennest für sich eingebettet, von dem übrigen Körper genügend getrennt war, um ein individuelles Leben und seine besonderen Eigenthümlichkeiten zu besitzen, jedoch nicht so weit, um es den Sympathien der andern Theile zu entfremden, so daß einem beobachtenden Griechen, welcher mit einer bunten Menge halber Landsleute verkehrte, deren Sprache er verstand und deren Idiosynkrasien er zu würdigen wußte, ein reicheres Maß socialer und politischer Erfahrung erreichbar war, als irgend ein anderer Mensch sich in einer so wenig vorgeschrittenen Zeit persönlich anzueignen vermochte. Der Phönicier, dem Griechen als Seefahrer überlegen, durchmaß weitere Strecken und sah eine größere Zahl von Fremden, aber er hatte nicht dieselbe Gelegenheit, mit einer so mannigfachen Menge von Stamm- und Sprachgenossen in engen Verkehr zu treten; seine Beziehungen, die sich auf Kauf und Verkauf beschränkten, umfaßten nicht jene Gegenseitigkeit von Einwirkung und Gegenwirkung,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

welche die Menge bei einem griechischen Festspiel durchdrang. Das Schauspiel, das sich hier bot, war eine Mischung von Gleichförmigkeit und bunter Abwechslung, die in hohem Grade die Beobachtungsfähigkeit eines genialen Mannes anregen mußte, der gleichzeitig, wenn er seine Eindrücke mittheilen oder auf dies so gemischte und verschiedenartige Publicum einwirken wollte, die besondern Eigenthümlichkeiten seiner Stadt oder seines Staates abschütteln und etwas vorbringen mußte, was mit dem allgemeinen Gefühl im Einklang stand."

In den sechs Capiteln, welche den zweiten Band schließen, faßt Hr. Grote die Summe alles dessen zusammen, was wir über die frühste Lage derjenigen griechischen Staaten wissen, deren eigentliche Geschichte erst mit den Perserkriegen beginnt und führt die Geschichte der peloponnesischen Griechen bis auf die Zeiten des Krösus und Pisistratus herab. Die fragmentarische Natur der Ueberlieferung und die gewissenhafte Strenge des Autors, der sich ein Bedenken daraus macht, den Mangel an beglaubigten Thatsachen durch Theorien und Hypothesen zu ersetzen, lassen diese Capitel mit einer einzigen Ausnahme etwas dürftig erscheinen. Diese Ausnahme bildet das Capitel, welches die Gesetzgebung Lykurgs, das erste Ereigniß von hervorragender historischer Bedeutung in der Geschichte Griechenlands behandelt.

Obgleich man kaum behaupten kann, daß über die Persönlichkeit Lykurgs irgend etwas bekannt ist, so zweifelt doch Hr. Grote nicht daran, daß ein solcher Mann existirt hat und daß die besonderen spartanischen Einrichtungen das Werk eines einzigen Gesetzgebers waren. So außerordentlich es in der That erscheinen mag, daß ein Mann oder selbst ein Verein von Männern Macht genug besessen haben soll, ein so merkwürdiges System von Sitten und Einrichtungen nicht nur einzuführen, was verhältnißmäßig noch wenig sagen will, sondern auch mit dauernder Lebenskraft auszustatten, so ist doch dies System selbst so durch und durch künstlich, daß jeder gewöhnlichere Ursprung noch unwahrscheinlicher wäre; in jedem seiner Theile verräth sich ein systematischer Plan.

Indessen weist Hr. Grote nach, daß die herkömmliche Ansicht über die Lykurgischen Reformen und selbst über die spartanischen Einrichtungen in einem wichtigen Punct, nämlich in Bezug auf die angebliche gleiche Theilung des Grundbesitzes, irrig ist. Er verwirft diese, nicht wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit, da sie an sich nicht so unglaublich ist, wie das, was Lykurg wirklich bewirkte, sondern weil keine Erwähnung davon bei irgend einem Schriftsteller zu finden ist, der zu der Zeit lebte, als die Lykurgischen Einrichtungen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

noch in Kraft standen; es liegen Beweise in Menge vor, daß weder Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Isokrates, noch auch Aristoteles etwas von einer derartigen gleichmäßigen Vertheilung, die mit Lykurg oder Sparta irgend wie in Verbindung stand, gewußt haben. Die Annahme einer solchen Theilung beruht lediglich auf dem Zeugniß Plutarchs, und Hr. Grote glaubt, daß sie nichts weiter war als eine historische Phantasie, die viel später aus der Sehnsucht und den Bestrebungen der patriotischen Partei hervorging, an deren Spitze die reformatorischen Könige Agis und Kleomenes standen.

„Betrachten wir die Lage, in der sich die Stadt zur Zeit Agis des Dritten, etwa 250 v. Chr., befand, so sehen wir, daß die Zahl der Bürger sehr zusammengeschmolzen, die große Mehrzahl derselben in klägliche Armuth versunken, und der gesammte Grundbesitz in wenigen Händen vereinigt war, daß die öffentliche Zucht und die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, soweit es sich um die Reichen handelte, in bloße Formalitäten ausgeartet waren, daß eine große Zahl von Fremden oder Nichtbürgern in der Stadt wohnte, da die alte Xenelasie oder Ausweisung der ansässigen Fremden längst aus der Uebung gekommen war, und daß sie eine mächtige Capitalistenclasse bildeten, und endlich, daß die Würde und das Ansehen des Staates bei seinen Nachbaren ganz und gar verschwunden war. Einem jungen Enthusiasten, wie König Agis, und manchem feurigen Geist unter seinen Altersgenossen schien dieser verkommene Zustand im Vergleich mit dem früheren Ruhm des Staates unerträglich, und sie sahen kein anderes Mittel zur Regenerirung Spartas als die Wiedereinsetzung der armen Bürger in die ihnen entzogenen Rechte, eine neue Theilung des Grundbesitzes, Streichung aller Schulden und die Rückkehr zu der ganzen Strenge der öffentlichen Mahlzeiten und der militärischen Zucht. Agis versuchte es, diese Umsturzmaßregeln, die alles überboten, was je ein Demagoge zur Zeit der äußersten Demokratie in Athen ins Auge zu fassen gewagt hätte, mit der Zustimmung des Senates und der Versammlung, der sich die Reichen zu fügen schienen, durchzusetzen. Seine Aufrichtigkeit wird durch den Umstand bezeugt, daß er sein eigenes Vermögen und das seiner weiblichen Verwandten, die zu den größten Vermögen des Staates gehörten, als erstes Opfer dem gemeinsamen Schatz darbrachte. Indessen ließ er sich von grundsatzlosen Helfern hintergehen, und fand bei dem fruchtlosen Versuch, seinen Plan durch Ueberredung durchzusetzen, seinen Tod. Sein Nachfolger Kleomenes setzte später einen im wesentlichen ganz ähnlichen Wechsel mit Gewalt wirklich durch,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

obwohl das Dazwischentreten fremder Waffen ihn und seine Einrichtungen bald wieder stürzte.

„Dieser Zustand der öffentlichen Meinung nun, welcher in Sparta jene Pläne von Agis und Kleomenes hervorrief, verschaffte auch zuerst der historischen Phantasie Eingang, welche die absolute Gütergleichheit, von der Aristoteles und seine Vorgänger nichts wissen, als eine ursprüngliche Lykurgische Einrichtung darstellte. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie sehr ein solcher Glaube voraussichtlich die Pläne der Neuerer fördern mußte, und ohne irgend eine überlegte Täuschung vorauszusetzen, können wir es doch nicht auffallend finden, daß die Voreingenommenheit der enthusiastischen Patrioten eine alte ungeschriebene Gesetzgebung, von der sie durch mehr als fünf Jahrhunderte getrennt waren, zu Gunsten ihrer Lieblingsideen deutete. Der lykurgischen Zucht wohnte im hohen Grade die Tendenz bei, den Geistern die Idee der Gleichheit aller Bürger, das heißt die Negation jeder Ungleichheit, die nicht auf irgend einer persönlichen Eigenschaft beruhte, geläufig zu machen, insoweit sie die Gewohnheiten, Genüsse und Fähigkeiten der Armen und Reichen gleich machte, und diese in der Idee und der Tendenz liegende Gleichheit, in der sich der Wunsch des Gründers auszusprechen schien, wurde von den späteren Reformatoren zu einer positiven Einrichtung hinaufgeschraubt, die er ursprünglich verwirklicht habe, von der aber seine entarteten Nachfolger abgewichen seien. . . . . Es wird uns nicht schwer werden zu begreifen, daß sie [diese Hypothese] bald aufrichtigen Glauben fand, wenn wir uns daran erinnern, wie viele ähnliche Täuschungen selbst in unserer Zeit, die doch historische Genauigkeit ungleich mehr begünstigt, zur Geltung gelangt sind, und in welch falscher Färbung das politische Gefühl unserer Tage manche Fragen der alten Geschichte, wie das sächsische Witenagemote, die magna charta, das Entstehen und Wachsthum des englischen Hauses der Gemeinen oder selbst das Armengesetz Elisabeths dargestellt hat." (Band II, 527—530.)

Die Besonderheit Spartas bestand nicht in der Gleichheit der Vermögen, sondern in dem consequenten Bemühen es dahin zu bringen, daß Reiche und Arme in derselben Weise leben, und zwar nicht für sich, sondern als Geschöpfe und Werkzeuge des idealen Wesens, das Staat hieß, leben sollten. Das Mittel, das der Gesetzgeber für diesen Zweck anwendete, war nicht die Zerstörung des Privatvermögens selbst, sondern die Beseitigung jeder Möglichkeit es für sich zu genießen. Durch einen festgesetzten Naturalbeitrag, den jeder Bürger beisteuerte, wurden die öffentlichen Tische unter-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

halten, an denen alle Spartaner von ihren Kinderjahren bis zu ihrem Tode dasselbe frugale Mahl einnahmen.

„Sie [die Spartaner] lebten gewöhnlich in der Oeffentlichkeit, immer entweder selbst der Gegenstand gymnastischer und militärischer Abrichtung, oder Kritiker und Zuschauer derselben, immer in den Fesseln und unter dem Zwange eines theils kriegerischen, theils mönchischen Regimentes, waren der Unabhängigkeit einer besonderen Häuslichkeit entfremdet, sahen in den ersten Jahren ihrer Ehe selbst ihre Gattinnen nur verstohlen, und standen nur in geringer besonderer Beziehung zu ihren Kindern. Sie waren der beständigen Ueberwachung und Einwirkung nicht nur ihrer Mitbürger, sondern auch besonderer, vom Staate bestellter Censoren oder Hauptleute unterworfen, und brachten ihre Tage mit den öffentlichen Uebungen und Mahlzeiten, ihre Nächte aber in den öffentlichen Lagerhütten zu, denen sie angehörten. . . . .

„Die Parallele zu Lykurgs Einrichtungen findet man in der Republik Plato's, der das spartanische System ausgewählter, sorgfältig ausgebildeter Hüter billigt, welche das Gemeinwesen nach ihrem Ermessen leiten; dabei waltet allerdings der gewichtige Unterschied ob, daß der spartanische Charakter, wie ihn Lykurg bildete, einen niedrigen Typus repräsentirte, da er durch ausschließliche und übertriebene körperliche Zucht wild und trotzig wurde, selbst den ersten Elementen der Wissenschaft fremd blieb, ganz in dem engen Kreis seiner Specialitäten aufging, alles, was darüber hinauslag, zu verachten gelernt hatte, und zwar alle Eigenschaften besaß, welche die Herrschaft verschaffen, aber keine von denen, welche die Herrschaft bei den Unterthanen beliebt oder für sie ersprießlich machen können — während die Gewohnheiten und Eigenschaften der Hüter, wie sie Plato sich ausmalt, eben so umfassend wie menschenfreundlich sind, und sie in den Stand setzen, nicht nur zu herrschen, sondern für Zwecke des Schutzes, der Versöhnung, der Erhebung zu herrschen. Sowohl Plato wie Aristoteles dachten sich als Ideal der Gesellschaft etwas in der Weise des spartanischen Typus, einen erlesenen Verein von Bürgern mit gleichen Vorrechten, die, jeder industriellen Beschäftigung entrückt, einer öffentlichen und gleichförmigen Heranbildung zu unterziehen wären; beide gestehen (mit Lykurg) zu, daß der Bürger nicht sich selbst, noch seiner Familie, sondern dem Staat angehört; beide aber äußern zugleich ihr Bedauern darüber, daß die spartanische Heranbildung nur eine Seite der menschlichen Tugend berücksichtigte, diejenige nämlich, welche ein Zustand des Krieges in Anspruch nimmt; die Bürger waren in eine Art Garnison verwan-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

delt, die in ewiger Waffenübung begriffen, stets des Aufrufs zum Kampf gegen die Heloten im innern, oder gegen auswärtige Feinde gewärtig sein mußte ..... Wenn wir die allgemeine Unsicherheit des griechischen Lebens im neunten oder achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, und vor allem die gefährdete Lage der kleinen Schaar dorischer Eroberer in Sparta und seinem Bezirk, mit unterjochten Heloten im eigenen Land und unbezwungenen Achäern rings um, in Erwägung ziehen, ... so wird die Ausschließlichkeit des Zieles, das sich Lykurg steckte, leicht begreiflich; was aber wahrhaft überraschend wirkt, ist die Gewaltthätigkeit seiner Mittel und der von ihm erzielte Erfolg. Die Verwirklichung seines Planes schuf bei den 8000 oder 9000 spartanischen Bürgern unerreichte Gewohnheiten des Gehorsams, der Kühnheit, Selbstverleugnung und militärischen Tüchtigkeit, — jene vollkommene Unterwerfung des Individuums unter die heimische öffentliche Meinung, die jeden Spartaner den Tod dem Preisgeben der spartanischen Grundsätze vorziehen ließ, — einen glühenden Ehrgeiz bei jedem einzelnen, sich innerhalb der Sphäre vorgeschriebener Pflichten auszuzeichnen, neben sehr wenig Ehrgeiz für irgend einen andern Zweck. In welcher Weise ein so strenges System individueller Heranbildung — der Herrschaft über das gesammte Thun und Denken jedes Bürgers von der Wiege bis zum Grab — bei irgend einem Gemeinwesen zuerst in Wirksamkeit gesetzt werden konnte (jedenfalls eine schwerere Aufgabe als irgend eine politische Revolution) —, das zu entdecken ist uns nicht mehr gestattet; selbst der Einfluß, den ein tiefernster und thatkräftiger Mann aus dem Geschlecht der Herakliden, unterstützt von der noch mächtigern Wirksamkeit des delphischen Gottes, der hinter ihm stand, auf den intensiv religiösen Sinn des spartanischen Volkes üben konnte, erklärt uns diese so merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Menschheit nicht ausreichend, wenn wir nicht annehmen, daß diese Factoren durch ein Zusammentreffen von mitwirkenden Umständen begünstigt wurden, über die uns die Geschichte nichts berichtet, und daß die vorausgegangenen Wirren eine Höhe erreicht hatten, welche den Bürgern jeden Preis für Beseitigung des unerträglichen Zustandes annehmbar erscheinen ließ." (Band II, 504—519.)

Es hat sich in Wahrheit die wunderbare Biegsamkeit des menschlichen Geistes und seine Fähigkeit, sich durch künstliche Veranstaltungen beeinflussen zu lassen, niemals wieder in so erstaunlicher Weise bethätigt. Ist es doch dem lacedämonischen Gesetzgeber vollständig gelungen, auf viele Generationen hinaus aus der Gesammt-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

heit der spartanischen Krieger in Sparta genau das zu machen, was er aus ihr machen wollte. In Sparta, — müssen wir allerdings hinzufügen, denn ein Spartaner außerhalb Spartas war, zum mindesten zur Zeit des Uebergewichtes seines Landes, nicht nur der herrschsüchtigste und anmaßendste, sondern auch trotz oder vielmehr, in Folge einer natürlichen Reaction, wegen seiner ascetischen Zucht der habsüchtigste und bestechlichste aller Griechen; keiner fiel so leicht den Versuchungen des Glanzes und der Schwelgerei zum Opfer. Doch war eine solche gewohnheitsmäßige Verleugnung der gewöhnlichen persönlichen Interessen, ein solches Aufgehen in einer Idee mit Kleinlichkeit des Geistes nicht verträglich. Die meisten Anekdoten über einzelne Lacedämonier und ihre uns aufbewahrten Aeußerungen athmen eine gewisse Großartigkeit des Sinnes, obwohl der lacedämonische Staat, welcher den Gegenstand dieser Verehrung bildete und gewohnt war Opfer zu empfangen und nicht zu bringen, in seiner politischen Haltung oft eine ganz auffallende Kleinlichkeit und eine maßlose Selbstsucht an den Tag legte, welche durch die Verblendung und selbst durch die unspartanische Feigheit, die sie erzeugte, beständig ihre eigenen Zwecke vereitelte.

Das also waren die Spartaner, diese erblichen Tories und Conservativen Griechenlands, die für die Moralisten und Philosophen des weit edlern und auch weit größern und weisern athenischen Staates ein Gegenstand übertriebener Bewunderung waren, weil die höhern Geister zweiten Ranges in einer gebildeten Zeit und bei einem gebildeten Volk in der Regel in einer übertriebenen Opposition gegen den Geist ihrer Zeit und ihres Volkes stehen, und zu den Fehlern hinneigen, welche denen entgegengesetzt sind, mit welchen sie täglich im Kampfe stehen. Für Männer, welche sich veranlaßt fühlten, das Gesetz gegen die Willkür, Erbweisheit gegen sophistische Spitzfindigkeiten und rhetorische Künste zu vertheidigen, war Sparta das beständige Musterbild der Ehrfurcht vor dem Gesetz und der Anhänglichkeit an alte Grundsätze. Die Umwälzungen, welche unaufhörlich jeden andern griechischen Staat gefährdeten und vor welchen selbst Athen nicht ganz sicher war, bedrohten Sparta niemals. Die Festigkeit der spartanischen Verfassung und die Consequenz der spartanischen Grundsätze imponirten den Griechen im hohen Grade. „Es war die einzige Regierung in Griechenland, welche ihre ununterbrochene friedliche Abstammung bis auf ein hohes Alterthum und bis auf ihren wirklichen oder vermeintlichen Gründer zurückführen konnte;" und dies war, wie wir mit Hrn. Grote glauben, einer der Hauptgründe „des erstaun-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Uebergewichts, das die Spartaner über den griechischen Geist erlangten, und das sie, wie sich herausstellen wird, keineswegs einer besondern Geschicklichkeit in Leitung der Staatsangelegenheiten verdankten. Die Festigkeit ihrer politischen Sympathien, die sich bald durch die Vertreibung von Tyrannen und Despoten, bald wieder durch das Umstürzen von Demokratien bewährte, ersetzte die Geschicklichkeit und selbst die anerkannten Mängel ihrer Regierung wurden oft durch das Gefühl der Ehrfurcht vor ihrem hohen Alter und ihrer ununterbrochenen Dauer gegen Angriffe geschützt." (Band II, 477.)

Der Leser, welcher den gegenwärtigen Stand unsrer Kenntniß der griechischen Welt zu beurtheilen weiß, wird aus dem bisher Gesagten entnehmen können, daß das vorliegende Werk als Beitrag zu dieser Kenntniß bereits sehr viel geleistet hat und noch mehr zu leisten verspricht. Der Autor wird an vertrauter und genauer Bekanntschaft mit dem ganzen Gebiet der griechischen Literatur und Alterthumskunde selbst von deutscher Gelehrsamkeit nicht übertroffen, während keiner seiner Vorgänger ihm an philosophischer und allgemeiner Bildung und Begabung auch nur nahe kommt.

Man hat den bis jetzt veröffentlichten Bänden den Vorwurf gemacht, daß sie mehr Erörterungen als Geschichte enthalten. Dagegen läßt sich erwidern, daß für die hier behandelten Zeiten ein fortlaufender Fluß der Erzählung unmöglich ist, daß diejenigen, welche von der Geschichte nichts als unterhaltende Erzählung verlangen, diese anderswo in reicher Fülle finden können, daß es die Pflicht des Historikers ist, ebensowohl zu urtheilen und zu beweisen, als zu erzählen und zu behaupten, und daß diese Kritiker zuerst bei der Hand sein würden, einen Schriftsteller zu tadeln, der die herkömmliche Auffassung der Thatsachen durch eine neue, ihm eigenthümliche Auffassung ersetzen wollte, ohne nachzuweisen, durch welches Beweismaterial er sie zu bekräftigen vorbereitet sei. Dazu kommt noch, daß die hier als Beweismittel verwendeten Thatsachen fast immer einen integrirenden Bestandtheil der Darlegung des griechischen Geistes bilden, und daß schon aus diesem Grunde allein Niemand, der griechisches Wesen wirklich verstehen lernen will, wünschen könnte, auch nur eine Seite von Hrn. Grote's beweisführenden Capiteln gestrichen zu sehen.

In den vorliegenden Bänden ist der Styl klar, ungekünstelt und oft sehr treffend und kräftig. Wenn wir etwas daran auszusetzen hätten, so wäre dies der zu häufige Gebrauch von griechischen und lateinischen Worten, von denen manche anerkannte, obwohl nicht allgemein gebräuchliche englische Worte, andere hin-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gegen von ihm ersonnen und nur dem Gelehrten verständlich sind. In manchen Fällen sind ohne Zweifel diese Worte nothwendig und tragen ihre Rechtfertigung in sich, wie zum Beispiel das Wort „autonom", das eine politische Idee ausdrückt, die sich durch kein Wort und keine Phrase einer modernen Sprache genau wiedergeben läßt. Dasselbe kann man auch von dem aus dem Lateinischen entlehnten Wort gens sagen, das eine dem Alterthum geläufige Verbindung von politischen und religiösen Ideen ausdrückt, die im wesentlichen die nämlichen waren, die jener Ausdruck, wie Niebuhr nachgewiesen hat, in Rom bezeichnete. Indessen würden sich bei einer sorgfältigen Musterung der Bände manche Fälle finden, in denen ähnliche ungewöhnliche Worte gebraucht sind, um einen Begriff auszudrücken, der ebenso gut durch allgemein verständliche Redeweisen ausgedrückt werden konnte.

Rechtfertigung der französischen Februarrevolution gegen die Angriffe Lord Brougham's und Anderer *).

Daß die Vorgänge und die Männer der letzten französischen Revolution in den Augen des gemeinen und selbstsüchtigen Theiles der obern und mittlern Classen wenig Gnade finden, kann wohl Niemanden überraschen, und daß die Tagespresse, die nur das Echo oder soweit es in ihrer Macht liegt, die Vorläuferin der Meinungen und Vorurtheile dieser Classen ist, darnach strebt, sich durch böswillige Herabsetzung jenes großen Ereignisses zu empfehlen, entspricht nur dem gewöhnlichen Lauf der Dinge. Gerechtigkeit gegen die Männer und eine billige Würdigung des Ereignisses verlangen, daß gegen diese unverdienten Angriffe Einsprache erhoben werde. Indessen ist es schwer, mit einem so aalglatten Gegner, wie es ein Zeitungsschreiber ist, zu ringen und unmöglich, den Strom der Verleumdung bis in all die unendlich kleinen Zu-

---

*) Westminster Review, April 1849. (Der Artikel bezieht sich namentlich auf Lord Brougham's „Brief an den Marquis von Lansdowne über die letzte französische Revolution", London, bei Ridgway, 1848.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

flüsse zu verfolgen, die ihm in ununterbrochener Folge aus unzähligen Zeitungsartikeln zugeführt werden und ihn immer höher anschwellen lassen. Gegen derartige Angreifer ist man immer im entschiedensten Nachtheil, so lange man sie nicht durch ein ähnliches Medium bekämpfen kann, das der Tageslüge auch die sofortige tägliche Widerlegung entgegenzusetzen erlaubt. Es ist also ein glücklicher Umstand, wenn Jemand die ganze Masse der Anschuldigungen in einer einzigen allgemeinen Anklageschrift zusammenfaßt, so daß die Entscheidung gewissermaßen von dem Ausgang einer einzigen Schlacht und nicht von einer unendlichen Reihe von Scharmützeln abhängig gemacht wird. Die Vertheidiger von Wahrheit und Gerechtigkeit können sich nur Glück wünschen, wenn alles, was Unwahrheit und Ungerechtigkeit vorzubringen haben, in einem mäßigen Umfang und in einer Form, welche der Widerlegung eine Handhabe bietet, zusammengefaßt wird.

Einen solchen Vortheil gewährt uns Lord Broughams Erguß rhapsodischer Schmähungen gegen die Revolution und ihre Urheber. Unter den zahlreichen seit Februar 1848 aus der englischen Presse hervorgegangenen Schriften, die einen ähnlichen Zweck und zum Theil mit weit größerm Talent verfolgen, ist seine Flugschrift die einzige, welche darauf Anspruch macht, den ganzen Gegenstand zu umfassen und die einzige, welche einen bekannten Namen trägt. Sollte man finden, daß dieser Arbeit mehr Bedeutung beigelegt wird, als sie bei ihrer Trivialität und Gehaltlosigkeit beanspruchen kann, so möge man erwägen, daß die Bedeutung einer Zahl nicht so sehr von den Einheiten der ersten Ziffer, wie von der Anzahl der nachfolgenden Ziffern abhängt.

Lord Brougham „hält es als ein Mann, der in verschiedenen Zeiten ein Führer in politischen Bewegungen gewesen ist und das Seinige zur Herbeiführung der größten Verfassungsänderung, die jemals ohne Anwendung thatsächlicher Gewalt herbeigeführt wurde, beigetragen hat, für eine ihm obliegende Pflicht, in ruhiger, aber umfassender Weise auf die Betrachtung der außerordentlichsten Revolution einzugehen, die jemals die Gestalt der Dinge in einem civilisirten Lande geändert hat."

Es ist sehr natürlich und lobenswerth, daß Jemand (auch wenn er nicht wie Lord Brougham sich des Vorzugs rühmen kann und wirklich oft genug rühmt, als Minister den Marquis von Lansdowne zum Collegen gehabt zu haben) es sich angelegen sein läßt, das denkwürdige Ereigniß zu studiren, das den Gegenstand der Broughamschen Schmähschrift bildet. Denkwürdig kann man es mit Recht nennen, obwohl die abgedroschene Hyperbel von „der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

außerordentlichsten Revolution, die jemals die Gestalt der Dinge in einem civilisirten Lande änderte", selbst als bloße rhetorische Floskel kaum zulässig erscheinen kann. In einer Beziehung muß man die Februarrevolution allerdings nicht nur als außerordentlich, sondern fast als beispiellos anerkennen. Sie steht unter den Revolutionen dadurch beinahe einzig da, daß sie die Macht Männern in die Hand gab, die sie weder erwartet und gesucht hatten, noch auch für irgend einen persönlichen Zweck verwendeten, selbst nicht für den, das Uebergewicht ihrer Partei auf andrem Wege als dem des Meinungskampfes und der Erörterung zu erhalten, Männern, deren sämmtliche Acte in ihnen die fast unerhörte Erscheinung selbstloser Politiker erkennen ließ, die nicht wie der große Haufe derer, die sich aufrichtig dünken, darauf ausgingen, ein weniges für ihre Meinungen und recht viel für sich selbst zu thun, sondern sich mit uneigennützigem Eifer bemühten, während der Dauer ihrer Macht soviel Gutes zu wirken, als ihre Landsleute entgegenzunehmen fähig waren, und mehr, als ihre Landsleute bis dahin zu wünschen gelernt hatten. Vielleicht hätte man nicht erwarten sollen, daß Männer dieses Gepräges in Lord Broughams Sympathie einen hohen Platz einnehmen könnten. Lord Brougham hat oft und mit Erfolg auf Seiten des Volkes gefochten, aber wenige werden behaupten wollen, daß er ihm oft vorauseilte, oder in seinem Dienste jemals eine besonders steile Anhöhe stürmte. Selbst in den Tagen seines größten Ruhmes pflegte man ihm nachzusagen, daß er sich selten einer Sache anschloß, ehe nicht ihre ersten Schwierigkeiten vorüber waren und ehe sie nicht durch Arbeiter von ernsterem Caliber, die bereitwilliger auf unterschiedloses Lob verzichteten, dem Punct des Erfolges nahe gebracht war. Wenn also Sympathie von Charakterähnlichkeit abhängt, so war von vornherein nicht zu erwarten, daß Sr. Lordschaft eine besonders warme Bewunderung für die Mitglieder der provisorischen Regierung hegen würde. Indessen ist doch wohl unter den Männern in Europa, die ihm in Bezug auf Ruf und Stellung gleichkommen, kein zweiter, der sich gestatten würde, von ihnen in folgender Weise zu sprechen:

„Dem sofortigen Verschwinden aller Tugenden, Herrschaften, Fürstlichkeiten und Talente, aller Männer, die durch ihre Stellung, ihre Fähigkeiten, ihre Regierungsgewohnheiten oder auch nur durch ihre Geschäftsgewohnheiten irgendwie berechtigt waren, die Angelegenheiten ihres Landes zu leiten, folgte sofort die Erhebung zur höchsten Macht von Männern, die mit alleiniger Ausnahme meines berühmten Freundes Arago entweder bis dahin selbst ihrem Namen und ihrer Existenz nach ganz unbekannt waren, oder die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

man als Schriftsteller von nicht bedeutendem Ruf kannte, oder die so unrühmlich bekannt waren, daß es für sie besser gewesen wäre, ganz unbekannt zu bleiben, und auch Hr. Arago, die einzige Ausnahme von dieser wirklich vorhandenen oder wünschenswerthen Namenlosigkeit, ist einzig und allein in der Welt der Wissenschaft bekannt."

Wenn man bedenkt, daß zu den Männern, von denen hier die Rede ist, unter andern auch Hr. von Lamartine gehört, so fällt es schwer, über ein so unbegrenztes Vertrauen auf die Unwissenheit des Publicums nicht zu staunen. Der literarische Ruf, dessen sich Hr. von Lamartine in Frankreich und Europa erfreut, wird es wohl vertragen können, daß Lord Brougham ihn ignorirt. Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung war nicht eine einzige unbekannte Persönlichkeit. Die sieben Männer, aus denen dieselbe ursprünglich bestand, waren insgesammt ausgezeichnete Mitglieder der Deputirtenkammer. Ihr verehrungswürdiger Präsident, einer der geachtetsten Charaktere Frankreichs, hatte sogar eine Ministerstelle bekleidet, wenn das anders eine Empfehlung ist; er war ein Mitglied des ersten im Jahre 1830 ernannten Cabinets gewesen und aus der Regierung ausgeschieden, als Louis Philipp sich von den volksthümlichen Principien lossagte. Der „berühmte Freund", der „nur in der Welt der Wissenschaft" bekannt sein soll, ist zwanzig Jahre hindurch ein thätiger und einflußreicher Politiker gewesen. Drei andere waren hervorragende Mitglieder der Pariser Advocatur. Die vier, welche diese sieben, der Volksstimme gehorchend, als ihre Collegen aufnahmen, waren die anerkannten Führer der republicanischen Presse, und wem, der sich um französische Dinge auch nur im mindesten kümmerte, hätten die Namen Marrast und Louis Blanc fremd sein können?

Die erste Sünde der Revolution ist in Lord Broughams Augen ihre Besonderheit. „Die Menschheit hat ihresgleichen noch nie gesehen." „Sie hat keine Parallele in der Geschichte der Nationen." „Sie steht im Widerstreit mit jedem Princip und jeder Erfahrung." Wenn es möglich wäre, daß sie dauern könnte, so würde unser Autor „sich verpflichtet fühlen, einem sehr sorgfältig gearbeiteten Werk, der politischen Philosophie der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniß, einen neuen Abschnitt hinzuzufügen." Wenn sein Bericht über die Revolution richtig wäre, so wäre es durchaus unbegreiflich, wie sie hätte zu Stande kommen können. Sie war „das plötzliche Werk eines Augenblickes, ein Umschwung, der durch keinen vorausgegangenen Plan vorbereitet wurde; sie war durch kein Gefühl eines Uebelstandes veranlaßt, durch keine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Klage angekündigt." Sie war ferner „grundlos, entbehrte jedes Vorwandes, und zu ihrer Rechtfertigung oder auch nur zu ihrer Erklärung läßt sich durchaus nichts anführen, es wäre denn die Gewohnheit an Wechsel und die Geneigtheit zur Gewaltthätigkeit." Sie war „das Werk von einem halben Dutzend Handwerkern, die sich in einer Druckerei zusammenfanden," „von einer Handvoll bewaffneter Schufte, die ein Schuhmacher und ein untergeordneter Zeitungsschreiber anführten." Wer mit dem Zeitungsschreiber gemeint ist, muß Se. Lordschaft am besten wissen; der Schuhmacher aber kann Niemand sonst sein, als Hr. Adolph Chenu, dem Lord Brougham alles, was er von seiner Betheiligung an dem Vorgange erzählt, aufs Wort glaubt, obgleich man nur seine Aussage zu lesen braucht, um sich zu überzeugen, daß man ihn schon damals als das kannte, wofür er jetzt allgemein gilt, nämlich als einen Polizeispion. Diese „Handvoll" von „Arbeitern" oder auch von „Schuften" unterwarf sich alle Welt, obgleich alle Welt sie höchlich mißbilligte. Ein halbes Dutzend unbekannter Individuen stürzte eine Regierung, gegen die Niemand etwas hatte, und setzte eine Regierung ein, nach der Niemand verlangte. Dies auffallende Ereigniß, diese Regierung, die gewissermaßen ganz von selber fällt, bringt den Autor nicht auf den Gedanken, daß es mit ihrem Fundament nicht ganz richtig gestanden haben muß. Der ganze Vorgang beweist ihm nur, daß Fundamente nutzlos sind. Er enthüllt ihm die „schreckliche Wahrheit", daß es in der Natur von Gebäuden liegt, ohne Grund einzustürzen und daß man hinfort bei keinem mehr auf Dauer rechnen könne. Die Februarrevolution „zerstört für immer unser Vertrauen in jedes System politischer Macht, das man aufbauen könnte", und zwar nicht nur in Frankreich, sondern auf dem gesammten Erdball. „Alles Gefühl der Sicherheit bei sämmtlichen bestehenden Regierungen" ist dahin. „Keine kann auch nur für die nächste Stunde als gesichert gelten."

Kurz, die Erklärung der Revolution läuft daraus hinaus, daß sie absolut unerklärlich ist und das soll nicht ein Eingeständniß der Unwissenheit, sondern eine ausreichende Theorie vorstellen.

Gesunder Menschenverstand, so wenig er auch über die französische Revolution unterrichtet sein mag, hat sich doch von vornherein mit einer solchen Vorstellung von ihr nicht befreunden können. Es scheint Lord Brougham unerklärlich, weshalb die englischen Journale sich nicht sofort und entschieden im revolutionsfeindlichen Sinne ausgesprochen, sondern einige Wochen gewartet haben, bis sie ihre gegenwärtige feindselige Haltung einnahmen. Sie handelten so, weil sie nicht glauben konnten, was er zu glauben erklärt, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die beste und weiseste der Regierungen, hinter der die ganze reife Meinung des gesammten Landes stand, durch einen bloßen Hauch umgeworfen werden konnte. Das ist auch der Grund, weshalb selbst jetzt, wo die gröbsten Entstellungen des Zustandes der Dinge, den die Revolution herbeigeführt hat, allgemein verbreitet sind und fast allgemeinen Glauben finden, kaum irgend Jemand außer unserm Autor Bedauern über das äußert, was sie hinweggefegt hat. „Der erlauchte Fürst, der mit außerordentlichem Talent und vollkommenem Erfolg in Zeiten voll innerer und äußerer Schwierigkeiten das Staatsschiff siebzehn Jahre hindurch sicher und friedlich gesteuert", und der Lord Brougham in die Tuilerien eingeladen hatte, wo er dann mit anscheinender Resignation seine „ernsten und eifrigen" Rathschläge anhörte, hat jetzt an Lord Brougham seinen einzigen oder beinahe einzigen Bewunderer und Elegiker. Woher kommt das? Weil Jedermann, mag er mit den Thatsachen bekannt sein oder nicht, soviel zu begreifen vermag, daß eine Regierung, die nach siebzehn Jahren einer fast absoluten Herrschergewalt über ein großes Land in einem Tage gestürzt werden kann, die während dieser langen Periode, noch dazu einer Periode des Friedens und Gedeihens, die durch kein öffentliches Unglück gestört wurde, so ganz außer Stande gewesen ist, irgendwo den Wunsch nach ihrer Erhaltung zu wecken, daß „eine Hauptstadt mit einer Million Seelen und eine ganze Nation von fünf und dreißig Millionen" einschließlich einer Armee von einigen hunderttausend Mann ruhig zusehen, wie „ein Schuhmacher und ein Zeitungsschreiber" an der Spitze „eines bewaffneten Pöbelhaufens von zwei- bis dreitausend Mann" die Kammern vertreiben und eine gänzlich verschiedene Ordnung der Dinge proclamiren — daß eine solche Regierung, wenn sie nicht der öffentlichen Einsicht soweit voraus war, um ganz außerhalb des Bereiches ihrer Würdigung zu liegen, nothwendig so weit hinter ihr zurückgeblieben sein mußte, daß sie zu fallen verdiente.

Diese Regierung hatte, Lord Brougham gesteht es ein, ihre schwachen Seiten. Das Ministerium hatte sich einige Mißgriffe und Tactlosigkeiten zu Schulden kommen lassen und die Einrichtungen des Landes hatten noch einige Mängel, zu deren Beseitigung die Regierung sich nicht bereit zeigte. Es waren zu viele Regierungsbeamte im Parlament und das Wahlrecht war „zu eng begrenzt", da es sich in einer Nation von vierunddreißig Millionen auf eine Viertelmillion Menschen beschränkte, die übrigens, hätte Lord Brougham noch hinzufügen können, so ungleich vertheilt waren, daß die Mehrzahl der Wählerschaften nicht mehr als zwei- bis dreihundert

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Stimmen zählte. Die Regierung hätte hier ein Einsehen haben sollen. Sie hätte „allen denen, welche zur Jury herangezogen werden können" und außerdem „ohne Rücksicht auf Eigenthum den Classen, die Wissenschaft, Literatur und Kunst repräsentiren", das Stimmrecht verleihen sollen, womit übrigens zweimal dasselbe gesagt wird, denn die Geschwornenlisten umfaßten gerade nebst den Wählern noch diese Classen. Auf diese Weise würde man den 250,000 Wählern einige zwanzig- oder dreißigtausend mehr hinzugefügt haben, und zwar fast ausschließlich den großen Wählerschaften. Die andern Verbesserungen, deren die französische Verfassung nach Lord Broughams Ansicht bedurfte, bestanden darin, daß die Pairie erblich gemacht und die Gründung von Fideicommissen ermöglicht werden sollte. Wollte Lord Brougham mit seinen politischen Freunden allzu streng ins Gericht gehen, weil sie diese letzteren Proben constitutioneller Verbesserung nicht ins Leben gerufen haben, so könnten wir das nur sehr unbillig finden, denn sie hätten mit derselben Aussicht auf Erfolg auch versuchen können, das Sonnensystem zu ändern. Eine erbliche gesetzgebende Körperschaft und Fideicommisse sind Dinge, auf welche eine Nation nicht mehr zurückkommt, wenn sie sich einmal davon losgemacht hat. Sicherlich war dies nicht der Grund, weshalb sich Louis Philipp in der Stunde der Prüfung von aller Welt verlassen fand. Demgemäß kann Lord Brougham keine andere Erklärung der Thatsache beibringen, als die Selbstsucht und Gleichgültigkeit der Nationalgardisten, „die nur an ihre Kaufladen und ihren Waarenkram denken und die jeder Thätigkeit ausweichen, falls sie nur von dem Ausbruch keine Plünderungsgefahr befürchten."

Dies Specimen philosophischer Betrachtung ist durchaus nicht in der Weise Bacons gehalten und macht dem politischen Philosophen der Gesellschaft für nützliche Kenntniß wenig Ehre. Die Nationalgarde handelte kräftig genug im Jahre 1832 und dann wieder 1834, als sie den Truppen half, Aufstände zu bewältigen, die weit furchtbarer waren, als der von 1848. Ihre Haltung im letzten Juni war nicht, wie die Flugschrift behauptet, eine Ausnahme, sondern die Regel. Ihr Abscheu vor der Emeute ging bis zur wirklichen Leidenschaft, und nur diese, nicht etwa irgend eine Anhänglichkeit an den Thron Louis Philipps, ließ sie diesen siebzehn Jahre lang ertragen. Weshalb haben sie also im Februar 1848 zum ersten und einzigen Mal der Insurrection nicht nur nicht widerstanden, sondern sie sogar offen begünstigt? Weil die Zeit gekommen war, wo ihre Unzufriedenheit mit der Regierung eine solche Höhe erreicht hatte, daß sie selbst jenen leidenschaftlichen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Abscheu in den Hintergrund drängte. Der Herrscher Frankreichs hatte die Furcht, mit der der Gedanke an eine neue Revolution den Bourgeois erfüllte, abgesehen von der persönlichen Corruption, zu seinem einzigen Regierungswerkzeug gemacht und dies Werkzeug versagte ihm jetzt den Dienst.

Die Erklärung für einen derartigen Ausgang einer siebzehnjährigen Herrschaft, den Grund, weshalb eine Regierung, die im ersten Jahre nach ihrer Einsetzung die entschlossensten und heftigsten Angriffe nicht zu erschüttern vermocht hatten, sich im Jahre 1848 so schwach erwies, daß sie beim ersten Stoß zusammenbrach, ohne daß sich eine Hand regte ihr zu helfen, glauben wir hauptsächlich in zwei Umständen suchen zu müssen.

Erstlich fehlte dieser Regierung ganz und gar der Geist des Fortschrittes. Sie setzte nicht blos allen und jeden organischen Reformen, mochten sie auch noch so gemäßigt sein, einen hartnäckigen Widerstand entgegen; auch dem bloßen Fortschritt in der Gesetzgebung oder Verwaltung zeigte sie sich in der Praxis ebenso feindlich; sie regte kaum irgend eine Verbesserung selbst an und widerstrebte mit Erfolg allen derartigen Vorschlägen, die von andern ausgingen. Es war dies nicht immer, wenigstens nicht in gleichem Grade, der Fall gewesen; in ihren früheren Jahren hatte sie Frankreich zwei der wichtigsten legislativen Gaben verliehen, die es je empfangen hat, das Gesetz über den Elementarunterricht und das über Vicinalwege. Aber ihre Liebe zum Fortschritt, die nie sehr stark gewesen war, hatte längst einem Conservatismus der schlimmsten Art den Platz geräumt. Es gibt wenig Beispiele einer Regierung in einem sich frei nennenden Lande, die sich so vollständig der Aufrechthaltung aller Mißbräuche verkauft hatte; sie beruhte auf einem Bunde aller gemeinschädlichen Interessen Frankreichs. Unter denen, welche die Stimmen der Körperschaften von zwei- bis dreihundert Wählern beeinflußten, denen die Minister ihre Majorität in der Kammer dankten, gab es immer einige, deren Interesse jeder Fortschritt, mochte er bestehen worin er wollte, gefährdet hätte. Daß die vornehmsten Werkzeuge des Systems Männer von Kenntniß und Bildung waren, die sich als Vorkämpfer des Fortschrittes den größten Theil ihres Rufes erworben hatten, machte die Sache nur noch schlimmer. Bei manchen dieser Männer mochte das Motiv persönliches Interesse, bei anderen Haß gegen die Demokratie sein; aber weder die einen noch die andern trugen Bedenken, sich im Interesse der Aufrechthaltung ihrer Partei den Zwecken ihrer schlechtesten Anhänger dienstbar zu machen. Um diese als eine geschlossene Schaar zusammenzuhalten, die man der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Demokratie entgegenstellen könne, ließ man ihnen freie Hand zum Widerstand gegen jede sonstige Aenderung. Wie die Dinge in der Welt jetzt stehen, mußte dieser Umstand schon an sich für die Dauer einer Regierung verhängnißvoll werden. Keine Regierung kann heutzutage auf Bestand rechnen, wenn sie nicht den Fortschritt ebensowohl als die Ordnung verbürgt; auch kann sie unmöglich auf die Länge die Ordnung sicher stellen, wenn sie nicht den Fortschritt fördert. Einstweilen kann sie allerdings noch fortbestehen, wenn sie auch nur einen geringen Grad von Fortschrittsgeist besitzt. Solange Reformfreunde auch nur eine entfernte Hoffnung haben, ihre Ziele durch das herrschende System erreichen zu können, sind sie in der Regel bereit genug, dies System zu ertragen. Wenn aber keine derartige Aussicht vorhanden ist, wenn die Institutionen selbst dem Fortschritt zum Besseren unübersteigliche Schranken entgegenzustellen scheinen, dann staut sich die vorwärts strebende Fluth solange hinter ihnen auf, bis sie sie niederwirft.

Dies war der eine charakteristische Zug in Louis Philipps Regierung. Der andere, um nichts ehrenvollere, war dieser Regierung um so verderblicher, als die öffentliche Meinung ihn noch in höherm Grad als den ersten mit der Thätigkeit und dem persönlichen Charakter des Königs selbst identificirte. Seine Regierung suchte fast ausschließlich nur durch die gemeinern und selbstsüchtigern Triebe der menschlichen Natur zu wirken. Ihr einziges Hilfsmittel bestand in einer directen Berufung an die unmittelbaren persönlichen Interessen oder die interessirten Besorgnisse der Menschen. Sie versuchte nie, sich an ein edles, hohes Princip der Thätigkeit zu wenden oder ein solches auf ihre Seite zu bringen; im Gegentheil, sie bekämpfte alle derartigen Principien, weil sie von ihnen Gefahren für sich selbst besorgte. Gerade so wie Napoleon das Streben nach militärischer Auszeichnung pflegte, das ihm als das einzige Mittel erschien, durch welches er auf die Menge wirken konnte, bemühte sich Louis Philipp, ganz Frankreich in den Cultus der materiellen Interessen, in die Verehrung der Casse und des Hauptbuches zu versenken. Im Charakter der Franzosen liegt es nicht, oder hat es bis jetzt wenigstens nicht gelegen, sich mit einer derartigen Regierung zufrieden zu geben. Eine gewisse Vorstellung von Größe oder zum mindesten ein gewisses nationales Selbstgefühl muß jeder Autorität beigesellt sein, der sie in freiwilligem Gehorsam folgen sollen. Das einzige Argument, wodurch sich Louis Philipps Regierung den Mittelclassen empfehlen konnte, bestand darin, daß Revolutionen und Aufstände dem Geschäft schaden. Das thun sie nun allerdings, aber es ist dies nur ein kleiner Theil

der Wirkungen, die wir bei ihrer Würdigung in Betracht zu ziehen haben. Während man auf diese Weise die Classen bei ihren Classeninteressen zu fassen suchte, bemühte man sich gleichzeitig, auch jedes Individuum, das durch Stellung, Ruf oder Talent nützlich werden zu können schien, dadurch zu gewinnen, daß man sich an die persönlichen Interessen wendete, denen man es zugänglich glaubte, mochte es sich dabei nun um Geld oder um Befriedigung der Eitelkeit handeln. In vielen Fällen blieb der Versuch erfolglos, aber in vielen andern gelang er. Die Corruption wurde so weit getrieben, als es die der Regierung zu Gebot stehenden Mittel irgend erlaubten.

In Folge dessen hatten die besten Geister Frankreichs es lange gefühlt und fühlten es von Jahr zu Jahr mehr, daß die Regierung Louis Philipps eine demoralisirende Regierung sei, und daß unter ihrem verderblichen Einfluß alle öffentlichen Grundsätze, aller Gemeingeist, jede Rücksicht auf politische Meinungen bei den besitzenden Classen im Allgemeinen mehr und mehr von selbstsüchtiger Gleichgültigkeit und bei vielen hervorragenden Individuen sogar durch schamlose Jagd nach persönlichem Gewinn verdrängt wurden.

Es scheint fast überflüssig für so notorische Thatsachen noch Belege anzuführen, doch verlohnt es sich zwei Documente zu erwähnen, welche trotz Allem, was über das plötzliche Hereinbrechen der Februarrevolution gesagt worden ist, den Beweis liefern, wie deutlich competente Richter voraussahen, daß die Grundsätze, nach welchen die Regierung lange Zeit geführt worden war, fast nothwendig früher oder später ein solches Ende ihrer Laufbahn herbeiführen mußten und jeden Augenblick herbeiführen konnten.

Das eine dieser Documente ist eine Rede, die Hr. von Tocqueville am 27. Januar 1848, genau vier Wochen vor der Revolution in der Deputirtenkammer gehalten hat. In dieser merkwürdigen, fast prophetischen Rede bemerkte Hr. von Tocqueville mit Bezug auf die Classen, welche politische Rechte besaßen und ausübten, unter andern: „Ihre politische Moral ist im Verfall begriffen und sinkt von Tag zu Tag tiefer. Mehr und mehr treten an die Stelle uneigennütziger Meinungen, Gefühle und Ideen, persönliche Interessen, persönliche Ziele und eine Auffassung der Dinge, die nur vom Privatleben und von Privatbeziehungen ausgeht." Er rief die Mitglieder der feindlichen Majorität selbst als Zeugen dafür auf, ob in den letzten fünf, zehn oder fünfzehn Jahren die Zahl derer, welche aus Privatgründen für sie gestimmt hatten, nicht in beständiger Zunahme, die Zahl derjenigen, welche sich bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Stimmenabgabe durch politische Meinungen leiten ließen, nicht in beständiger Abnahme begriffen gewesen wäre.

„Mögen sie nur sagen, ob sich nicht in ihrer Umgebung und unter ihren Augen in der öffentlichen Meinung eine Art eigenthümlicher Toleranz in Bezug auf die erwähnten Thatsachen herausbildet, ob sich nicht allmälig eine Art gemeiner und niedriger Moral einschleicht, nach welcher der Besitzer politischer Rechte es sich selbst, seinen Kindern, seiner Frau, seinen Verwandten schuldig ist, zu Gunsten ihrer Interessen von diesen Rechten einen persönlichen Gebrauch zu machen, ob man nicht nachgerade bereits so weit gekommen ist, diese Auffassung als eine Art Pflicht eines rechtschaffenen Familienvaters zu betrachten, ob diese neue Moral, die in den großen Zeiten unserer Geschichte, die im Beginn der Revolution unbekannt war, sich nicht immer mehr entwickelt und in immer größerer Ausdehnung die Geister erfaßt?"

Er schildert dann die Acte, durch welche die Regierung Louis Philipps die Mitschuld an diesem Verfall des Gemeingeistes auf sich geladen hatte. Vor allem zählten dahin die Riesenschritte, die sie in der Richtung des Despotismus gethan.

„Die Regierung hat sich namentlich in den letzten Jahren ausgedehnterer Befugnisse, eines größeren Maßes von Einfluß, wichtigerer und mannigfacherer Prärogative zu bemächtigen gewußt, als sie zu irgend einer früheren Epoche besessen hat. Sie ist unendlich mächtiger geworden, als sich nicht nur die, welche im Jahre 1830 die Macht verliehen, sondern auch die, welche sie empfingen, damals hätten träumen lassen."

Das Uebel wurde nur noch schlimmer durch die indirecte und hinterlistige Weise, in der man es bewerkstelligte.

„Man bemächtigte sich wieder alter Befugnisse, die seit dem Juli des Jahres 1830 für abgeschafft gegolten hatten; man ließ alte Rechte wieder aufleben, die längst erloschen geschienen hatten, setzte alte Gesetze wieder in Kraft, die man längst für aufgehoben gehalten hatte und wendete neue Gesetze in einem anderen Sinne an als dem, in welchem sie erlassen waren ..... Und glauben Sie, daß diese Schleichwege, diese verstohlene Art die Macht wieder zu gewinnen, sie gewissermaßen zu überrumpeln, indem man sich anderer Mittel bediente, als derjenigen, welche die Verfassung bietet, glauben Sie, daß diese sonderbare Schaustellung von Geschicklichkeit und Findigkeit, welche sich mehrere Jahre hindurch auf einer so gewaltigen Bühne vor den Augen der ganzen Nation abspielte, dazu angethan war, die öffentlichen Sitten zu verbessern?"

Und wollte man selbst soweit gehen bei den Männern, welche

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dies Uebel herbeiführten, die Ueberzeugung vorauszusetzen, daß sie dem Lande damit nichts Böses, sondern eine Wohlthat erwiesen, „so haben sie ihren Zweck nichtsdestoweniger durch Mittel zu erreichen gesucht, welche die öffentliche Moral mißbilligt. Sie haben ihn erreicht, indem sie sich nicht an die guten, sondern an die schlechten Eigenschaften der Menschen, an ihre Leidenschaften, an ihre persönlichen Interessen, ihre Schwächen, oft sogar an ihre Laster wendeten ..... Und um alle diese Dinge zu erreichen, mußten sie Menschen zu Hilfe rufen, mit ihrer Gunst beehren, zu ihrem täglichen Umgang zulassen, die weder nach ehrlichen Zwecken noch nach ehrlichen Mitteln fragten und die nur darnach strebten, durch die ihnen anvertraute Macht die grobe Befriedigung ihrer Privatinteressen zu erreichen."

Nachdem er dann ein anstößiges Beispiel von der Uebertragung eines hohen Vertrauenspostens auf eine notorisch bestechliche Persönlichkeit angeführt, fügte Hr. von Tocqueville noch hinzu: „Ich betrachte diese Thatsache nicht als eine vereinzelte, sondern sehe in ihr ein Symptom eines allgemeinen Uebels, den charakteristischen Zug einer ganzen Politik. Sobald Sie die Wege eingeschlagen hatten, für die Sie sich entschieden haben, brauchten Sie Menschen dieser Art."

Er wendete sich dann an seine Zuhörer mit der Frage, ob es nicht wahr sei, daß in Folge aller dieser Vorgänge „das Gefühl, der Instinct der Unsicherheit, jenes Gefühl, das der Revolution vorangeht, sie verkündigt und oft auch herbeiführen hilft, bereits in einem sehr bedenklichen Grade im Lande vorhanden sei ..... Fühlen Sie nicht bereits einen gewissen Revolutionshauch in der Luft? Niemand weiß, wo dieser Hauch entsteht, woher er kommt und ebensowenig, glauben Sie mir, vermag jemand zu sagen, was der Sturm wegfegen wird, wenn er sich einmal erhebt ..... Es ist meine tiefe und wohlerwogene Ueberzeugung, daß die öffentlichen Sitten entarten und daß diese Entartung in nicht ferner Zeit, vielleicht sehr bald, neue Revolutionen herbeiführen wird ... Können Sie in diesem Augenblick mit Sicherheit auf ein Morgen rechnen? Wissen Sie, was in Frankreich in einem Jahr, einem Monat, vielleicht in einem Tage vorgehen wird? Sie wissen es nicht, aber das wissen Sie, daß der Sturm am Horizont aufsteigt, daß er gegen Sie heranzieht; wollen Sie sich von ihm überraschen lassen? ..... Man hat von Aenderungen in der Gesetzgebung gesprochen. Ich will sehr gern glauben, daß solche Aenderungen nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig sind; ich glaube an die Zweckmäßigkeit der Wahlreform, an die Dringlich-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

keit der Parlamentsreform; aber ich bin nicht so unverständig, um nicht zu sehen, daß es nicht die Gesetze sind, welche die Geschicke der Völker entscheiden; nein, es ist nicht der Mechanismus der Gesetze, welcher die großen Ereignisse der Weltgeschichte hervorbringt; es ist der Geist der Regierung. Behalten Sie Ihre Gesetze bei, wenn Sie wollen, obgleich mir das ein großer Fehler scheint; behalten Sie sogar die Männer bei, wenn Sie durchaus wollen, ich für meine Person werde Sie nicht hindern, aber um Himmelswillen ändern Sie den Geist der Regierung, denn dieser Geist, ich wiederhole es, führt geradeswegs zum Abgrund."

Der andere Beleg, den ich noch zum Beweise dafür anführen will, daß nahestehende Beobachter die Folgen des damaligen Regierungssystems sehr wohl voraussahen, ist die Aussage, welche Hr. Goudchaux, ein Pariser Bankier, der einige Monate Finanzminister der Republik war, vor der Untersuchungscommission über die Ereignisse des letzten Mai und Juni abgab. Hr. Goudchaux, der von seinem Platz in der Nationalversammlung aus erklärte, die Revolution sei zu rasch gekommen, sprach sich trotzdem in seiner Aussage dahin aus, er und einige seiner politischen Freunde wären von ihrem unmittelbar bevorstehenden Hereinbrechen so überzeugt gewesen, das sie wenige Tage vor ihrem Eintritt in seinem Hause zusammengekommen wären, um die Namensliste für eine provisorische Regierung festzustellen, daß sie sich aber über die Frage nicht hätten einigen können, ob Hr. Louis Blanc als Mitglied zuzulassen sei oder nicht.

Die Revolution also, die Lord Brougham in dem merkwürdigen Lichte eines Ereignisses ohne Ursache erscheint, war so sehr das Resultat bekannter Ursachen, daß man sie vorauszusagen vermochte. Und als nun das, was die Scharfsichtigeren vorausgesehen hatten, wirklich eingetreten war, da vermochten auch die Kurzsichtigeren darin die natürliche Folge eines berechtigten Volksunwillens zu erkennen. Hr. Garnier-Pagès hatte vollkommen recht, wenn er in einer Rede in der Nationalversammlung am 24. October vorigen Jahres sich in folgender Weise äußerte:

„Ich frage Jedermann: War nicht alle Welt in den ersten Tagen darüber einig, daß die Revolution, welche sich eben vollzogen hatte, moralischer wie politischer Natur war, vor allem aber das erstere? War nicht alle Welt darüber einig, daß der großen Neuerung eine wirkliche und schreckliche Auflehnung gegen die Corruption vorausgegangen war und daß sie das Werk alles dessen war, was das edelste im Herzen der französischen Nation ist?"

Man stelle diese Schilderungen des Zustandes des französischen

Volksgeistes vor der Revolution, die von Männern herrühren, welche ihn wirklich kannten, folgender Probe aus Lord Broughams Flugschrift gegenüber: „Die Erfahrung des Februars 1848 gibt uns die Lehre, daß ein solcher Wechsel" in der Regierungsform Frankreichs „keine lange Reihe von Klagen voraussetzt, kein Leiden unter chronischer oder acuter Unterdrückung, keine Entrüstung über Mißbräuche, keine Parteiverbindung zum Zweck der Herbeiführung eines Umschwungs, keine Vorbereitung für die Verwandlung einer Opposition, die den Ministern gilt, in einen Krieg gegen die Dynastie." Dem Autor fehlt selbst die gewöhnlichste Kenntniß der Ereignisse seiner Zeit. Der Krieg gegen die Dynastie begann bereits im Jahre 1831 und mußte sich zuerst unter der Maske der Opposition gegen das Ministerium verstecken, als die Septembergesetze es unmöglich gemacht hatten, durch die Presse den König oder die Monarchie anzugreifen, wenn man sich nicht sicherem Ruin und der Gefahr, gänzlich zum Schweigen gebracht zu werden, aussetzen wollte. Indessen wenn das öffentliche Gefühl einmal hinlänglich erregt ist, pflegt es sich durch alle Hindernisse seinen Weg zu bahnen, und trotz der knebelnden Gesetze war die Opposition gegen die Regierung in der letzten Zeit großentheils zu einem beinahe offenen Kriege gegen den König geworden. „Man legte nur geringe Mißachtung gegen den erlauchten Fürsten an den Tag", sagt die Flugschrift. Den hervortretendsten politischen Zug bildeten in den sechs Monaten vor der Februarrevolution die Reformbankette und der auffallendste Umstand bei den meisten derselben war die Geflissentlichkeit, mit der man es unterließ des Königs Gesundheit auszubringen. Lord Brougham macht es den Reformfreunden zum Vorwurf, daß sie nicht genug Vertrauen „auf wiederholte Erörterung und auf die Thätigkeit des volksmäßigen Einflusses" gesetzt hätten, um von diesen Factoren eine Verfassungsreform durch parlamentarische Abstimmung zu erwarten. Sie hatten wahrlich wenig Ursache zu einem solchen Vertrauen. Gerade die Corruption, welche die Regierung in der öffentlichen Meinung zu Grunde richtete, stärkte ihren Einfluß auf die beschränkte Classe von Plusmachern, welche eine Majorität in die Kammer entsendete. Eine allgemeine Wahl hatte im Sommer vorher stattgefunden und die ministerielle Majorität hatte bei dieser Gelegenheit Stimmen gewonnen und nicht verloren. Lord Brougham rühmt viele Seiten hindurch die Leistung, die Lord Grey's Ministerium vollbracht habe, indem es — zum ersten Mal in der Geschichte — eine große Verfassungsänderung ohne Aufstand durchführte. Aber hat etwa dabei die Furcht vor einem Aufstand auch keine Rolle gespielt?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Würde das Haus der Lords auf weiteren Widerstand verzichtet, und der Herzog von Wellington in Verzweiflung das Spiel verloren gegeben haben, wenn keine Erhebung in Aussicht gestanden hätte? Wenn in England die bloße Schaustellung der Volkskraft genügte, um das zu erreichen, was anderswo ihre wirkliche Anwendung erforderte, so kam dies daher, weil die Majorität des Hauses der Gemeinen selbst vor der Reform von Wählerschaften gewählt wurden, die groß genug waren, um von einem wirklich mächtigen und einmüthigen Entschluß des Volkes nicht unberührt zu bleiben, und weil die politischen Gebräuche und altbegründeten Freiheiten Englands Volksversammlungen und politische Vereine ohne Hemmniß und Einschränkung zuließen. Den französischen Reformfreunden waren diese Mittel friedlicher Demonstration versagt. Die nächste Annäherung daran, welche das französische Gesetz gestattete, waren die Reformbankette und sobald diese eine Wirkung zu äußern begannen, schritt die Regierung verbietend ein und ließ zu diesem Zweck ein Decret wieder in Kraft treten, das in den stürmischesten Zeiten der ersten Revolution erlassen war. Erst als dieser letzte Weg abgeschnitten war, brach die Volksentrüstung los und die Monarchie wurde zerstört.

Man kann keinen ärgern Schnitzer begehen, als wenn man von der französischen Republik wie von einer „Stegreifregierung", wie von dem Ergebniß „eines plötzlichen Einfalls", wie von etwas „nagelneuem, nie versuchtem und selbst nie geträumtem" spricht. Die Revolution allerdings war unbeabsichtigt und kam von selbst; die republicanischen Führer hatten dazu nicht mehr mitgewirkt, als die socialistischen Führer zu dem Juniaufstande. Indessen bekamen die Republicaner unmittelbar nach der Krisis die Leitung der Bewegung in die Hand, weil sie allein unter den verschiedenen Abtheilungen des französischen Volks sich nicht erst ein politisches Glaubensbekenntniß zu improvisiren brauchten, sondern ein solches bereits besaßen. Es würde einen Grad von Unkenntniß der politischen Erörterungen Frankreichs von 1830 bis 1848 erfordern, den wir selbst dem Autor des „Briefes an den Marquis von Lansdowne" nicht gern zur Last legen möchten, um nicht zu wissen, daß der Republicanismus, anstatt etwas zu sein, „von dem sich Niemand träumen ließ," in jedem Winkel Frankreichs die Gedanken von Freund und Feind beschäftigt hatte und in allen nur möglichen Tonarten besprochen worden war, daß in seinem Namen mehrere furchtbare Aufstände ausgebrochen waren, daß manche bekannte Führer für ihre Thätigkeit in seinem Dienst in den Gefängnissen von Ham, Doullens und Mont St. Michel eingekerkert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden waren und sich zum Theil noch dort befanden, und daß die Republik, wenn man von den noch übrigen Anhängern der älteren Linie absieht, von allen, die auf die Entthronung Louis Philipps oder die Minderjährigkeit seines Nachfolgers ihre Pläne bauten, in Aussicht genommen wurde. Wenn Wilhelm der Dritte dem Beispiel Jakobs des Zweiten gefolgt und dadurch ebenfalls des Thrones verlustig gegangen wäre, würde dann wohl das englische Volk ein Kind auf den Thron gesetzt oder sich irgend einen andern Oranier vom Festlande geholt haben? Ist es nicht fast zweifellos, daß man wieder auf die Republik zurückgekommen wäre? Was die Engländer des siebzehnten Jahrhunderts sicher gethan hätten, das konnten wohl auch die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts thun, ohne dadurch ein so gewaltiges Staunen zu erregen. Und man konnte um so mehr erwarten, daß sie es thun würden, da das constitutionelle Königthum an sich dem Charakter und den Gewohnheiten des französischen ebenso wie aller andern continentalen Völker eben so fern steht, als es der charakteristischen Stimmung des englischen Gedankens und Gefühls entspricht.

Aus Gründen, die sich durch die Geschichte und die Entwicklung der englischen Gesellschaft und Regierung erklären lassen, ist Geneigtheit zum Ausgleich zu einer allgemeinen Gewohnheit und Uebung des englischen Geistes geworden. Keine Idee wird weiter als bis zu einem geringen Theil ihrer natürlichen Folgerungen durchgeführt. Weder die Majorität unserer speculativen Denker, noch die Praxis der Nation handelt jemals streng nach den Grundsätzen, zu denen sie sich bekennt; irgend etwas stellt sich der Anwendung immer auf halbem Wege entgegen. Diese nationale Gewohnheit hat sehr verschiedenartige Consequenzen, zu denen unter andern auch die folgende gehört. Bei Geistern, die sich durch Gewohnheit leiten lassen, was in dem Charakter der Engländer mehr als in dem irgend eines andern civilisirten Volkes liegt, ist es natürlich, daß ihre Geschmacksrichtungen und Neigungen sich ihrer gewohnheitsmäßigen Handlungsweise anpassen, und da in England kein Princip jemals vollständig durchgeführt wird, so ist man schließlich dahin gekommen, den Zwiespalt zwischen Princip und Praxis nicht nur als den natürlichen, sondern sogar als den wünschenswerthen Zustand zu betrachten. Es ist dies nicht etwa ein Epigramm oder ein Paradoxon, sondern eine ganz nüchterne Bezeichnung derjenigen Gefühlsstimmung, die man unter den Engländern gewöhnlich antrifft. Sie fühlen sich nie sicher, so lange sie nicht unter dem Schatten irgend einer conventionellen Fiction, einer Uebereinkunft leben, das eine Ding zu sagen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das andere zu meinen. Das constitutionelle Königthum nun ist gerade eine Einrichtung dieser Art. Sein eigentliches Wesen besteht darin, daß der sogenannte Souverän nicht regiert, nicht regieren darf und soll, und doch der Nation so dargestellt werden, von ihr so angeredet werden und sogar selbst die Nation so anreden muß, als ob er regiere. Diese Fiction, ursprünglich ein Compromiß zwischen den Freunden volksmäßiger Freiheit und den Anhängern der absoluten Monarchie, hat sich im Geist der Nation als ein wahrhaftes Gefühl festgesetzt; sie würde Anstoß daran nehmen und ihre Freiheiten für gefährdet halten, wenn ein König oder eine Königin seine Regierungsthätigkeit über die Befugniß ausdehnen wollte, den Parlamentsacten eine formale Bestätigung zu ertheilen und das Ministerium oder vielmehr den Minister zu ernennen, dessen Person ihm die Majorität des Parlamentes bezeichnet, und doch würde sie in ganz aufrichtigen Unwillen gerathen, wenn nicht jeder erhebliche Regierungsact sich als Act und Befehl des jeweiligen Throninhabers einführte und darstellte. Die Engländer rühmen sich gern, daß es ihnen nicht auf die Theorie, sondern auf die Praxis der Regierung ankomme, aber sie bleiben mit diesem Lob noch hinter der Wahrheit zurück; sie ziehen es thatsächlich vor, daß ihre Theorie mit ihrer Praxis im Widerstreit stehe. Wenn irgend Jemand ihnen vorschlagen wollte, ihre Praxis in eine Theorie zu verwandeln, so würde man ihn auszischen. Es scheint ihnen unnatürlich und gewagt, entweder das zu thun, wozu sie sich bekennen, oder sich zu dem zu bekennen, was sie thun. Eine Theorie, welche darauf Anspruch macht, als genaue Norm des Handelns zu dienen, erfüllt sie mit Unruhe und scheint ihnen eine endlose Reihe von nicht vorauszusehenden Folgerungen nach sich zu ziehen. Dies unbehagliche Gefühl werden sie nur dann los, wenn die aufgestellten Principien augenscheinlich blos conventioneller Natur und alle Theile darüber völlig einig sind, sie nicht zu voller Geltung zu bringen.

In Frankreich steht die Sache anders, und zwar so sehr, daß wenige Franzosen im Stande sind, diesen englischen Charakterzug auch nur zu begreifen, dessen unvollständige gelegentliche Wahrnehmung alle jene Beschuldigungen tiefer Heuchelei veranlaßt hat, die manche Ausländer irrthümlicherweise gegen das englische Volk erhoben haben. Engländer ihrerseits vermögen in der Regel ebensowenig die verhältnißmäßige Einfachheit und Unumwundenheit der continentalen Vorstellungen zu begreifen. Die französische Abneigung gegen Disharmonie zwischen Theorie und Praxis erscheint ihnen als Phantasterei und Mangel an gesundem Sinn. Es war

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein Franzose, nicht ein Engländer, der die englische Praxis der constitutionellen Monarchie als eine Theorie hinstellte, aber seine Maxime: „le roi règne et ne gouverne pas“ vermochte auf jener Seite des Canals keine Wurzel zu fassen. Die Franzosen fanden keinen Geschmack an einem System, dessen Formen darauf berechnet waren, einen Schein herzustellen, dem die Thatsachen widersprachen. Diejenigen, welche überhaupt einen König wollten, beanspruchten auch, daß er eine wesentliche Macht im Staate und nicht blos eine Null vorstelle, während für den Fall, daß der Wille der Nation herrschen sollte, Verstand und Gefühl des Franzosen dafür sprachen, daß dann auch die Entscheidungen der Nation von ihren eigenen Vertretern direct ausgehen und nicht erst von einem König, der nichts weiter zu thun hatte, registrirt werden sollte.

Die constitutionelle Monarchie war also in Frankreich wie in den andern Staaten des europäischen Continents voraussichtlich nur dazu bestimmt, für kurze Zeit einen Haltepunct auf dem Wege vom Despotismus zur Republik zu bilden. Obwohl aber die Republik für Frankreich die natürlichste und entsprechendste aller freien Regierungsformen bildete, hatte sie doch gegen zwei große Hindernisse anzukämpfen. Das eine bestand in der politischen Gleichgültigkeit der Majorität, einer Folge der mangelhaften Erziehung und des Umstandes, daß es an den Gewohnheiten der Erörterung und der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fehlte. Das andere lag in der Furcht, welche die Erinnerung an 1793 und 1794 einflößte, eine Furcht, welche zwar seit 1830 bedeutend abgenommen hat, aber doch noch bis zu einem gewissen Grade existirte und auch heute existirt, trotz allem, was die provisorische Regierung sofort that, um die neue Republik von allen blutigen Erinnerungen der früheren loszulösen. Diese beiden Gründe hinderten die französische Nation im Allgemeinen, die Republik zu wünschen oder zu verlangen, und so lange sie in Kraft bleiben, werden sie ihre Existenz selbst jetzt, wo sie eingeführt ist, immer mehr oder minder gefährdet erscheinen lassen.

Die provisorische Regierung wußte das und gab sich keinen Täuschungen hin. Sie war nicht blind gegen irgend eine Schwierigkeit ihrer Lage. Die Generation, der ihre Mitglieder angehören, besitzt weder den glühenden Glauben noch die schrankenlose Hoffnung, die ihren Vorfahren eigen waren und es leicht machten, sie in ein Volk von Helden zu verwandeln. Man hat es öffentlich ausgesprochen, daß von den elf Mitgliedern der provisorischen Regierung, obgleich sie alle oder fast alle Republicaner waren, Hr. Ledru Rollin allein vor dem 24. Februar der Ansicht war, die Zeit der Republik sei schon gekommen, und daß selbst er, wie es

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

scheint, sich dabei weniger auf das verließ, was das öffentliche Gefühl bereits war, als auf das, was man nach seiner Ansicht daraus machen konnte. Es wird diesen Männern bei der Nachwelt zum unsterblichen Ruhm gereichen, daß sie nicht der Illusionen politischer Unerfahrenheit bedurften, um Helden zu werden, daß sie mit ruhiger Entschlossenheit nach ihrer Ueberzeugung zu handeln vermochten, ohne sich in ihrer Vorstellung das Maß des Erfolges und den Umfang der werthvollen Resultate, die sie voraussichtlich erreichen würden, zu übertreiben. Sie bedauerten vielleicht, daß die Nation für das neue System nicht besser vorbereitet war, aber da das alte zu Grunde gegangen war, hatten sie nicht zu entscheiden, daß die Einrichtungen, die sie selbst für die besten hielten, für ihre Landsleute zu gut wären, sondern sie mußten versuchen, ob nicht eine von aufrichtigen Republicanern geleitete Regierung, wenn sie auch die Franzosen nicht als Republicaner vorfand, sie doch zu solchen machen könne.

In dieser hochherzigen Hoffnung übernahmen die Mitglieder der provisorischen Regierung, wenn man anders aus Handlungen auf Absichten schließen kann, die Regierungsgewalt, die ihnen auferlegt wurde, und wer ihr Verfahren nach irgend einer andern Auffassung der Aufgabe, der sie sich zu unterziehen hatten, beurtheilen will, beweist damit nur, daß er die Lage und ihre Forderungen nicht richtig zu würdigen vermag, und macht sich grober Ungerechtigkeit gegen die Männer schuldig.

Niemals hatte ein plötzlich zur Macht erhobener Mann oder ein Verein solcher Männer ein so verwickeltes Problem zu lösen. In ihrem Fall war es eine schwierigere Leistung, überhaupt zu regieren, als es in dem Fall beinahe jeder andern Regierung ist, gut zu regieren. Sie waren dem Namen nach Dictatoren, hatten aber weder Soldaten noch Polizei, die sie hätten zu Hilfe rufen können, ja es stand ihnen nicht einmal eine organisirte Schaar von Anhängern zur Seite. Sie waren absolute Herrscher, denen jedes Mittel fehlte, Gehorsam zu erzwingen. Und doch beherrschten sie wirklich Paris während zweier ganzer Monate, die auf eine Revolution folgten, nur mit Hilfe desjenigen Gehorsams, den man ihnen freiwillig entgegenbrachte. Es ist dies der Theil ihrer Thätigkeit, der noch verhältnißmäßig am wenigsten ungerecht beurtheilt worden ist, da man allgemein zugibt, daß dies eine schwierige und verdienstliche Leistung gewesen ist; aber diese widerstrebende Anerkennung geht nicht über Allgemeinheiten hinaus; es gibt kaum einen einzelnen Act unter allen denen, deren Inbegriff diese große Leistung bildete, aus dem man ihnen nicht einen Vorwurf gemacht hätte,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

allerdings erst, nachdem die Gefahr vorbei war und ihr Verfahren, das bereits seine ganze Frucht getragen hatte, in aller Seelenruhe kritisirt werden konnte. Lord Brougham unter andern ist außer sich über die Reden, durch welche sie die Aufregung des Volkes beschwichtigten und die den Rednern zur Zeit, als sie gehalten wurden, eine fast göttliche Verehrung von Seiten der erschreckten Pariser Bourgeoisie eintrugen. Man sollte meinen, daß Männer, welche während langer Monate, die in Revolutionszeiten Menschenalter bedeuten, kein anderes Regierungswerkzeug zur Verfügung hatten, als Anreden an bewaffnete Volksmassen, welche diese Massen täglich bestimmen mußten, auf ihre Forderungen zu verzichten, deren Leben auf dem Spiele stand, wenn die Massen dabei beharrten, und denen es gelang, dies Ziel zu erreichen und die Grundlagen einer Regierung so lange zu erhalten, bis die Dinge ruhiger wurden und die Herstellung einer Autorität wieder möglich war — daß solche Männer eine nachsichtige Beurtheilung der Mittel beanspruchen könnten, durch welche dieser wahrhaft wunderbare Erfolg herbeigeführt wurde. Man sollte kaum erwarten, daß ihnen widerliche Schmeichelei und Pöbelsykophantenthum vorgeworfen werden würde, weil sie denen gute Worte gaben, auf deren guten Willen sie allein angewiesen waren, wenn sie Verwirrung verhüten wollten. Auch sollte man glauben, daß ein Volk, oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, eine Volksmasse, die sich wirklich durch gütliche Worte allein bestimmen ließ, sich zu einer freiwilligen Polizei zu machen und in einer großen Hauptstadt solche Ordnung zu erhalten, daß weniger Vergehen vorkamen, als in gewöhnlichen Zeiten, in der That einiges Lob von ihren einstweiligen Regenten verdiente, ohne daß man die letzteren deshalb verächtlicher Schwäche zu zeihen braucht. Lord Brougham aber kann nicht zugeben, daß ein Volk, das Barricaden gebaut und einen König vertrieben hat, irgend welches Lob verdienen solle. Eine der unwürdigsten Seiten seiner Flugschrift bildet der schmähende Ton und die Schimpfreden, in die er jedesmal verfällt, so oft er veranlaßt wird, von den arbeitenden Classen oder mindestens von demjenigen Theil dieser Classen zu sprechen, der sich auf Insurrectionen einläßt oder der Ansicht ist, daß er mit der Regierung noch etwas weiter zu thun hat, als ihr zu gehorchen. „Pöbelhaufen," „Abschaum der Masse," „bewaffnete Schufte," das sind seine Bezeichnungen für die Arbeiterbevölkerung von Paris, Alles in Allem genommen die intelligenteste und gesittetste, die man irgendwo auf dem Erdkreis finden kann. Sein Entschluß, den Arbeitern jedes Atom von Ehre zu versagen, muß in der That sehr tief wurzeln, da er ihnen nicht einmal Muth zugesteht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und nicht zugeben will, daß sie wirklich kämpften; die vielen Hunderte von Todten und Verwundeten scheint er für ein bloßes Werk des Zufalls zu halten!

Selbst billigere Gegner als unser Autor, die der provisorischen Regierung dafür Anerkennung zollen, daß sie der furchtbaren Schwierigkeit des Regierens und der Aufrechthaltung der Ordnung Meister geworden, haben doch die Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung, welche von dieser zeitweiligen Autorität ausgingen, einer strengen Beurtheilung unterzogen. Einige ihrer Acte werden getadelt, weil sie angeblich über die rechtmäßigen Befugnisse einer provisorischen Regierung hinausgehen und Fragen entschieden, die man den erwählten Vertretern des Volkes hätte vorbehalten sollen, andere werden als an sich unzweckmäßig und gefährlich verurtheilt.

Wir werden besser beurtheilen können, inwieweit diese Vorwürfe begründet sind, wenn wir uns in Gedanken an die Stelle jener Männer setzen und uns eine möglichst lebhafte Vorstellung von den Forderungen machen, die ihre Lage an sie stellte.

Welches Verfahren hätten Männer einschlagen sollen, welche nicht nur die demokratische Republik an sich für die einzige Regierungsform hielten, die den Interessen der großen Masse des Gemeinwesens die gebührende Berücksichtigung sichere, sondern auch glaubten, daß diese Form sich in ihrem Lande als vollkommen praktisch erweisen werde, die aber gleichzeitig der Ansicht waren, daß die Majorität ihrer Landsleute gegen sie gleichgültig, ein großer Theil derselben ihr sogar feindlich gesinnt sei, und die sich nun ganz unerwartet durch eine Insurrection ihrer eigenen Anhänger in eine Lage versetzt sahen, die es in ihre Hand zu geben schien, für die nächste Zeit den Lauf der Ereignisse zu lenken? Sollten sie zu Gunsten ihrer eigenen Ueberzeugungen gar nichts versuchen? Sollten sie gar keine Initiative ergreifen, sondern die Dinge ruhig in statu quo erhalten, bis die apathische Majorität sich versammeln und ganz aus eigenem Antrieb entscheiden würde, ob sie die Einrichtungen haben wolle, welche diese Führer für die besten, oder diejenigen, welche sie für die schlechtesten hielten? Sollten die edelsten Herzen und aufgeklärtesten Geister des Landes eine Gelegenheit, wie sie sich kaum einmal in tausend Jahren bietet, nur dazu verwenden, sich einfach den Launen und Vorurtheilen der Menge zu fügen? Sollten sie, die sogar nach den Belegen, welche diese Flugschrift bietet, die einzige Partei bildeten, die feste Principien und einen starken Gemeingeist besaß, die ganze Entscheidung denen anheimstellen, die entweder gemeine und selbstsüchtige Ziele ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

folgten oder überhaupt noch gar keine Meinungen hatten? Hätten sie so gehandelt, so würden sie verdient haben, von der Geschichte als die ärgsten Feiglinge gebrandmarkt zu werden, die jemals durch Unentschlossenheit die hoffnungsvollen Aussichten eines Volkes vereitelten.

Die demokratischen Grundsätze dieser Männer verboten ihnen, ihre politischen Meinungen einer widerstrebenden Mehrheit in despotischer Weise aufzudringen, selbst wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, und nöthigten sie, alle ihre Acte der schließlichen Bestätigung einer frei und ehrlich gewählten Versammlung von Volksvertretern zu unterwerfen. Aber die Souveränetät des Volkes ist nicht gleichbedeutend mit der Passivität des Individuums, mit der Verneinung jedes Antriebes, jeder Leitung und Initiative von Seiten der weiseren und besseren Wenigen. Je fester diese Männer entschlossen waren, für die Entscheidung der Majorität einzustehen, selbst wenn diese ihren Meinungen nicht beitreten sollte, desto mehr lag ihnen die Pflicht ob, keine Mühe zu scheuen, um diese Majorität womöglich für sich zu gewinnen. Ihre große Aufgabe war es, die öffentliche Meinung republicanisch zu stimmen, mit allen Mitteln, nur unter Ausschluß jedes Zwanges und jeder Täuschung, darauf hinzuarbeiten, daß die bevorstehende Wahl eine Volksvertretung von aufrichtigen Republicanern zum Ergebniß habe. Und da man dies Resultat zum mindesten als zweifelhaft betrachten mußte, so waren sie verpflichtet, so weit es die Klugheit gestattete, möglichst viele zweckmäßige provisorische Maßregeln zu treffen, solche Maßregeln, wie sie die zukünftige Versammlung zu decretiren vielleicht Bedenken tragen, aber abzuschaffen doch nicht wagen würde. Diese beiden Dinge nun versuchte die provisorische Regierung bis zu einem gewissen Grade in der That, und obwohl die Feinde volksthümlicher Einrichtungen sie deshalb verschrieen haben, als hätten sie in schamloser Weise nach diesen beiden Richtungen die Dinge auf die äußerste Spitze getrieben, so wird die Nachwelt mehr Grund haben, zwar nicht sie zu tadeln, wohl aber zu bedauern, daß sie es nicht wagten, in dieser wie in jener Hinsicht weit genug zu gehen.

Unter den Schritten, durch welche sie das erste Ziel, die Republicanisirung der Nation, zu erreichen suchten, erregten das meiste Aufsehen die Entsendung der vielbesprochenen Commissäre in die Departements und die bekannten Bulletins und Rundschreiben der HH. Ledru-Rollin und Carnot.

Die Entsendung von Commissären in alle Theile Frankreichs zum Zweck der Erklärung des Vorgefallenen, der Verkündung der neuen Regierung und Beseitigung der unter dem früheren System

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ernannten Behörden scheint ein so natürlicher und unerläßlicher Schritt, daß der Sturm der Mißbilligung, den er erregte, nur ein Beweis mehr für den blinden Argwohn und das Mißtrauen ist, mit welchem die Provinzen alle ihre Maßregeln betrachteten und das eine der größten Schwierigkeiten ihrer Lage ausmachte. Vielen Anstoß erregte der Ausdruck Hrn. Ledru-Rollin's in seiner Weisung an die Commissäre, daß ihre Vollmachten unbeschränkte wären. Bildete es aber nicht gerade die eigentliche Nothwendigkeit des Falles, daß die Autorität der provisorischen Regierung einstweilen unbegrenzt, das heißt keinen verfassungsmäßigen Hemmnissen unterworfen sein mußte, und hätte sie fortbestehen können, ohne ihre einzigen Vertreter in den Provinzen, die ihr verantwortlich waren, an ihren Vollmachten ihrem ganzen Umfange nach theilnehmen zu lassen? Nicht die Aneignung der Macht, sondern der Gebrauch, den man von ihr macht, bildet in revolutionären Zeiten das entscheidende Merkmal von Recht und Unrecht. Die provisorische Regierung wußte, daß diese Commissäre, die man höchst lächerlicherweise mit den schrecklichen Proconsuln des Nationalconventes vergleicht, in sehr geringem Grade der Gefahr ausgesetzt waren, sich zu einer übertriebenen Geltendmachung ihrer Befugnisse versucht zu fühlen. Sie wußte, daß ihre Delegirten ebenso wie sie selbst ganz auf freiwilligen Gehorsam angewiesen waren, um überhaupt irgend eine Befugniß geltend machen zu können. Diese schrecklichen Despoten, die man in so grellen Farben malt, als hätten sie eine wandernde Guillotine mit sich geführt, wurden mehr als einmal einfach unter den Arm gefaßt und aus der Stadt hinaus auf die Straße geleitet, die sie nach Paris zurückführen sollte. Auch die Wahl der Personen für diese Verrichtungen ist vielfach bekrittelt worden. Lord Brougham wärmt die fast vergessene Verleumdung wieder auf, daß „einer von seinen" (Hrn. Ledru-Rollin's) „Commissären ein zur Galeere verurtheilter Verbrecher war, der diese Strafe wirklich abgebüßt hatte". Jeder, der nur soviel Mühe darauf verwendet hat sich zu unterrichten, als erforderlich ist, um die französischen Zeitungen zu lesen, weiß auch, daß die fragliche Persönlichkeit nicht ein Sendling der Regierung oder des Hrn. Ledru-Rollin, sondern der Clubs war. Ohne Zweifel kamen viele Mißgriffe bei der raschen Wahl dieser Persönlichkeiten vor, da das nothwendigste Erforderniß, Eifer für die republicanischen Principien, viele in andern Beziehungen sehr geeignete Personen von der Wahl ausschloß. Doch kann man getrost die Gegner der provisorischen Regierung herausfordern, in Abrede zu stellen, daß die Mehrzahl der Ernennungen den Wählern ebenso wie den Gewählten zur Ehre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gereichte, daß viele von den letzteren in den Bezirken, in die sie entsendet wurden, eine große und wohlverdiente Popularität erlangten und viel dazu beitrugen, diese Theile des Landes für die Sache der Republik zu gewinnen, daß manche zur allgemeinen Zufriedenheit Präfecte der Departements, in die man sie entsendet hatte, noch heute sind, oder wenigstens bis zu den letzten Massenentsetzungen durch Hrn. Leon Faucher waren und daß da, wo Irrthümer vorgekommen waren, schleunig Abhilfe geleistet wurde, sobald man von ihnen Kenntniß erhielt.

Ebensowenig begründet sind die erbitterten Anschuldigungen gegen die Rundschreiben und Proclamationen. Nur zwei von diesen Schriftstücken gaben Anlaß zu gerechtem Tadel, das vielberufene sechszehnte Bulletin und Hrn. Carnot's Rundschreiben. Das erstere wurde noch am Tage seines Erscheinens zurückgenommen und später wurde die Erklärung abgegeben, daß es nur durch den Mißgriff eines Beamten veröffentlicht worden sei, da weder der Minister noch sein Secretär den Entwurf je gesehen oder gebilligt habe. Obwohl Hr. Carnot sich in seinem berühmten Rundschreiben unvorsichtig ausgedrückt hatte, konnte doch kein unbefangener Leser im Zweifel darüber sein, daß er in der That nur das beabsichtigte, was er beabsichtigt zu haben immer erklärt hat — nämlich denjenigen, an welche das Schriftstück gerichtet war, nachdrücklich vorzustellen, daß es unter den besondern obwaltenden Umständen wichtiger sei, aufrichtige Republicaner in die Volksversammlung zu entsenden, als eine möglichst große Zahl gebildeter und unterrichteter Männer; er glaubte zu wissen, und er hatte guten Grund dazu, daß in dem größern Theile Frankreichs das neue System sich auf diejenigen, welche unter dem alten den Ruf als Männer der Bildung und des literarischen Talentes erworben hatten, ebensowenig verlassen könne, wie auf die meisten andern, die unter der Herrschaft der alten Corruption ihren Weg gemacht hatten. Es ist unrichtig, daß Hr. Carnot die Kenntniß herabgesetzt und die Unwissenheit gepriesen habe. Er erklärte im Gegentheil, daß es die Aufgabe der geistigen Blüthe Frankreichs sei, Gesetze zu machen und eine Verfassung zu entwerfen. Aber waren denn neunhundert Männer von Talent, neunhundert Redner für eine solche Aufgabe erforderlich oder auch nur verwendbar? Während Hr. Carnot nur an die Forderungen des Augenblickes dachte, gab er zugleich, vielleicht ohne es zu ahnen, einer großen allgemeinen Wahrheit Ausdruck. Es ist nicht das Geschäft eines zahlreichen Vertretungskörpers, Gesetze zu machen. Gesetze werden am besten immer nur von wenigen, oft auch nur von einem einzigen gemacht. Das Amt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einer Volksvertretung besteht nicht darin, Gesetze zu machen, sondern darauf zu achten, daß sie von den richtigen Personen gemacht werden und das Organ vorzustellen, durch welches die Nation ihnen ihre Bestätigung ertheilt oder versagt. Für diese Verrichtungen sind gesunder Menschenverstand, ehrliche Gesinnung und Anhänglichkeit an die Principien einer freien Regierung die wichtigsten Erfordernisse. Eine hohe geistige Bildung ist dafür nicht wesentlich, selbst wenn man erwarten könnte, diese noch anderswo als bei wenigen auserwählten Geistern zu finden; was aber jene oberflächliche Gewandtheit anbelangt, die über eine Fülle von Worten verfügt und Gemeinplätze geschickt zu verwenden weiß, was man bei Wahlen, Volksversammlungen und in der Gesellschaft für Talent und Bildung hinzunehmen pflegt, so werden, wie wir glauben, die meisten wirklich gebildeten Menschen wohl darüber einig sein, daß alle gesetzgebenden Versammlungen ein weit größeres Quantum davon besitzen und wahrscheinlich stets besitzen werden, als den Zwecken, um deretwillen sie eigentlich existiren, irgendwie förderlich ist.

Wenn dies die schlimmsten Vorwürfe sind, die man der provisorischen Regierung machen kann, so heißt das nichts anders, als daß man ihr überhaupt nichts wesentliches vorzuwerfen hat. In dieser besondern Frage ihres Vorgehens bei den Wahlen braucht ihre Handlungsweise, so weit sie bekannt ist, den Vergleich mit der irgend einer andern Regierung in irgend einem Lande der Welt nicht zu scheuen. Wahrscheinlich hat noch keine Regierung, die jemals existirte, und ganz gewiß keine französische Regierung sich so vollständig jeder unrechtmäßigen Einmischung, jeder Verwendung des Regierungseinflusses zu dem Zweck, die Wahlen zu ihren Gunsten zu leiten, enthalten. Es soll ihr daraus durchaus kein besonderes Verdienst gemacht werden. Ihre Grundsätze verlangten ein solches Verfahren, aber man soll wenigstens sagen, daß sie ihren Grundsätzen trotz großer Versuchungen treu geblieben ist. Es ist eine bedauerliche Thatsache, daß sie nicht nur in diesem, sondern auch in vielen andern Fällen viel mehr für sich und für ihre Sache erreicht hätte, wenn sie weniger uneigennützig, weniger aufrichtig und weniger entschlossen gewesen wäre, sich nur auf die Macht der Rechtlichkeit zu verlassen. Weil sie auf ihrem Vorsatz beharrte, nur ehrlichen Mitteln etwas verdanken zu wollen, ist sie von der Höhe der Macht gestürzt worden und hat unter allen Spielarten der Verleumdung auch diejenigen falschen Anschuldigungen über sich ergehen lassen müssen, die ihr nach dem ganzen Gepräge ihrer Handlungsweise vor allen andern hätten erspart bleiben müssen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es wäre erstaunlich, wenn überhaupt an der Unverschämtheit der Parteiverleumdung noch etwas erstaunlich sein könnte, die Verbrechen herzuzählen, deren diese edlen Männer von ihren Neidern geziehen worden sind und noch fortwährend geziehen werden. Selbst jetzt noch wird in den Zeitungen von ihnen so gesprochen, als ob ihre Leitung des Wahlgeschäftes an Tyrannei und Schändlichkeit nicht ihres gleichen habe, und doch ist während dieser ganzen Zeit nicht ein einziger Bestechungsversuch, nicht eine einzige Drohung gegen einen Wähler oder einen Wahlkörper ihnen nachgewiesen, ja man könnte fast sagen, auch nur behauptet worden. Wenn der Wahrspruch der Geschichte von den Behauptungen der Zeitgenossen abzuhängen hätte, mit welcher Verachtung gegen das Urtheil der Nachwelt über ausgezeichnete Charaktere müßte es uns dann erfüllen, wenn wir finden, daß diese Männer einzeln der Unterschlagung öffentlicher Gelder angeschuldigt worden sind, daß selbst Hr. von Lamartine es für nothwendig gehalten hat, dem Publicum einen genauen Nachweis über sein Privatvermögen und seine Geldgeschäfte vorzulegen, um derartigen Verleumdungen ein für allemal ein Ende zu machen! Nicht ganz ohne Grund, denn obwohl die Böswilligkeit selber nicht schamlos genug ist, die Anklage gegen ihn persönlich zu wiederholen, hat seine Rechtfertigung doch seine Collegen nicht befreit und es sind noch in den letzten Wochen in mehr als einer englischen Zeitung Artikel erschienen, welche die ganze Finanzverwaltung der provisorischen Regierung als ein Chaos von Mißwirthschaft und Veruntreuung darstellen. Wenn der Verfolgungsgeist, der sich gegen diese Männer richtet, so weit zu gehen wagt, so gibt es gar keine Behauptung mehr, die er sich nicht mit demselben Recht erlauben dürfte. Ein Mitglied der provisorischen Regierung, Hr. Ledru-Rollin, ist in noch höherem Grade als die übrigen zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht worden. Jedermann hat Skandalgeschichten über ihn erzählen hören und in seinem Fall waren einige derselben näher specificirt und mit der Angabe von Namen und Umständen ausgestattet. Wenn aber diejenigen, welche sich auf Details nicht einlassen, nicht besser begründet sind, als die, bei welchen dies der Fall ist, so ist Hr. Ledru-Rollin in Bezug auf Geldsachen der unanfechtbarste Staatsmann Europas, denn alle Anklagen dieser letzteren Art, die unseres Wissens gegen ihn erhoben worden sind, wurden von der Untersuchungscommission geprüft und durch die Zeugenaussagen der angeblich dabei betheiligten Personen widerlegt. In England benutzten seine und seiner Amtsgenossen Gegner diesen Anlaß der Veröffentlichung einer Masse von Zeugenaussagen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die voraussichtlich Niemand lesen würde, und die sie, wie wir zu ihrer Ehre annehmen wollen, wahrscheinlich selbst nicht gelesen hatten, um zu behaupten, daß sie alle cursirenden Gerüchte über verwerfliche Geschäftsleitung bestätigt und die Mitglieder der provisorischen Regierung mit unauslöschlicher Schmach bedeckt habe. In Frankreich indessen fühlten sogar ihre Feinde, daß der Versuch, die erwarteten Enthüllungen herbeizuführen, gänzlich gescheitert sei. Hr. Ledru-Rollin stieg sogleich um mehrere Grade in der öffentlichen Achtung und nimmt seit dem Erscheinen jener Beweisstücke eine bedeutendere politische Stellung ein als je zuvor.

Gehen wir jetzt zu jenen Maßregeln der Regierung über, die in den Bereich der Gesetzgebung gehören und die nach Lord Brougham ausnahmslos nur den einen Zweck verfolgen, „die Volksgunst festzuhalten". Sicherlich war die Festhaltung dieser Gunst zu einer solchen Zeit in Erwägung dessen, was von ihr abhing, ein ebenso lobenswerthes Ziel wie irgend eines von allen denen, welche in gewöhnlichen Zeiten den Gang der Gesetzgebung bestimmen. Wenn aber jener Ausdruck bedeuten soll, daß sie um der Volksgunst willen auch nur einen Act vollzogen, auch nur eine Verordnung erließen, die ihnen nicht an und für sich als heilsam erschien, so ist die Behauptung grundlos und steht im Widerspruch mit allen bekannten Thatsachen. Vieles wurde in übereilter Weise gethan, damit es nur nicht ungethan bleibe, manches geschah, was später wieder ungeschehen gemacht werden mußte, — aber nichts geschah aus einem andern Grunde, als weil es nach reiflicher Ueberlegung als heilsam erkannt worden war.

Lord Brougham betrachtet die sofortige Abschaffung der Sklaverei in den Colonien als eine übereilte Maßregel, die nicht innerhalb der Befugnisse einer provisorischen Regierung gelegen habe. Erwägt man aber den Charakter der Nationalversammlung, wie er sich seither herausgestellt hat, so vermag Niemand zu sagen, wie lange es gedauert hätte, bis sie die Muße oder den Willen gefunden hätte, diesen großen Act nationaler Gerechtigkeit zu vollziehen, wenn man ihn ihr vorbehalten hätte. Die finanziellen Schwierigkeiten, welche der jungen Republik von allen Seiten in den Weg traten, würden an sich genügt haben, den Aufschub des Befreiungswerkes zu veranlassen, falls ihm die Entschädigung hätte vorausgehen und nicht nachfolgen sollen. Die Regierung that sofort, was sofort gethan werden mußte; sie nahm den Sklaven ihre Fesseln ab, im vollen Bewußtsein und mit der Absicht, eine unwiderrufliche Thatsache zu schaffen Auf diese Weise gaben sie nicht nur, was auch sonst immer geschehen mochte, einigen hundert-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tausend Menschen dauernden Grund, die Republik zu segnen, sondern wendeten auch die Gefahr eines gräuelvollen Bürgerkrieges ab, den die unbegrenzte Vorenthaltung eines so offenbaren moralischen Rechtes unter solchen Umständen leicht hätte zur Folge haben können. Die Entschädigung der Besitzer überließen sie der künftigen Versammlung, nöthigten aber die französische Nation, soweit dies in der Macht einer Regierung lag, zu diesem Act der Gerechtigkeit.

Lord Brougham spricht auch von ihrem „unglaublichen Erlaß, nach welchem alle Richter ihr Amt durch Volkswahl und auf Widerruf" erhalten sollten, wodurch „die Verwaltung der Gerechtigkeit in die Hände des Pöbels gelegt wurde." Nach dieser positiven Behauptung wird es manchen überraschen, wenn er hört, daß ein solches Decret nie existirt hat. Das woran der Autor dabei in verworrener Weise gedacht hat, muß der Erlaß gewesen sein, der etwa ein halbes Dutzend gerichtlicher Beamten ihrer Stellen enthob und in seinem Eingang aussprach, daß die Unabsetzbarkeit der Richter mit republicanischen Grundsätzen unverträglich sei. Die provisorische Regierung mag darin unrecht haben und wir glauben sogar, daß dies der Fall ist, aber ein großer Theil der republicanischen Partei ist derselben Ansicht und einige der besten Schriftsteller über gerichtliche Einrichtungen in Frankreich wie in England haben sie durch ihre Autorität bestätigt.

Ein wichtigerer Gegenstand als dieser ist Hrn. von Lamartine's Rundschreiben an die diplomatischen Agenten der französischen Regierung, das man als sein „Manifeste aux puissances" kennt und das die auswärtige Politik der neuen Regierung darlegte. Dieses Schriftstück veranlaßt Lord Brougham zu einem Angriff gegen Lamartine, der in Verachtung der Thatsachen fast alles überbietet, was diese durch und durch unredliche Parteischrift an Entstellungen geleistet hat.

Wie er behauptet, „hat die provisorische Regierung durch dies Manifest den Aufständischen aller Nationen die Bruderhand entgegengestreckt ... Hr. von Lamartine leugnet nicht und kann nicht leugnen, daß er der Bevölkerung aller Länder für den Fall, daß es ihnen nicht gelinge mit Gewalt ihre Befreiung zu bewerkstelligen, den Beistand Frankreichs zugesichert hat; mit andern Worten, er versprach, daß Frankreich allen Insurgenten helfen werde, die sich gegen die bestehende Autorität erheben und im Kampf gegen ihre rechtmäßigen Herrscher den Kürzern ziehen würden. Ohne alle Frage ist dies das schlimmste, was Frankreich gethan hat, das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

was am meisten gegen jedes Princip verstößt und was ihm und Europa am meisten schaden wird."

In diesem Styl fährt er einige Seiten fort und dabei hat er den Band vor sich liegen oder, wie der Zusammenhang beweist, noch frisch in seinem Gedächtniß, der nebst Hrn. von Lamartine's Vertheidigung seiner Verwaltung auch den vollständigen Wiederabdruck sämmtlicher Reden und Schriftstücke enthält, die von ihm während seiner „Drei Monate der Macht" ausgingen. In dieser ganzen Sammlung findet sich nicht eine Aeußerung, die dem gliche, was Hrn. von Lamartine als Organ der französischen Regierung hier zugeschrieben wird.

Das „Manifeste aux puissances" ist dem Buchstaben wie dem Geiste nach eine Darlegung der Absicht der französischen Republik den Frieden zu erhalten. Die einzigen Stellen, welche irgend eine andere Deutung zulassen, wollen wir hier ausführlich citiren, um denen keinen Vorwand zu lassen, welche glauben könnten, was so positiv behauptet werde und, wenn es falsch sei, so leicht widerlegt werden könne, müsse wahr sein.

„Die Verträge von 1815 existiren in den Augen der französischen Republik nicht mehr in Rechtskraft, aber die territorialen Begrenzungen dieser Verträge sind eine Thatsache, welche sie in ihren Beziehungen zu andern Nationen als Grundlage und Ausgangspunct zuläßt.

„Wenn aber die Verträge von 1815 nur noch als eine nach gemeinsamem Uebereinkommen zu modificirende Thatsache bestehen und wenn die Republik laut erklärt, daß sie es als ihr Recht und als ihre Aufgabe betrachtet, diese Modificationen auf regelmäßigem und friedlichem Wege zu erreichen, so existiren doch der gesunde Sinn, die Mäßigung, die Gewissenhaftigkeit und die Klugheit der Republik und bieten Europa eine bessere und ehrenvollere Gewähr als der Buchstabe dieser von ihm so oft verletzten und modificirten Verträge.

„Arbeiten Sie darauf hin, mein Herr, daß diese Emancipation der Republik von den Verträgen von 1815 verstanden und rückhaltlos zugestanden werde und suchen Sie zu beweisen, daß diese Befreiung mit der Ruhe Europa's keineswegs unverträglich ist.

„Wir erklären also laut: Wenn die Stunde der Wiederaufrichtung gewisser unterdrückter Nationalitäten in Europa oder anderswo uns nach dem Beschluß der Vorsehung geschlagen zu haben scheint, wenn die Schweiz, unsere treue Verbündete seit Franz dem Ersten, in der Bewegung des Wachsthums, die sich in ihrem Innern vollzieht, um dem Bund

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

demokratischer Staaten eine erhöhte Kraft zu verleihen, gewaltthätig behindert oder bedroht würde, wenn die unabhängigen Staaten Italiens angegriffen würden, wenn man ihren inneren Umwandlungen Grenzen stecken oder Hindernisse entgegenstellen, wenn man sie mit bewaffneter Hand hindern wollte, sich unter einander zu verbinden, um eine feste Grundlage für ein italienisches Vaterland zu schaffen, so würde die französische Republik sich für berechtigt halten, sich selbst zu waffnen, um diese rechtmäßigen Bewegungen des Wachsthums und der Nationalität der Völker zu schützen."

Wird damit versprochen, daß Frankreich allen Insurgenten helfen werde, die im Kampf gegen ihre rechtmäßigen Herrscher unterliegen würden? Kann die verkehrteste Spitzfindigkeit in dem vorhergehenden auch nur eine Spur von der Andeutung einer solchen Absicht herauslesen? Hr. von Lamartine beanspruchte für sein Vaterland das Recht, nach seinem eigenen Ermessen und nach seiner Einsicht jeder Nation zu helfen, die im Kampf gegen das Joch fremder Eroberer begriffen wäre. Hilfe gegen fremde Eroberer, nicht gegen einheimische Herrscher, war die einzige Hilfe, die hier irgendwie erwähnt wurde, und der erste der hypothetischen Fälle, bei dem es sich um unterdrückte Nationalitäten handelt, war der einzige, der mit einer Insurrection auch nur gegen Fremde etwas zu thun hatte. Und diese Stelle enthielt nicht nur kein Versprechen, sondern einen ausdrücklichen Vorbehalt der französischen Regierung, wonach sie selbst zu entscheiden hätte, ob „die Stunde des Wiederaufbaus" gekommen sei oder nicht.

Indessen hat man nicht nöthig sich blos auf die Worte des Manifestes zu verlassen. Hr. von Lamartine hatte in diesem Fall den Vortheil sein eigener Commentator zu sein. Das Manifest war am 4. März erlassen. Am 19. desselben Monates empfing Hr. von Lamartine eine Deputation der Polen und am 3. des folgenden Monates eine Deputation der Irländer. Diese beiden Deputationen verlangten die Hilfe, welche er angeblich allen denen versprochen haben soll, die im Aufstand gegen ihren rechtmäßigen Herrscher unterlegen wären. Beiden wurde jede Hilfe versagt. Es ist ein Mißbrauch der Vorrechte eines schlechten Gedächtnisses, wenn man bereits Erklärungen vergessen hat, die zur Zeit, wo sie abgegeben wurden, kein geringes Aufsehen erregten und einen nicht unerheblichen Einfluß auf den spätern Gang der Ereignisse übten.

Den Polen sagte er: „Die Republik befindet sich weder im offenen, noch im heimlichen Krieg gegen irgend eine Nation oder irgend eine der bestehenden Regierungen, so lange diese Nationen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und diese Regierungen nicht selbst erklären, daß sie mit ihr im Kriege stehen. Sie wird deshalb keinen Act des Angriffs oder der Gewaltthätigkeit gegen die germanischen Nationen freiwillig begehen oder gestatten .... Die provisorische Regierung wird sich nicht ihre Politik in ihrer eigenen Hand durch eine fremde Nation vertauschen lassen, wie sympathisch diese auch unseren Herzen sein möge. Wir lieben Polen, wir lieben Italien und alle unterdrückten Völker, aber wir lieben vor allem Frankreich und wir tragen in diesem Augenblick die Verantwortlichkeit für sein Geschick und vielleicht für dasjenige Europa's. Diese Verantwortlichkeit werden wir nur in die Hände der Nation selbst niederlegen .... Die Republik darf nicht und will nicht zu Handlungen greifen, die im Widerspruch mit ihren Worten stehen; die Achtung vor ihrem Wort erheischt diesen Preis; sie wird ihm diese Achtung nie dadurch rauben, daß sie es bricht. Was hat sie den Mächten in ihrem Manifest gesagt? Sie hat ihnen im Hinblick auf Euch gesagt: An dem Tage, wo es uns scheinen würde, daß die von der Vorsehung bestimmte Stunde für die Wiederauferstehung einer ungerechterweise von der Karte gestrichenen Nationalität geschlagen habe, würden wir zu ihrem Beistand herbeieilen .... Wir haben uns aber mit Recht vorbehalten, was Frankreich allein zusteht, die Würdigung der Stunde, des Augenblickes, der Gerechtigkeit der Sache und der Mittel, durch welche wir zu wirken gut finden würden. Nun wohl, diese Mittel, die wir bis jetzt gewählt und festgestellt haben, sind friedlicher Natur."

An die Irländer richtete er, nachdem er eine warme Sympathie mit Irland ausgedrückt, insofern es gleichbedeutend sei „mit Freiheit, die muthig gegen das Privilegium vertheidigt werde," das heißt mit den Eroberungen friedlicher Agitation, folgende Worte:

„Andere Ermuthigungen würde es uns nicht ziemen zu geben, Euch nicht zu empfangen. Ich habe es schon bei Gelegenheit der Schweiz, Deutschlands, Belgiens und Italiens gesagt und ich wiederhole es mit Bezug auf jede Nation, die innere Streitigkeiten mit sich selbst oder mit ihrer Regierung zu erledigen hat: Wenn nicht das eigene Blut bei den Angelegenheiten eines Volkes betheiligt ist, so ist eine thätliche Einmischung in dieselben unstatthaft. Wir gehören in Irland und anderswo keiner andern Partei an, als der der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Volksglücks. In Zeiten des Friedens würde uns keine andere Rolle annehmbar erscheinen, soweit es sich um die Interessen und die Leidenschaften

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fremder Nationen handelt. Frankreich will sich in allen seinen Rechten frei erhalten.

„Wir sind mit Großbritannien in Frieden und wir wünschen nicht mit diesem oder jenem seiner Theile, sondern mit dem gesammten Lande in guten Beziehungen der Gleichheit zu bleiben. Dieser Friede erscheint uns nicht nur für Großbritannien und die französische Republik, sondern für die ganze Welt nützlich und ehrenvoll. Wir werden keine Handlungen begehen, kein Wort sprechen, keine Andeutung machen, wodurch wir in Widerspruch mit der gegenseitigen Unverletzlichkeit der Völker treten könnten, zu der wir uns laut bekannt haben und deren Früchte der Continent bereits erntet. Die gestürzte Monarchie hatte Verträge und Diplomaten; unsere Diplomaten sind die Völker, unsere Verträge sind die Sympathien. Es wäre verblendet von uns, wenn wir diese Diplomatie des hellen Tageslichtes gegen geheime und partielle Bündnisse, selbst mit den berechtigsten Parteien der uns umgebenden Länder, vertauschen wollten. Wir sind nicht in der Lage, über sie zu richten oder die einen den andern vorzuziehen. Wollten wir uns für die Freunde der einen, so müßten wir uns für die Feinde der andern erklären. Wir wollen keinem Theil Eurer Landsleute feindlich sein, wir wollen im Gegentheil durch die Loyalität des republicanischen Wortes die Vorurtheile und Voreingenommenheiten, die etwa noch zwischen uns und unsern Nachbarn bestehen könnten, verschwinden machen."

Viele werden sich noch der damals sehr beachteten Stelle erinnern, welche diesen letzten Worten folgte, und in der er erklärte, er würde niemals die Handlungsweise Pitts nachahmen, insofern dieser, selbst während eines offenen Krieges, Franzosen dazu aufgehetzt habe in der Vendée gegen ihre eigenen Landsleute zu kämpfen.

Dieser Gegensatz zwischen dem, was Hr. von Lamartine über die Frage der Unterstützung fremder Insurrectionen wirklich sagte und dem, was unser Autor ihn sagen zu lassen beliebt, spricht für sich selbst und bedarf keines weitern Commentars.

Was an Hrn. von Lamartine's Manifest wirklich neu und eigenthümlich war, bestand in zwei Dingen. Er verwarf die Verträge von 1815 und er nahm das Recht in Anspruch, Nationen, die sich von einem fremden Joch zu befreien suchen, kriegerische Hilfe zu leisten, ohne jedoch eine Verpflichtung dazu anzuerkennen.

Die Erörterung dieser Hauptpuncte in der Erklärung Hrn. von Lamartine's würde weit über die Grenzen des uns hier gestatteten Raumes hinausgehen müssen. Diese Fragen gehören zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den heikelsten der politischen Ethik; es handelt sich dabei um die Unterscheidung der feinen Linie, welche das höchste Recht vom Beginn des Unrechtes sondert, wobei der eine als heroische Tugend preist, was dem andern als Treubruch und verbrecherischer Angriff erscheint. Einem Mann, wie Lord Brougham, der durch und durch dem vorigen Jahrhundert angehört und dies geflissentlich zur Schau trägt, müssen natürlich Hrn. von Lamartine's Grundsätze im höchsten Grad anstößig erscheinen.

Hr. von Lamartine verwarf gewisse Verträge. Er erklärte, daß sie für Frankreich nicht länger bindend seien. Verträge sind nationale Verpflichtungen, und Verpflichtungen, die an sich nicht verwerflich und von Personen eingegangen sind, die dazu das Recht haben, sollen eingehalten werden; wer wird das leugnen wollen? Aber etwas anderes muß auch zugegeben werden und ist von der Moral und dem gesunden Verstand der Menschheit immer zugegeben worden. Es ist dies der Satz, daß Verpflichtungen, die durch eine gewisse Art und ein gewisses Maß äußerer Gewalt erpreßt worden sind, nicht als bindend zu gelten haben. Diese Lehre findet ihre besondere Anwendung auf nationale Verpflichtungen, die durch fremde Heere auferlegt worden sind. Wenn eine Nation in Folge einer Zwangslage auf ihre Unabhängigkeit zu Gunsten eines fremden Eroberers verzichtet oder sich auch nur zu Opfern an Gebiet und an Würde herbeigelassen hat, die nach der allgemeinen Meinung über die Grenze dessen hinausgehen, was ihr billigerweise abgenöthigt werden konnte, so hat das moralische Gefühl der Menschheit sich stets dafür entschieden, daß diese Verpflichtungen die betreffende Nation nicht hindern, ihre Unabhängigkeit wieder zu beanspruchen oder wieder zu den Waffen zu greifen, um das, was durch Gewalt verloren gegangen war, auch mit Gewalt wieder zu erringen. Nach welchen andern Principien wären Preußen und Oesterreich berechtigt gewesen nach Napoleons Unglücksfällen in Rußland ihre Verträge mit ihm zu brechen? Dies aber war auch die Lage Frankreichs in Bezug auf die Verträge von 1815. Sie waren ihm durch Eroberung auferlegt und von einer aufgedrungenen Regierung unterzeichnet worden, während das Gebiet noch von feindlichen Armeen besetzt war. Die Nation stimmte ihnen nicht um eines entsprechenden Vortheils willen bei, sondern fügte sich ihnen, weil sie erschöpft zu den Füßen ihrer Sieger lag und nicht mehr in der Lage war, ihnen irgend etwas von alle dem zu verweigern, was ihnen zu fordern gut schien. Man setzt immer voraus, daß Verträge dieser Art eine Nation nur für so lange binden, als sie es in ihrem Interesse findet, sich dieselben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gefallen zu lassen. Hr. von Lamartine brauchte sich nicht erst auf die Thatsache zu berufen, daß diese Verträge von andern contrahirenden Mächten vielfach umgestaltet und in einigen Fällen, wie bei der ganzen Behandlung Polens und besonders ganz neuerlich in dem Falle Krakau's factisch verletzt worden sind. Auch ist es nicht einmal nothwendig zu untersuchen, welches die Bedingungen dieser Verträge waren und in wie weit sie die Interessen und die Ehre Frankreichs schädigten. Auf diese Frage versuchte Hr. von Lamartine nicht einzugehen; er nahm das Recht, sie zu entscheiden, einfach als etwas selbstverständliches, und als etwas, worauf Frankreich nie verzichtet habe, in Anspruch. Er läugnete jede moralische Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der Verträge, aber er stellte jede Absicht sie zu brechen in Abrede. Er nahm ihre territorialen Abgrenzungen und sonstigen Bestimmungen als bestehende Thatsachen hin, die nur durch gegenseitige Uebereinstimmung oder durch irgend eine jener Eventualitäten modificirt werden könnten, welche er an sich als einen rechtmäßigen Grund zum Krieg betrachtete. Wenn es möglich war, diesen Verträgen gegenüber eine gerechtere, vernünftigere, gemäßigtere und würdigere Stellung einzunehmen und mit größerer Weisheit die Wiedergeltendmachung der eigenen Freiheit des Handelns der Nation mit den Rücksichten zu verbinden, die sie den begründeten Rechten und der Sicherheit ihrer Nachbarn schuldete, so würde die Welt jedem sehr verpflichtet sein, der diese Möglichkeit nachzuweisen vermöchte.

Aber die Lehre, daß eine Regierung die andere bekriegen darf, um einer unterdrückten Nation zur Befreiung von ihrem Joche zu verhelfen! Das ist es ja, was Lord Brougham mehr in Harnisch bringt als irgend sonst etwas. Er findet nicht Worte, die stark genug wären, einen solchen Bruch alter anerkannter Grundsätze, eine solche Verhöhnung des Völkerrechtes zu bezeichnen. Er kann sich kaum etwas denken, das schlecht genug wäre um es damit vergleichen zu können. Auch würde man vergeblich zu leugnen versuchen, daß ihm in Bezug auf diesen Punct ein großer Theil der öffentlichen Meinung Englands zur Seite steht. Menschen, die für liberal gelten wollen, fühlen Entrüstung bei dem Gedanken, daß der König von Sardinien den Mailändern helfen solle, sich zu befreien. Daß sie selbst für ihre eigene Freiheit eintreten könnten, lasse sich allenfalls hören, aber daß sie jemand dabei unterstützen solle, sei unerträglich. Ein solches Beginnen wird mit jedem muthwilligen Ueberfall eines fremden Landes auf eine Stufe gestellt, als ob nicht die Piemontesen Landsleute der Venetianer und Mailänder wären, wohl aber die Croaten und Böhmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dürfen wir uns erlauben ein für allemal die ganze Basis dieser erbaulichen moralischen Beweisführung zu leugnen? Einem Volk im Kampf für seine Freiheit zu helfen widerstreitet dem Völkerrecht; Puffendorf mißbilligt es vielleicht; Burlamaqui schweigt darüber; Vattel erwähnt nichts von einem derartigen casus belli. Sei's drum! Aber was ist denn das Völkerrecht? Etwas, was überhaupt nur durch einen Wortmißbrauch ein Recht oder Gesetz (law) genannt werden kann. Das Völkerrecht ist einfach die Gewohnheit der Völker. Es ist eine Reihe von internationalen Gebräuchen, die, wie andere Gebräuche, theils aus einem Gefühl von Gerechtigkeit, theils aus Gründen des gemeinsamen Interesses und der Zweckmäßigkeit, theils aus bloßen Meinungen und Vorurtheilen erwachsen sind. Sind nun etwa internationale Gebräuche die einzige Art von Gewohnheiten, die in einer Zeit des Fortschrittes keine Verbesserung erfahren dürfen? Sollen sie allein unveränderlich bleiben, während alles ringsum wechselt? Die Verhältnisse Europa's haben während des letzten Jahrhunderts die durchgreifendsten Veränderungen erfahren; Verfassungen, Gesetze, Eigenthumsrechte, Rangunterschiede, Erziehungsmethoden, Meinungen, Sitten, kurz alle inneren Beziehungen der einzelnen europäischen Nationen haben so sehr gewechselt und werden voraussichtlich noch in so viel höherem Grade wechseln, daß sie sich nach Verlauf einer nicht allzulangen Zeit kaum mehr werden wiedererkennen lassen; und in ihren Gesammtinteressen, ihren Arten mit einander zu verkehren, soll sich nichts geändert, sollen ihre Umstände, ihre Bedürfnisse, ihre Pflichten und Interessen durchweg dieselben geblieben sein? Was gemeinhin das Völkerrecht genannt wird, unterliegt ebenso der Veränderung, darf und muß sie sogar in dem Maße, als die Verhältnisse und Meinungen wechseln, eben so sehr erfahren, wie jede andere menschliche Einrichtung.

Und, wohlgemerkt — in dem Fall eines wirklichen Gesetzes im eigentlichen Sinne des Wortes läßt sich der Satz vertheidigen, so irrthümlich er auch sein mag, daß nie die Nothwendigkeit vorliegen kann, ihm den Gehorsam zu versagen, daß man sich ihm fügen muß, so lange es existirt, da ja der Weg offen steht auf seine Aenderung oder Beseitigung hinzuarbeiten. In Beziehung auf jenes fälschlich so genannte Gesetz des Völkerrechtes ist aber keine derartige Alternative vorhanden; es gilt hier nicht eine Verordnung oder einen Erlaß zu widerrufen; man hat es nur mit einer Gewohnheit zu thun und will man diese ändern, so bleibt nichts übrig als ihr zuwider zu handeln. Eine gesetzgebende Gewalt kann Gesetze zurücknehmen, aber es gibt keinen Congreß der Völker,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der internationale Gewohnheiten beseitigen und keine gemeinsame Streitmacht, welche den Entscheidungen eines solchen Congresses Nachdruck geben könnte. Die Verbesserung der internationalen Moral kann nur durch eine Reihe von Verletzungen bestehender Regeln erfolgen, durch eine Verfahrungsweise, die sich auf neue Principien gründet und diese ihrerseits zu Gewohnheiten zu erheben sucht.

Demgemäß sind denn auch fortwährend neue Principien und Uebungen in die Verhaltungsweise von Nation zu Nation eingeführt worden und werden noch eingeführt. Um anderer Beispiele nicht zu gedenken, wurde innerhalb der letzten dreißig Jahre unter allgemeinem Beifall in Europa ein völlig neues Princip zum erstenmale festgestellt. Es ist dies der Satz, daß in allen Fällen, wo zwei Länder oder zwei Theile desselben Landes in einem Kriege begriffen sind, der lange ohne Entscheidung fortdauert oder eine Entscheidung zu bringen droht, welche der Menschlichkeit oder dem allgemeinen Interesse widerstrebende Folgen herbeiführen würde, — andere Mächte berechtigt sind, dazwischen zu treten, sich unter einander über Ausgleichsbedingungen, die ihnen billig scheinen, zu einigen, und wenn diese nicht angenommen werden mit Gewalt einzuschreiten und den verweigernden Theil zur Unterwerfung unter das Gebot zu zwingen. Nach dieser neuen Lehre ist eine Verbindung großer europäischer Mächte in drei berühmten Fällen vorgegangen, durch die Einmischung zwischen Griechenland und der Türkei bei Navarin, zwischen Holland und Belgien in Antwerpen und zwischen der Türkei und Egypten in St. Jean d'Acre. Nach solchen Vorgängen ist es wohl etwas zu spät uns vorzuerzählen, daß es keiner Nation gestattet ist gegen eine andere blos zu dem Zweck Unheil zu verhüten und der Menschheit eine Wohlthat zu erweisen mit Gewalt einzuschreiten.

Kann es eine stärkere Forderung dieser Art, ein zwingenderes Motiv zu einem solchen Einschreiten geben, als in dem Falle, wo es sich darum handelt, die Freiheit einer Nation, welche die Freiheit hoch genug hält, um sich zu ihrer Vertheidigung in Waffen zu erheben, vor der Zermalmung und Niedertretung durch tyrannische Unterdrücker zu schützen, die der Nation nicht einmal durch ihren Namen und ihr Blut angehören, sondern fremde Eroberer sind? Jene Gewohnheiten, wie sie die Bücher über das sogenannte Völkerrecht enthalten, waren für die Zeiten eines Ludwig des Vierzehnten gemacht, um mächtige und ehrgeizige Despoten daran zu hindern die kleineren Staaten zu verschlingen. Für diesen Zweck waren sie in der That ganz geeignet. Die großen Interessen der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

civilisirten Völker der Gegenwart sind aber nicht Angriffe auf fremdes und Vertheidigung des eigenen Gebietes, sondern Freiheit, gerechte Regierung und Sympathie der Meinungen. Für diesen Zustand der Dinge ist jenes sogenannte Völkerrecht nicht berechnet, und in keinem Zustand der Dinge, welcher dem gegenwärtigen einigermaßen entspricht, hat es jemals die geringste Beachtung gefunden. Es gab in Europa eine Zeit, wo die wichtigsten Interessen der Nationen in ihrer auswärtigen wie in ihrer inneren Politik ebenso wie heutzutage Meinungsinteressen waren; es war dies das Zeitalter der Reformation. Wer hat damals das sogenannte Princip der Nichtintervention im allerentferntesten berücksichtigt? Galt damals nicht religiöse Sympathie als eine vollkommen ausreichende Vollmacht um jedem beliebigen andern zu helfen? Wurden nicht Protestanten überall von Protestanten unterstützt, wo ihnen Gefahr von ihren eigenen Regierungen drohte? Standen nicht überall Katholiken den Katholiken bei, wo es Unterdrückung der Ketzerei galt? Was damals die religiösen Sympathien waren, sind jetzt die politischen, und jede liberale Regierung oder Nation hat das Recht dem kämpfenden Liberalismus durch Vermittlung, Geld oder Waffengewalt überall zu helfen, wo sie es klugerweise thun kann, wie ja auch die despotischen Regierungen niemals Bedenken tragen, andern despotischen Regierungen zu helfen, wenn diese ihre Hilfe brauchen oder verlangen.

Es mögen uns hier einige Bemerkungen über die außerordentliche Verachtung gestattet sein, mit der Lord Brougham das behandelt, was er „jenes neumodische Princip" nennt, „jene neue Speculation, welche die Rechte unabhängiger Staaten, die Sicherheit der benachbarten Regierungen und das Glück aller Völker gefährdet, die sogenannte Nationalität, nach welcher alle Vertheilung der Herrschaft geregelt werden soll. Es scheint", sagt er, „daß die Pariser Schule des Völkerrechts und ihre auswärtigen Schüler von der Vorstellung ausgehen, ein Staat habe das Recht den andern anzugreifen, wenn sich bei einer statistischen und ethnographischen Prüfung der Classen und Racen seiner Unterthanen herausstellt, daß dieselben verschiedenartig sind. Diese Weisen des internationalen Rechts sind zwar nicht ganz der Ansicht ihres Vorgängers Robespierre, dem sie Lobreden halten, daß Frankreich berechtigt sei, jeden Souverän, der nicht abdanken will, anzugreifen und seinen Unterthanen die Segnungen republicanischer Anarchie zu bescheeren; aber sie glauben, wenn irgend ein Herrscher über zwei Gebiete regiere, die von verschiedenen Racen bewohnt werden, so habe Frankreich das Recht, der einen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

oder der andern zur Abschüttelung seiner Autorität behilflich zu sein, ihn zu bedeuten, daß er in Zukunft nur noch über das Volk herrschen dürfe, dem er durch seine Abstammung angehört, oder daß er, falls er in keinem der beiden Gebiete geboren ist, seine Wahl treffen und das eine aufgeben müsse, da es ihm durchaus nicht gestattet werden könne, beide zu behalten."

Es liegt uns die Absicht fern, diejenigen Gefühle zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, welche die Menschen rücksichtslos oder wenigstens gleichgültig gegen die Rechte und Interessen aller Theile des Menschengeschlechtes machen, die nicht denselben Namen führen und die nämliche Sprache reden wie sie selber. Diese Gefühle sind charakteristisch für Barbaren; in dem Maße als ein Volk der Barbarei näher steht, besitzt es sie in höherem Grade, und Niemand hat mit tieferem Bedauern, um nicht zu sagen Widerwillen, als wir selbst die Beweise gesehen, welche die jüngsten Ereignisse dafür lieferten, daß in den zurückgebliebenen Theilen Europa's und selbst in Deutschland, wo man besseres hätte erwarten sollen, das Gefühl der Nationalität die Liebe zur Freiheit weit genug überwiegt, um Menschen willig zu machen, ihre Herrscher zur Vernichtung der Freiheit und Unabhängigkeit anderer Völker zu ermuntern, die nicht derselben Race und Sprache angehören. So betrübend aber diese Erscheinungen sind, so wird doch, so lange sie existiren, die Nationalitätsfrage praktisch immer eine außerordentliche Bedeutung haben. Wenn Theile der Menschheit, die unter derselben Regierung leben, diese barbarischen Gefühle gegen einander hegen, wenn sie einander als Feinde oder als Fremde betrachten, die sich gegenseitig gleichgültig sind, so sind sie kaum fähig zu einem freien Volke zu verschmelzen. Sie haben nicht das Gefühl der Gemeinsamkeit, das sie vermögen könnte, sich zur Wahrung ihrer Freiheit oder zur Bildung einer herrschenden öffentlichen Meinung zu vereinigen. Die Trennung des Gefühls, welche die bloße Verschiedenheit der Sprache herbeiführt, ist an sich schon ein ernstliches Hinderniß für die Begründung einer gemeinsamen Freiheit. Wenn dazu noch nationale oder provinziale Antipathien kommen, so wird dies Hinderniß fast unübersteiglich. Die Regierung, die das einzige wirklich verbindende Glied bildet, vermag dadurch, daß sie immer eine Race und Nation gegen die andere ausspielt, die Freiheiten aller zu unterdrücken. Wie kann eine freie Verfassung im österreichischen Kaiserreich Wurzel fassen, so lange die Böhmen bereit sind zur Niederwerfung der Freiheit der Wiener mitzuwirken, so lange Croaten und Serben darnach lechzen den Ungarn den Garaus zu machen und so lange alle

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

andern sich zu dem Zweck vereinigen, Italien unter dem Joch des Despotismus, der auf ihnen allen lastet, zurückzuhalten? Die Nationalität ist wünschenswerth als ein Mittel zur Freiheit zu gelangen und das ist Grund genug, um mit den Versuchen der Italiener wieder ein Italien zu schaffen und mit denen der Bevölkerung Posens wieder ein Polen zu werden, Sympathie zu empfinden. Allerdings, so lange ein Volk zur Selbstregierung noch nicht tüchtig ist, kann es ihm oft heilsamer sein, unter Fremden als unter Einheimischen zu stehen, wenn die ersteren in Civilisation und Bildung weiter vorgeschritten sind als die letzteren. Aber wenn, um mit Hrn. von Lamartine zu sprechen, die Stunde ihrer Freiheit geschlagen hat, ohne daß sie mit der Nationalität ihrer Sieger verschmolzen sind, so kann der Wiedergewinn ihrer eigenen oft eine unerläßliche Bedingung der Erreichung freier Einrichtungen oder der Möglichkeit sein, diese Einrichtungen, wenn man sie selbst erreicht hätte, in wahrhaft freiem Geiste auszunützen.

Es bleibt noch eine andere Maßregel der provisorischen Regierung übrig, die ein noch weiteres Feld schwieriger und wichtiger Erörterung erschließt als die vorhergehende, ihre Anerkennung des droit au travail, jener Verpflichtung der Gesellschaft allen Personen, die zu arbeiten willig und fähig sind, aber keine Verwendung finden können, Arbeit und Lohn zu verschaffen.

Dieses Vorgehen der provisorischen Regierung wird eine sehr verschiedene Beurtheilung finden, je nach der Ansicht, welche die beurtheilenden Personen in Bezug auf eine der streitigsten Fragen unserer Zeit sich gebildet haben. Der einen Classe von Denkern kann die Anerkennung des droit au travail sehr natürlicherweise als ein gewaltiger Mißgriff erscheinen, aber es ist interessant genug zu sehen, wer die Leute sind, die sich am lautesten in diesem Sinne aussprechen. Jedenfalls darf es wohl auffallend heißen, daß jener Act der provisorischen Regierung seine strengsten Kritiker unter den Journalisten findet, welche die Vortrefflichkeit des Armengesetzes Elisabeths nicht genug preisen können, und daß das nämliche Ding in Frankreich so sehr schlecht sein soll, was nach der Ansicht derselben Personen für England und Irland ganz in der Ordnung ist. Das droit au travail ist nämlich das Armengesetz Elisabeths und gar nichts weiter. Gewährleistung von Hilfe für diejenigen, die nicht arbeiten können, von Beschäftigung für die, welche es können, das ist die Acte Elisabeths und genau das ist auch das Versprechen, welches die provisorische Regierung Frankreich gegeben hat und das man in ihrem Fall so unverzeihlich finden will.

Die französische Regierung erbot sich nicht nur zu nichts

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

weiterem als dem, was die Acte Elisabeths verspricht, sondern erbot sich dazu auch in einer Weise und unter Bedingungen, gegen die sich ungleich weniger einwenden läßt. Nach dem englischen Kirchspielsystem gibt das Gesetz jedem Armen das Recht, für sich individuell Arbeit oder Unterhalt ohne Arbeit zu verlangen. Die französische Regierung nahm kein derartiges Recht in Aussicht. Was sie im Auge hatte, war eine Einwirkung auf den allgemeinen Arbeitsmarkt, nicht Almosen für die Individuen. Ihr Plan ging dahin, daß der Staat, sobald es anerkanntermaßen an Beschäftigung fehle, genügende Fonds hergeben solle, um das erforderliche Quantum productiver Beschäftigung zu schaffen. Sie verpflichtete sich aber durchaus nicht, daß der Staat dem A oder B Arbeit verschaffen werde. Sie behielt sich die Auswahl ihrer Arbeiter selbst vor. Sie enthob kein Individuum der Verantwortlichkeit sich selbst einen Arbeitgeber zu suchen und seine Bereitwilligkeit zur Arbeit selbst an den Tag zu legen. Wozu sie sich anheischig machte, war dafür zu sorgen, daß immer Beschäftigung vorhanden sein würde. Es ist überflüssig auszuführen, daß der Einfluß dieser Art von Einmischung der Regierung zu Gunsten der Arbeiter in ihrer Gesammtheit unvergleichlich weniger nachtheilig ist als das Eintreten des Kirchspiels für den Zweck, jedem einzelnen arbeitsfähigen Individuum Beschäftigung zu verschaffen, das nicht ehrlich oder thätig genug ist, sie für sich selbst zu suchen und zu finden.

Das droit au travail, wie es die provisorische Regierung auffaßte, unterliegt nicht den gewöhnlicheren Einwendungen gegen ein Armengesetz, wohl aber der schwerwiegendsten aller Einwendungen, derjenigen, die sich auf das Bevölkerungsprincip gründet. Abgesehen von diesem Princip ließe sich durchaus nichts daran aussetzen; von jedem Gesichtspunct, der dasselbe außer Acht läßt, ist das droit au travail die klarste aller moralischen Wahrheiten, die bindendste aller politischen Verpflichtungen.

Die provisorische Regierung war der Ansicht, die jeder ehrliche und unbefangene Mensch theilen muß, daß die Erde zunächst allen denen gehört, welche sie bewohnen, daß jede lebende Person ihren Unterhalt haben sollte, ehe irgend Jemand mehr hat, daß jeder, der sich mit einer nützlichen Arbeit beschäftigt, angemessene Nahrung und Kleidung finden sollte, ehe es irgend Jemand, der zu arbeiten vermöge, gestattet werden könne, das Brod des Müssigganges zu empfangen. Es sind das moralische Axiome. Aber es ist unmöglich, nach dem Licht eines einzigen Grundsatzes zu steuern, ohne andere Grundsätze, die ihn begrenzen, in Betracht zu ziehen. Die provisorische Regierung erwog nicht, was übrigens

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kaum einer ihrer Kritiker erwogen hat, daß zwar jeder einzelne der lebenden Bruderschaft des Menschengeschlechtes moralisch berechtigt sei einen Platz an der Tafel zu finden, die durch die gemeinsamen Anstrengungen des ganzen Geschlechtes hergerichtet werde, daß es aber keinem zustehe ohne Zustimmung der übrigen weitere Gäste dazu zu laden. Denjenigen, welche dies thun, sollte das was diese Fremden verzehren, von ihrem eigenen Antheil abgezogen werden. Es ist genug und übergenug für Alle vorhanden, die bereits geboren sind, aber es ist nicht und kann nicht genug vorhanden sein für Alle, die geboren werden könnten, und wenn jeder, der noch zur Welt kommt ein unveräußerliches Recht auf Unterhalt aus dem gemeinsamen Fonds haben soll, so wird sehr bald für Niemand mehr als der nothdürftigste Unterhalt und wenig später nicht einmal dieser mehr vorhanden sein. Wenn also das droit au travail im Sinne jenes Versprechens verwirklicht werden sollte, so würde es eine verhängnißvolle Gabe selbst für diejenigen werden, die es besonders zu begünstigen bestimmt war, es sei denn, daß man die Vermehrungsfähigkeit irgend einer neuen Beschränkung unterwürfe, die den Wegfall der alten aufzuwiegen vermöchte.

Die provisorische Regierung hatte demnach recht, aber auch diejenigen haben recht, welche diesen ihren Act verurtheilen. Beide Theile haben Wahrheit auf ihrer Seite und die Zeit wird kommen, wo die beiden gesonderten Wahrheiten harmonisch mit einander verschmelzen werden. Das praktische Resultat der gesammten Wahrheit dürfte etwa darauf hinausgehen, daß alle lebenden Personen sich durch ihr Organ, den Staat, die Möglichkeit gewährleisten sollten durch Arbeit einen angemessenen Unterhalt zu verdienen, daß sie aber gleichzeitig auf das Recht ihre Gattung nach eigenem Ermessen und ohne jede Einschränkung fortzupflanzen verzichten und daß alle Classen gleichmäßig, nicht die Armen allein, darein willigen sollten jene Macht nur in dem Maß und nach den Bestimmungen zu üben, welche die Gesellschaft im allgemeinen Interesse vorzuschreiben für gut fände. Bevor aber diese Lösung des Problems aufhören kann ein bloßer Traum zu sein, muß allerdings eine beinahe vollständige Erneuerung in einigen der festgewurzeltsten Meinungen und Gefühle des gegenwärtigen Menschengeschlechtes stattfinden. Die Vertheidiger der alten Ordnung der Dinge ebenso wie die Apostel der neuen scheinen bis jetzt ihrer Majorität noch über den einen Punct einig zu sein, daß einer der wichtigsten und verantwortlichsten moralischen Acte, die Veranlassung der Existenz eines Menschen, etwas ist, was kaum mit irgend einer moralischen Verpflichtung in Verbindung steht und was ohne

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Einmischung irgend einer Art dem Ermessen jedes beliebigen einzelnen anheimgestellt werden müsse, ein Aberglaube, auf den man einst mit derselben Verachtung herabsehen wird, wie auf irgend eine der blödsinnigen Vorstellungen und Uebungen von Wilden.

Der Erklärung des droit au travail folgte die Herstellung der ateliers nationaux, die in der That nur ihre nothwendige Folge war, da es bei dem Mangel an Beschäftigung, den die industrielle Stockung nach der Revolution herbeigeführt hatte, weder ehrlich noch ungefährlich gewesen wäre, den Beginn der Ausführung des gegebenen Versprechens weiter hinauszuschieben und da die Umstände nicht gestatteten, eine bessere Art zeitweiliger Beschäftigung für die Hilfsbedürftigen zu improvisiren. Irgend eine derartige Maßregel wäre nach jeder Revolution nöthig gewesen. Im Jahre 1830 wurden große Summen verausgabt, um den Arbeitern Beschäftigung gewähren zu können. Es war das Unglück, nicht die Schuld, der provisorischen Regierung, daß die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter soviel größer war als zu irgend einer früheren Zeit und daß nach den andern Umständen des Falles die Schöpfung dieser ateliers der größte Uebelstand der Zeit zu werden drohte, da es bald unmöglich wurde die für ihre Fortführung nöthigen Fonds zu beschaffen, während der erste Versuch sie aufzulösen voraussichtlich zu einem Ausbruch führen mußte und im Juni wirklich dazu führte.

Nicht der Fall der Monarchie und nicht die Gründung der Republik war es, was die zeitweilige vollständige Lähmung von Industrie und Handel herbeiführte; es war das Auftreten der unerwarteten und mit unbegrenzter Furcht betrachteten Erscheinung des Socialismus. Und der Verbreitung des Socialismus unter einem Theil der Arbeiterbevölkerung war es zuzuschreiben, daß der erste Schritt zur Abschaffung der ateliers nationaux für diese große Classe der Arbeiter das Signal zu einem entschlossenen Versuche wurde der republicanischen Revolution eine socialistische folgen zu lassen.

Wir wollen hier einen Augenblick Halt machen, um zu untersuchen, was dies neue Phänomen des sogenannten Socialismus an sich und in seinen Folgerungen ist.

Der Socialismus ist die moderne Form des Protestes, der mehr oder weniger in allen Zeiten, die irgend eine geistige Thätigkeit entwickelten, gegen die ungerechte Vertheilung der socialen Vortheile erhoben worden ist.

Kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, es sei an und für sich gerecht, daß eine kleine Minderzahl der Menschen dazu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geboren sein solle, alle äußeren Vortheile, die das Leben bieten kann, zu genießen ohne sie sich durch eigenes Verdienst oder eigene Bemühung zu erwerben, während die ungeheuere Mehrheit von ihrer Geburt an zu einem Leben nie endender, nie rastender Mühsal verurtheilt ist, die keinen andern Lohn findet als den nothdürftigsten und in der Regel nicht einmal gesicherten Unterhalt. Es ist unmöglich zu behaupten, daß dies gerecht ist. Es ist möglich zu behaupten, daß es zweckdienlich ist, denn man kann sagen, daß Personen, denen man nicht gestatten wollte die angehäuften Früchte ihrer von günstigem Erfolg begleiteten Bemühungen nicht nur für sich zu behalten, sondern auch ihrer Nachkommenschaft zu hinterlassen, aufhören würden zu produciren oder wenigstens das Producirte aufzubewahren und anzuhäufen. Man kann auch sagen, daß es eine noch größere Ungerechtigkeit wäre, als die, über welche die Gleichmacher (levellers) sich beklagen, wenn man Leuten die Verfügung über das, was sie in dieser Weise producirt und angehäuft haben, entziehen und sie zwingen wollte, es mit denen zu theilen, welche in Folge ihrer Schuld oder ihres Mißgeschicks nichts producirt und angehäuft haben und daß die Bahn der geringsten Ungerechtigkeit darin besteht, das individuelle Eigenthumsrecht und Erbrecht anzuerkennen.

Es ist dies in kurzen Worten der Inbegriff dessen, was die bestehende Ordnung der Gesellschaft den Gleichmachern entgegnen kann. Die Gleichmacher unserer Zeit erkennen mit wenigen Ausnahmen die Kraft dieser Beweisgründe an; sie unterscheiden sich dadurch von allen früheren Gegnern des Eigenthumsrechtes und stellen nicht mehr Gleichmacher im ursprünglichen Sinne des Wortes vor, sondern, wie sie sich selbst nennen, Socialisten.

Wir geben zu, sagen sie, daß es ungerecht wäre den einzelnen Capitalisten die Früchte ihrer Arbeit und ihrer Sparsamkeit zu nehmen. Auch verlangen wir nichts derartiges. Aber Capital ist ohne Arbeit nutzlos, und wenn das Capital den Capitalisten angehört, so gehört die Arbeit nach einem mindestens ebenso geheiligten Recht den Arbeitern. Uns, den Arbeitern, steht es frei, die Arbeit zu verweigern, wenn man uns nicht die Bedingungen gewährt, die uns zu stellen beliebt. Nun sind wir aber im Stande durch ein System des Zusammenwirkens unter einander der Capitalisten entrathen zu können. Wenn uns das Gesetz und die Staatseinrichtungen freie Hand ließen, könnten wir auch Productivoperationen mit solchem Erfolg zu unserem gemeinsamen Vortheil betreiben, daß es im Interesse der Capitalisten liegen würde, ihre Capitalien in unserer Hand zu lassen, weil wir ihnen ausreichende

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zinsen für deren Benutzung zahlen könnten und weil kein einigermaßen tüchtiger Arbeiter noch für einen Herrn arbeiten würde, wenn er einmal in der Lage wäre für sich selbst zu arbeiten, und den Capitalisten also die Möglichkeit fehlen würde ein Einkommen aus ihrem Capital zu ziehen, falls sie es nicht der vereinigten Arbeiterbevölkerung anvertrauen wollten.

Wäre das System der Production durch Zusammenwirkung einmal begründet, so würde es die gegenwärtige unbillige Vertheilung der socialen Vortheile mit der Wurzel ausrotten und würde es möglich machen die Producte des Gewerbfleißes nach jedem den verschiedenen Gemeinschaften gerecht und zweckmäßig erscheinenden Princip zu vertheilen, möge dies nun (denn über diesen Punct haben verschiedene Schulen der Socialisten verschiedene Ansichten) auf Gleichheit oder Ungleichheit beruhen. Ein solcher Plan würde nach der Ansicht der Socialisten im Vergleich mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge einen so ungeheuern Fortschritt vorstellen, daß die Regierung, welche ja zum Besten der Gesellschaft und namentlich der leidenden Mehrzahl existire, seine Verwirklichung durch jedes ihr zu Gebot stehende Mittel fördern und namentlich auch durch Besteuerung Fonds aufbringen und zur Unterstützung der Bildung solcher Cooperativ-Genossenschaften verwenden sollte; unzweifelhaft werde der Erfolg des Planes es möglich machen in wenigen Jahren diese Fonds sammt Zinsen abzuzahlen.

Das ist der Socialismus, und es ist nicht leicht abzusehen, was bei diesem System des Gedankens den wahnsinnigen Schreck rechtfertigen sollte, mit dem gewöhnlich alles, was den gefürchteten Namen trägt, auf beiden Seiten des britischen Canals aufgenommen wird.

In der That scheint es eine vollkommen gerechte Forderung, daß bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs die Regierung innerhalb vernünftiger Grenzen mit ihren Mitteln dazu beitragen sollte, industrielle Gesellschaften nach dem socialistischen Princip ins Leben zu rufen. Sie sollte es thun, selbst wenn man von vornherein sicher sein könnte, daß der Versuch mißlingen werde, weil die Arbeiter selbst sich nur durch eine wirkliche Probe und nicht eher, als bis alles mögliche geschehen wäre um diese Probe erfolgreich zu machen, davon würden überzeugen lassen und weil ein nationales Experiment dieser Art durch die hohen moralischen Eigenschaften, welche das Bemühen ihm Erfolg zu sichern entwickeln würde und durch die Belehrung, welche sein Mißlingen in den weitesten Kreisen verbreiten müßte, ebenso sehr den Aufwand vieler Millionen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lohnen würde wie irgend ein anderes von den Dingen, die man gewöhnlich unter Volkserziehung versteht.

Auf alle Fälle war diese Auffassung der Frage die einzige, von der die französische Regierung sich in ihrer Praxis bestimmen lassen konnte. Sie war hauptsächlich durch die arbeitenden Classen von Paris zur Regierung gemacht worden. Die Majorität der thätigen Mitglieder dieser Classen mit Einschluß ihrer meisten Führer war durchdrungen von socialistischen Principien und Gefühlen; eine republicanische Revolution, die für den Socialismus nichts that und nichts versuchte, wäre für sie eine Enttäuschung gewesen und ihnen als ein Betrug erschienen, für den sie sich mit den Waffen in der Hand gerächt hätten. Die provisorische Regierung that also, was jede Regierung in derselben Lage hätte thun müssen. Sie gesellte sich in der Ausübung der höchsten Macht zwei von den socialistischen Führern bei, die HH. Louis Blanc und Albert. Und da die Dinge für die unmittelbare Ergreifung praktischer Maßregeln im Sinne des Socialismus noch nicht reif waren, so that sie das einzige, was sie thun konnte, indem sie eine Arena für die öffentliche Erörterung des Problems erschloß, und alle befähigten Personen einlud unter den Auspicien der Regierung ihre Ideen und Vorschläge zur Lösung der Frage mitzutheilen.

Dies war der Ursprung der Conferenzen im Luxemburg, die sowohl an sich, als namentlich in Hinsicht auf ihren Zusammenhang mit der provisorischen Regierung Gegenstand der abenteuerlichsten Entstellungen geworden sind. Ihren hervorragendsten Zug bildeten die socialistischen Reden Hrn. Louis Blancs, von dem Lord Brougham behauptet, daß er nach England geflohen sei „um sich nicht vor aufgeklärten freien Männern dafür zu verantworten, daß er sich bemüht habe, seine Republik noch blutiger zu machen als die vom Jahre 1794." Diese Anklage entbehrt ebenso sehr jeder Begründung wie die Beschuldigung, die er gegen die Bergpartei der Nationalversammlung erhebt, daß sie „danach gelechzt habe mit der Guillotine zu regieren". Hr. Louis Blanc ist officiell der Betheiligung an dem Juniaufstande nicht einmal angeklagt, da sich das gerichtliche Verfahren gegen ihn nur auf die Maivorgänge bezieht, bei denen zwar die Nationalversammlung tumultuarisch überfallen wurde, aber auf alle Fälle kein Mensch auch nur daran gedacht hat, Blut zu vergießen, und selbst in Bezug auf diese Anklage scheint uns seine Vertheidigung vor der Untersuchungscommission vollkommen beweiskräftig. Was aber seine Reden im Luxemburgpalais anbelangt, soweit dieselben veröffentlicht worden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sind (und man hat nie behauptet, daß etwas davon zurückbehalten worden wäre, was einen entgegengesetzten Eindruck machen könnte), so kann nichts weniger aufreizend und aufstachelnd sein als der Ton seiner Reden, nichts nüchterner und vernünftiger als alle die Vorschläge, deren sofortige Annahme er empfahl. In der That schlug er nichts weiter vor als einen Grad von Regierungsunterstützung für versuchsweise Begründung von Vereinen nach dem System des Zusammenwirkens, mit dem selbst im Falle des gänzlichen Mißlingens die Erledigung der Frage nicht zu theuer erkauft gewesen wäre. Weit davon entfernt das Volk zum Aufstand zu reizen, war er nach allen vorliegenden Beweisen davon durchdrungen, daß unter allen Dingen, die überhaupt geschehen könnten, eine Insurrection wie die vom Juni für die unmittelbaren Aussichten seiner Sache am verderblichsten werden würde.

Es lag diesem Aufstand keineswegs eine in den Principien oder der Lehre der socialistischen Führer wurzelnde Tendenz zu Grunde. Er hatte seinen Ursprung in der Plötzlichkeit und dem überraschenden Charakter der Februarrevolution, die, hauptsächlich von Socialisten ins Werk gesetzt, die socialistischen Meinungen in eine Stellung anscheinender Macht versetzte, ehe die Geister des Gemeinwesens im Allgemeinen für die Lage vorbereitet waren oder das große Problem ernsthaft ins Auge gefaßt hatten. Daher wurden Hoffnungen auf eine unmittelbare praktische Verwirklichung erregt, ehe noch irgend etwas reif war und während für Erörterung und Erklärung beinahe alles zu thun blieb; sobald nun die ersten unvermeidlichen Schritte nach rückwärts gethan wurden, rief die Vereitlung der vorzeitigen Hoffnungen den verhängnißvollen Zusammenstoß hervor.

Wenn es der Februarrevolution noch vorbehalten sein sollte, die hochfliegenden Erwartungen, die sich an sie knüpften, zu täuschen, so wird dieser Kampf die Schuld tragen. Er hat die aufrichtigen Republicaner, die ohnedies eine kleine Minorität bildeten, in zwei einander feindliche Parteien geschieden. Er hat der einzigen republicanischen Partei, die einige Elemente der Dauer besitzt, den größern Theil der verfügbaren Kraft der Demokratie abwendig gemacht und er hat die Bourgeoisie mit solch wahnwitzigem Schreck vor dem bloßen Gedanken an große sociale Aenderungen erfüllt, daß die heilsamsten Vorschläge bei ihr dem Mißcredit der gefährlichsten verfallen, und daß sie bereit ist sich jeder Regierung in die Arme zu werfen, die sie von der Furcht vor einem zweiten socialistischen Aufstand zu befreien vermag. Diese Dinge sind beklagenswerth, aber die Schuld daran ist weit mehr dem Zwang

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unglücklicher Umstände als dem Mißverhalten von Individuen beizumessen.

Wenn wir jetzt gefragt werden, ob wir die Erwartungen der Socialisten theilen, ob wir glauben, daß ihre Vereine nach dem Princip des Zusammenwirkens, wenigstens bei dem gegenwärtigen Zustand der Erziehung, sich gegen die individuelle Concurrenz behaupten und der Arbeit einen angemessenen Ertrag und dessen gerechte Vertheilung sichern würden, so muß unsere Antwort verneinend ausfallen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß unter einer großen Zahl solcher Versuche einige glücken würden, so lange ihnen noch der Einfluß des Eifers und Enthusiasmus der ersten Gründer zu statten käme. Und angesichts der Beweise, welche die Erfahrung dafür bietet, daß die beharrliche Anwendung der Macht der Erziehung nach einer bestimmten Richtung die Menschen fast zu allem fähig machen kann, hieße es zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß die Zeit nie kommen werde, wo der Gedanke eines Owen und Louis Blanc, eine Welt, die vom Gemeingeist regiert wird ohne das gemeine Reizmittel des individuellen Interesses zu bedürfen, eine Durchführbarkeit erlangen wird, die wir ihm einstweilen noch nicht zugestehen können.

Je weniger wir aber auf die Mittel vertrauen, welche die Socialisten zur Verbesserung der unbilligen Ungleichheit im Loose der Menschheit in Vorschlag bringen, desto dringender scheint uns die Verpflichtung der Philosophen und Politiker, alle ihre Kraft daran zu setzen, um dasselbe Ziel durch eine Anpassung des bestehenden Mechanismus der Gesellschaft zu erreichen. Wir sind mit Bentham der Ansicht, daß Gleichheit zwar nicht der ausschließliche Zweck, aber doch einer von den Zwecken guter gesellschaftlicher Anordnungen ist und daß ein System von Einrichtungen, das nicht die Wagschale jedesmal zu Gunsten der Gleichheit sinken macht, so oft dies geschehen kann ohne die Sicherheit des Eigenthums zu gefährden, welches das Ergebniß und der Lohn persönlicher Anstrengung ist, — ihrem innersten Wesen nach eine schlechte Regierung, eine Regierung der Wenigen zum Nachtheil der Vielen ist. Und die Bewunderung und Sympathie, welche wir für das ruhmreiche Häuflein, das die provisorische Regierung bildete, und für die Partei empfinden, die sie stützte, gründet sich vor allem auf die Thatsache, daß diese Männer sich offen mit jenem Princip identificirten und in jeder Weise ihre aufrichtige Hingabe an dasselbe bethätigt haben. Als Beleg dafür entnehmen wir ein paar Stellen aus Hrn. von Lamartine's „Geschichte der Girondisten", die geschrieben wurde, ehe irgend Jemand an die Februarrevolution

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dachte, Stellen, die ganz der edlen Haltung würdig sind, welche ihren berühmten Verfasser unsterblich gemacht hat, und die man als das Glaubensbekenntniß eines ernsten und vernünftigen Socialreformers in Bezug auf die Fragen betrachten kann, welche mit dem Eigenthum und der Vertheilung des Vermögens in Zusammenhang stehen:

„Die gleiche Vertheilung der Einsicht, der Fähigkeiten und der Gaben der Natur ist offenbar die berechtigteste Tendenz des menschlichen Herzens. Die Gründer geoffenbarter Religionen, die Dichter und die Weisen haben von jeher diesen Gedanken in ihrer Seele getragen und haben ihn in ihrem Himmel, in ihren Träumen oder in ihren Gesetzen als die schließliche Aussicht der Menschheit erscheinen lassen. Es ist dies also ein Instinct der Gerechtigkeit im Menschen ... Alles was dazu beiträgt, Ungleichheiten der Einsicht, des Ranges, der Lebensstellungen, des Vermögens unter den Menschen einzuführen, ist gottlos; alles was dazu führt, diese Ungleichheiten, die oft Ungerechtigkeiten sind, allmälig zu beseitigen und das allgemeine Erbe unter den Menschen möglichst billig zu vertheilen, ist göttlich. Jede Politik läßt sich nach diesem Anzeichen richten, wie der Baum nach seinen Früchten; das Ideal ist nur die Wahrheit in der Ferne.

„Je erhabener aber ein Ideal ist, desto schwerer ist es in irdischen Einrichtungen zu verwirklichen. Die Schwierigkeit hat bis jetzt darin bestanden, mit der Gleichheit der Güter die Ungleichheiten der Tugenden, der Fähigkeiten und der Arbeit zu versöhnen, welche die Menschen von einander unterscheiden. Zwischen dem thätigen und dem trägen Menschen wird die Gütergleichheit zur Ungerechtigkeit, denn der eine schafft und der andere verbraucht nur. Damit diese Gemeinschaft der Güter gerecht sei, muß man bei allen Menschen dieselbe Gewissenhaftigkeit, denselben Arbeitseifer, dieselbe Tugend voraussetzen. Diese Voraussetzung ist ein Hirngespinnst. Welche gesellschaftliche Ordnung ließe sich auf einer solchen Lüge sicher begründen? Von zwei Dingen das eine. Entweder müßte die Gesellschaft, überall gegenwärtig und überall unfehlbar, jedes Individuum zu derselben Arbeit und derselben Tugend zwingen können, aber was wird dann aus der Freiheit? Die Gesellschaft ist dann nur noch die allgemeine Sklaverei. Oder die Gesellschaft müßte jeden Tag mit ihren eigenen Händen einem jeden nach seinen Werken genau den Theil zumessen, der ihm im Verhältniß zu seiner Arbeit und zu den Diensten gebührt, die er in dem allgemeinen Verbande geleistet hat; aber wer soll dann der Richter sein?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Die unvollkommene menschliche Weisheit hat es leichter, weiser und gerechter gefunden, dem Menschen zu sagen: Sei du selbst dein eigener Richter, lohne dich selbst durch Reichthum oder Elend. Die Gesellschaft hat das Eigenthum eingeführt, die Freiheit der Arbeit proclamirt und die Concurrenz zum Gesetz erhoben.

„Aber die Einführung des Eigenthums ernährt den nicht, der nichts besitzt; die Freiheit der Arbeit gibt nicht dieselben Arbeitsmittel demjenigen, der nichts hat als seine Arme, und demjenigen, der tausende von Aeckern auf der Oberfläche der Erde sein nennen kann, die Concurrenz ist nur das Gesetzbuch des Egoismus und der Krieg bis aufs Messer zwischen dem, der arbeitet und dem, welcher arbeiten läßt, zwischen dem, welcher kauft und dem, welcher verkauft, zwischen dem, welcher im Ueberfluß schwimmt und dem, welcher hungert. Ungerechtigkeit auf allen Seiten! Unverbesserliche Ungleichheiten der Natur und des Gesetzes! Die Weisheit des Gesetzgebers scheint darin zu bestehen, daß er sie eine nach der andern, Jahrhundert für Jahrhundert, Gesetz für Gesetz zu lindern sucht. Der, welcher alles mit einem Male verbessern will, zertrümmert alles. Das Mögliche ist das Gesetz der armen menschlichen Weisheit. Unaufhörlich bessern, immer vervollkommnen, ohne durch eine einzige Lösung die verwickelten Unbilligkeiten beseitigen zu wollen, das ist die Gerechtigkeit unvollkommener Wesen unserer Art. ... Die Zeit scheint ein Element der Wahrheit selbst zu sein; von einem einzigen Tag die definitive Wahrheit verlangen, heißt von der Natur der Dinge mehr fordern, als sie leisten kann. Die Ungeduld schafft Illusionen und Ruinen anstatt der Wahrheiten. Die Täuschungen sind Wahrheiten, die man vorzeitig eingeerntet hat. Die schließliche sociale Wahrheit ist offenbar die christliche und philosophische Gemeinschaft der Güter dieser Erde. Die Täuschungen sind die Gewaltthätigkeiten und die Systeme, durch welche man bisher vergeblich diese Wahrheit feststellen und organisiren zu können geglaubt hat*)."

Eine kurze Besprechung der Rathschläge, welche Lord Brougham in seiner Flugschrift Frankreich in Bezug auf die Bildung seiner Constitution ertheilt, wird hier eine nicht unpassende Stelle finden, obwohl sie für den eigentlichen Gegenstand dieses Artikels, die Vertheidigung der Februarrevolution und ihrer leitenden Charaktere gegen systematische Ungerechtigkeit in Urtheil und Darstellung, nicht nothwendig ist.

*) Lamartine, Histoire des Girondins, Ende des 39. Buches.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser Rath wird durch die sehr offenherzige Andeutung eingeleitet, daß er nutzlos ist, wobei sich der Autor auf den publicistischen Gemeinplatz stützt, daß Verfassungen nicht gemacht werden. „Gesetze werden gemacht; Gesetzbücher und Verfassungen wachsen. Die, welche wachsen, haben Wurzeln, tragen Frucht, gelangen zur Reife und dauern. Die, welche man künstlich herrichtet, sind gleich gemalten Stöcken, die man in die Erde steckt, wie ich es mit Freiheitsbäumen habe thun sehen; sie schlagen keine Wurzeln, tragen keine Frucht und gehen rasch zu Grunde."

Wir haben in dieser abgedroschenen Phrase nie etwas anderes zu sehen vermocht, als einen zu einem Paradoxon aufgeblähten Gemeinplatz. Nimmt man ihr die bildliche Sprache, so läuft sie darauf hinaus, daß politische Einrichtungen nicht gehörig wirken oder Bestand haben können, falls sie nicht bereits als Gewohnheiten existirten, bevor sie zu Gesetzen erhoben werden. Niemand kann den Vortheil verkennen, den in Bezug auf die Bürgschaften ihrer Dauer Gesetze voraus haben, welche blos Gebräuchen, die das Volk bereits angenommen hatte, ehe der Gesetzgeber sie noch anerkannte, eine bestimmte Sanction hinzufügen, wie dies bei unserem Handelsrecht der Fall ist, das sich auf die Gewohnheiten der Kaufleute gründete, denen die Gerichtshöfe allmälig gesetzliche Geltung zuerkannten. Soweit dies aber überhaupt gilt, gilt es von jedem andern Gesetz ebenso gut wie von politischen Einrichtungen und von einem einzelnen Gesetz ebenso gut, wie von einem Gesetzbuch. Was soll also diese Beschränkung auf Gesetzbücher und Verfassungen? Bei Gesetzbüchern und Verfassungen ist ein solches Vorstadium, wo sie als Gewohnheit existiren, so vortheilhaft es auch für ihre Dauerhaftigkeit ist, ebenso wenig eine nothwendige Bedingung, als bei einem einzelnen Gesetz. Nothwendig ist allerdings, daß sie den vorher existirenden Gewohnheiten und Gefühlen des Volkes nicht allzu stark zuwider laufen, und daß sie nicht Eigenschaften des Volksgeistes und einen Grad von Interesse für diese Institutionen selbst und eine Anhänglichkeit an dieselben voraussetzen und fordern, welche man nach dem ganzen Charakter und der Bildungsstufe des Volkes bei ihm nicht zu finden hoffen darf. Es sind dies die beiden Klippen, an welchen in der Regel diejenigen scheitern, welche vermittelst eines zeitweiligen Uebergewichtes Einrichtungen begründen, die dem öffentlichen Geist in seinem dermaligen Zustande fern liegen oder ihm zu weit voraus eilen. Die Gründer der englischen Republik scheiterten aus dem ersten Grunde. Ihr Republicanismus widerstrebte dem Geschmack an Königthum und alten Einrichtungen, ihre religiöse Freiheit und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gleichheit beleidigte das Gefühl der Anhänglichkeit an Prälatenthum oder Presbyterianismus, welche damals für die Majorität des Volkes die alles durchdringenden Principien bildeten. Karls des Großen Versuch, inmitten der Unordnung und Anarchie des achten Jahrhunderts eine centralisirte Monarchie zu gründen, scheiterte aus dem zweiten der angegebenen Gründe. Um seinen Erfolg zu sichern wäre bei den Herrschern sowohl wie bei den Beherrschten ein höheres Maß von gebildeter Einsicht und von Verständniß für große Gesichtspuncte und ausgedehnte Interessen erforderlich gewesen, als damals existirte oder von irgend Jemand andern als von einer so ganz ausnahmsweisen Persönlichkeit, wie Karl der Große selbst war, erreicht werden konnte. Wenn sich die Einführung des Republicanismus in Frankreich als unzeitig erweisen sollte, so wird sie es aus dem letztern Grunde sein. Obgleich dadurch kein Volksgefühl verletzt wird, so kann es sich doch im weitern Verlauf der Dinge herausstellen, daß Anhänglichkeit an die Republik und der Wunsch, ihren Erfolg zu fördern, nicht in genügendem Maße vorhanden sind, um der Bereitwilligkeit sie gemeinem Interesse, persönlicher Voreingenommenheit oder einem Traum von erhöhter Sicherheit zu opfern die Wage zu halten.

Lord Brougham kann sich nicht auf die Frage der französischen Verfassung einlassen, ohne die Nationalversammlung wegen der Gleichgültigkeit zurechtzuweisen, welche sie dieser ihrer eigentlichen Aufgabe gegenüber an den Tag gelegt habe.

„Es scheint, daß sie sich nur für persönliche oder Parteifragen, oder, wenn sie sich auf allgemeinere Gesichtspuncte einläßt, für sociale Fragen, wie sie in der Sprache des Tages heißen, zu erwärmen vermag. Derartige Debatten sind die einzigen, an welchen die Nationalversammlung ein tiefes Interesse genommen zu haben scheint. Mit der Aufgabe, eine Verfassung zu schaffen, hat sie sich bis jetzt noch wenig befaßt, obgleich ihre Sitzungen nahezu sechs Monate gedauert und dem Volk ein Pfund täglich für jedes der neunhundert Mitglieder gekostet haben."

Natürlich waren diese Worte geschrieben, ehe die öffentliche Debatte über die Verfassung begonnen hatte, aber das entschuldigt nicht die Außerachtlassung der Thatsache, daß das Werk der Verfassungsbildung während der fünf Monate, die der öffentlichen Verhandlung vorausgingen, ununterbrochen und mit noch größerer Thätigkeit betrieben wurde, als während der zwei Monate, welche diese Verhandlung ausfüllte. Einer der ersten Acte der Versammlung bestand in der Ernennung eines Ausschusses von dreißig ihrer fähigsten Mitglieder zu dem Zweck der Abfassung eines Verfassungs-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ntwurfs. Der vollendete Entwurf war dann in jedem der fünf-
ehn Bureaux der Versammlung Gegenstand einer detaillirten
Prüfung und Erörterung, die bei geschlossenen Thüren stattfand,
über die aber Berichte an die Zeitungen gelangten; hierauf wählten
die Bureaux einen zweiten Ausschuß, der dem ersten beigesellt
wurde, um mit ihm den ursprünglichen Plan zu revidiren und auf
Grund des aus der Erörterung gewonnenen Materials einen neuen
Entwurf abzufassen, so daß der Tag, an welchem dieser zweite Ent-
wurf der öffentlichen Verhandlung unterzogen wurde, das Werk
der Verfassungsbildung factisch schon vollendet fand. Die beste
Einsicht, die beste Weisheit der Versammlung war ihm zu gute
gekommen; man wußte, wie die Abstimmung der Versammlung
über alle streitigen Puncte von erheblicher Bedeutung ausfallen
würde, und die öffentliche Debatte hatte kaum noch einen andern
Zweck, als die Argumente der Majorität und die Einwendungen
und Proteste der Minorität den Wählern und der Welt bekannt
zu machen. Ist dies nicht der richtige Weg um eine Verfassung
zu Stande zu bringen? Sind nicht alle Verfassungen und alle
Gesetze von einigem Werth zunächst das Werk weniger aus-
gewählter Geister, das dann von einer größern Zahl erörtert und
geprüft wurde, um schließlich von den Vielen bestätigt zu werden?

Die auf diese Weise entstandene und jetzt feierlich proclamirte
und angenommene Verfassung ist so beschaffen, wie sie nach den
Ideen und dem Bildungsgrad der Zeit und der Nation beschaffen
sein kann. Unter allen Beschuldigungen, die man gegen sie er-
heben kann, ist wohl keine, die sie weniger verdient, als den tri-
vialen Vorwurf, daß sie neue „theoretische" Principien einführe.
Von originellen Ideen, die in Lord Brougham's Augen den größten
Fehler einer politischen Verfassung ausmachen, ist sie auffallend
frei. Sie enthält nicht ein Princip, nicht eine Bestimmung, mit
der der öffentliche Geist nicht vertraut wäre. Sie ist in der That
eine Sammlung der elementaren Lehren der Repräsentativ-Demo-
kratie. Diejenigen, welche von der Demokratie nichts wissen wollen,
werden an ihr natürlich kein Gefallen finden können; aber wenn
man die Demokratie einmal als die unumgängliche gegebene That-
sache betrachtet, von der die Urheber der Verfassung nothwendig
ausgehen mußten, so wird man alle Ausstellungen, die man an
dem Werke deshalb machen kann, weil es die nöthigen Hemmnisse
für das Uebergewicht des Volkswillens vermissen lasse, nicht auf
Rechnung neuer Theorien, sondern im Gegentheil auf Rechnung
des Mangels an solchen Theorien setzen müssen. Die Einführung
derartiger Hemmnisse, nicht der Umstand, daß sie fehlen, würde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Neuerung im Verfassungswesen gebildet haben; es wäre damit wirklich ein neues Princip in die demokratischen Verfassungen gebracht worden, das noch gar keine Grundlage in dem nationalen Geist vorgefunden hätte.

Lord Brougham läßt sich herbei, diesen ungelehrigen Schülern seine Ansicht über die wesentlichsten Erfordernisse einer volksmäßigen Verfassung zum besten zu geben. In erster Linie steht dabei der alte Einfall, oder vielmehr Zufall, zweier gesetzgebender Kammern. Wie wenig eine solche Einrichtung zu dem dermaligen Zustand des französischen Geistes passen würde, kann man aus der Thatsache entnehmen, daß sie von einer größern Majorität verworfen wurde, als irgend eins von allen andern in Vorschlag gebrachten conservativen Amendements, obgleich sie einige Vertheidiger gefunden hatte, die zu den einflußreichsten Rednern und Politikern Frankreichs zählen; auch gehörte zu jener Majorität der größere Theil jener zahlreichen Partei in der Versammlung, die sich selbst die gemäßigte nennt, während andere sie die antirepublicanische nennen.

Die Beweisgründe zu Gunsten einer zweiten Kammer sind von einem Gesichtspunct aus betrachtet allerdings von sehr erheblicher Stärke, insofern sie nämlich nichts anderes sind, als die unwiderstehlichen Beweisgründe für die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit eines Princips des Antagonismus in der Gesellschaft — eines Gegengewichts gegen die vorherrschende Macht, das irgendwo vorhanden sein sollte. Ohne ein solches Gegengewicht scheint eine gute Regierung oder ein einsichtsvoller Fortschritt auf die Dauer kaum möglich. Es lassen sich jedoch sehr erhebliche Gründe für die Behauptung anführen, daß es besser ist, diesen Antagonismus in die Gesellschaft selbst als in das gesetzgebende Organ zu verlegen, das den Willen der Gesellschaft zur Geltung zu bringen hat, daß es eher in den Mächten, welche die öffentliche Meinung bilden, als in denen, welche eigentlich dazu bestimmt sind, ihre Urtheile zu vollstrecken, seinen Platz finden sollte, daß zum Beispiel in einem demokratischen Staate das wünschenswerthe Gegengewicht gegen die Triebe und den Willen der verhältnißmäßig ungebildeten Vielen in einer starken und unabhängigen Organisation derjenigen Classe zu bestehen habe, deren specielles Geschäft die Pflege der Kenntniß ist, und lieber in Universitäten als in Senaten und Pairshäusern verkörpert werden solle.

Eine zweite Kammer bildet, wie sie auch immer zusammengesetzt sein mag, ein ernstliches Hinderniß des Fortschrittes. Denken wir sie uns in der Weise gebildet, die am allerwenigsten danach angethan ist, aus ihr ein derartiges Hinderniß zu machen;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nehmen wir an, daß eine Versammlung von sechshundert Mitgliedern durch allgemeines Stimmrecht erwählt wird und sich dann wie unter dem französischen Directorium in zwei Körperschaften theilt, deren jede in unserem hypothetischen Fall dreihundert Mitglieder zählen soll. Während nun, falls die gesammte Vertretung zu einem Körper vereinigt wäre, die Opposition von dreihundert Personen, der Hälfte der Volksvertreter, erforderlich wäre, um eine Fortschrittsmaßregel zu Fall zu bringen, würden nach dem System der getrennten Berathung hundertfünfzig Personen, ein Viertel der Gesammtzahl, dafür ausreichen. Ohne Zweifel würde diese Sonderung in zwei Abtheilungen nicht nur nützliche Aenderungen, sondern auch schädliche verhindern können und folglich müssen diejenigen die Anordnung für wohlthätig halten, welche glauben, daß man von einer demokratischen Versammlung mehr schädliche als nützliche Aenderungen zu erwarten hat. Diese Ansicht aber wird durch die Geschichte und die tägliche Erfahrung widerlegt. Es kann dafür keinen treffenderen Beleg geben als gerade dies Beispiel Frankreichs. Die Nationalversammlung wurde in der Krisis einer Revolution mittelst eines Stimmrechtes gewählt, das alle Arbeiter des Gemeinwesens in sich schloß; die Umsturzlehren, die an der Tagesordnung waren, begünstigten die scheinbaren Interessen der Arbeiter in besonderm Grade und doch war die gewählte Versammlung wesentlich eine conservative Körperschaft, und man ist allgemein der Ansicht, daß die jetzt zu wählende Versammlung es in noch höherem Grade sein wird. Die große Mehrzahl der Menschen hält im ganzen und großen an den einmal bestehenden Dingen fest; Routine und Gewohnheit sind bei ihr fast immer stärker als die entfernte Aussicht auf Vortheil, und wie volksmäßig die Verfassung auch sein mag, so besteht doch in dem gewöhnlichen Gang ihrer Wirksamkeit die Schwierigkeit nicht darin durchgreifende Aenderungen zu verhindern, sondern sie durchzuführen und zwar selbst dann, wenn sie am allernothwendigsten sind. Jede systematische Vorkehrung in der Verfassung zu dem Zweck Aenderungen zu erschweren ist deshalb schlimmer als überflüssig, sie ist geradezu schädlich.

Es ist allerdings richtig, daß während einer Revolution und der Zeit, die unmittelbar folgt, diese Tendenz des menschlichen Geistes zeitweilig und theilweise in das gerade Gegentheil umschlagen kann; theilweise, sagen wir, denn das Volk hängt in der Krisis einer Revolution ebenso fest wie zu jeder andern Zeit an seinen alten Gewohnheiten und Denkweisen, soweit es sich nicht gerade um die Puncte handelt, in Bezug auf welche es durch die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wahrnehmung von drückenden Uebelständen aufgeregt ist, das heißt diejenigen Puncte, um die sich factisch die ganze Revolution dreht. Gegen diese kann sich dann allerdings in solchen Perioden ein übertriebener und unüberlegter Neuerungseifer richten, und wenn überhaupt jemals, so könnte zu solchen Zeiten der hemmende Einfluß einer zweiten conservativen Kammer sich wohlthätig erweisen. Aber gerade das sind die Zeiten, wo der Widerstand einer solchen Körperschaft praktisch auf Null herabsinkt. Eben die Beweisgründe, welche die Vertheidiger der Institution anführen, um sie annehmbar erscheinen zu lassen, gehen von der Voraussetzung aus, daß sie ihren Widerstand in erregten Zeiten nicht fortsetzen könnte. Eine zweite Kammer, die sich während einer Revolution entschlossen demjenigen Zweig der gesetzgebenden Gewalt entgegenstellen wollte, der den erregten Zustand des Volksgefühls unmittelbarer repräsentirt, würde unfehlbar weggefegt werden. Es ist das Loos einer zweiten Kammer gerade in den Fällen unwirksam zu werden, in welchen sie die beste Aussicht hätte, durch ihre Thätigkeit mehr Nutzen als Schaden zu stiften.

Wenn diese Bemerkungen richtig sind (und wir geben sie nicht für mehr als sie werth sind), so hat man keinen Grund die Entscheidung zu bedauern, durch welche die constituirende Nationalversammlung der französischen Republik das Princip einer doppelten gesetzgebenden Körperschaft verworfen hat. Dieselben Erwägungen dienen auch als Rechtfertigung für die Annahme des sogenannten allgemeinen Stimmrechtes. Lord Brougham gibt selbst zu, daß das allgemeine Stimmrecht bis jetzt ganz andere Resultate herbeigeführt hat, als seine Feinde voraussetzten. Wenn ein Stimmrecht, das jeden männlichen Erwachsenen des Gemeinwesens umfaßt, einen Gesetzgebungskörper geliefert hat und voraussichtlich wieder liefern wird, dem man mit weit mehr Recht eine allzu conservative als eine allzu neuerungssüchtige Gesinnung vorwerfen kann, was wäre da das Resultat gewesen, wenn man durch Aufstellung des Erfordernisses eines gewissen Steuerbetrages oder eines gewissen Vermögens die Demokratie von Paris, Lyon und andern großen Städten um ihren Antheil an dem durch die Wahlen geübten Einfluß gebracht hätte? Lord Brougham wiederholt unter andern trivialen und veralteten Bemerkungen über die gesellschaftliche Lage Frankreichs auch den Gemeinplatz, daß Paris Frankreich sei. Es ist wahr, daß in Folge der politischen Passivität des größeren Theils der französischen Nation und ihrer Gewohnheit, der Regierung die Entscheidung über alle politischen Interessen zu überlassen, die Provinzen Frankreichs sich in der Regel jeder einmal

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bestehenden Regierung bereitwillig fügen, aber es ist jetzt nicht mehr richtig, gleichviel wie es sich damit früher verhalten hat, daß die Provinzen blindlings der Meinung von Paris folgen; man könnte mit mehr Recht sagen, daß sie auf den Einfluß von Paris ungebührlich eifersüchtig sind. Paris bildet mit einigen größern Städten fast das einzige Fortschrittselement, das in politischer Beziehung in Frankreich existirt; anstatt zu viel Macht zu besitzen, besitzt es im Verhältniß zu seiner außerordentlichen Ueberlegenheit in Bezug auf politische Erziehung und Einsicht viel zu wenig. Seine Macht ist nur dann überwiegend, wenn seine Aufstandselemente in Thätigkeit versetzt werden und diese haben im letzten Juni einen Schlag erhalten, der sie mindestens für einige Zeit niedergeworfen hat.

Die übrigen Rathschläge, welche Lord Brougham den Franzosen in Verfassungsfragen ertheilt, bestehen darin, daß sie eine kräftige Executive mit ausreichender Macht zur schnellen Unterdrückung eines jeden Versuches die Ruhe zu stören haben sollten, ein Punct, den die Franzosen in ihrer gegenwärtigen Stimmung ohnedies nicht vernachlässigen werden, und schließlich darin, daß die gesetzgebende Gewalt eben nur eine solche sein und nicht durch Einmischung in die Verwaltung die Functionen einer Regierung usurpiren solle. In Bezug auf den letztern Punct sind Lord Broughams Bemerkungen, soweit sie reichen, richtig und zutreffend.

„Der gesetzgebende Körper," sagt er, „sollte sich streng auf seine eigentlichen Verrichtungen beschränken, Gesetze zu machen und die Verwaltung der Executive und der andern Geschäftszweige zu überwachen, er selbst aber sollte von jedem Antheil an diesen Zweigen ausgeschlossen sein. Das Geschäft, Gesetzgebungsmaßregeln zu erörtern und die Handlungsweise öffentlicher Beamten zu controliren, kann sehr wohl einem Senat anvertraut werden, wie dieser auch gebildet sein mag, während die Auflegung öffentlicher Lasten nicht nur mit gleicher Sicherheit seinen Händen überlassen bleiben kann, sondern ihm sogar beinahe ausschließlich zustehen sollte. Ein Repräsentativkörper, der von einer großen Nation gewählt wird und deshalb nothwendig zahlreich ist, kann solche Dinge sehr sicher und zweckmäßig behandeln, und ist für ihre Erörterung besonders geeignet. Dagegen ist ein solcher Körper ganz ungeeignet, seine Hand an Angelegenheiten der Verwaltung und der Justiz zu legen. Schon seine numerische Stärke allein spricht dies Urtheil über ihn; seine Verantwortlichkeit gegen seine Wähler bestätigt die Sentenz und sein Mangel an individueller Verantwortlichkeit schließt jede Berufung und jeden Zweifel aus. Wie kann eine Versamm-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lung von fünf- bis sechshundert Personen Verhandlungen mit fremden Mächten führen, Fragen des Kriegs und des Friedens entscheiden oder über die Volkskraft zu Zwecken der innern Polizei oder auswärtiger Operationen defensiver oder offensiver Art verfügen? Wie kann ein solcher Körper mit der Ernennung zu Civil- und Militärämtern betraut werden, wenn man weiß, daß ein Mitglied immer der unlautern Praxis des andern die Hand bieten und keiner von ihnen die mindeste Scheu vor seinen Wählern haben wird, die von solchen Ernennungen wenig wissen und noch weniger danach fragen? Vor allem aber sollte das Richteramt nie von einer derartigen Versammlung ausgeübt werden und keine Ernennungen sollten mit größerer Entschiedenheit von dem Kreis ihrer Thätigkeit ausgeschlossen bleiben, als die, welche mit irgend einer richterlichen Gewalt verbunden sind."

Das hier vertretene Princip ist von so großer Bedeutung, daß es verdient noch viel weiter durchgeführt zu werden, als es an dieser Stelle oder bei irgend einer der bestehenden Schulen von Politikern geschieht. Im Allgemeinen sollte jede öffentliche Verrichtung, die man in ehrlicher und geschickter Weise besorgt zu sehen wünscht, in die Hände einer einzigen bestimmten Person oder einer sehr kleinen Zahl von solchen gelegt werden. Einige wenige Personen und noch mehr eine einzige Person werden ein Gefühl moralischer Verantwortlichkeit und Abhängigkeit von dem Urtheilsspruch der öffentlichen Meinung haben, das selbst dann, wenn sie nicht unmittelbar verantwortlich gemacht werden können, eine weit stärkere Bürgschaft für Pflichttreue in Erfüllung ihres Amtes bieten wird, als man in dem Fall einer zahlreichen Körperschaft zu erreichen vermöchte. Wir weichen ganz und gar von der gewöhnlichen Ansicht demokratischer Republicaner ab, die dahin geht, daß man die Uebertragung von Aemtern durch Volkswahl vervielfältigen sollte. Die souveräne Versammlung, welche das Organ des Volkes zur Ueberwachung und Controlirung der Regierung bildet, muß allerdings auf diesem Wege gewählt werden. Abgesehen von dieser Ausnahme scheint es uns aber sicher (was selbst Bentham, obgleich er in seinen früheren Speculationen anderer Ansicht war, schließlich anerkannte), daß Richter, Verwaltungsbeamte und alle andern Beamten mit weit sorgsamerer Berücksichtigung ihrer Befähigung gewählt werden, wenn ihre Wahl einem hervorragenden öffentlichen Beamten, einem Präsidenten oder Minister, als ein Theil seiner besondern Amtspflicht zugewiesen wird und dieser fühlt, daß für seinen politischen Ruf und die Dauer seiner Macht weniger in Betracht kommt, was die Leute jetzt von seiner Wahl denken, als was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sie davon denken werden, wenn sie praktisch erprobt sein wird. Ebenso sicher scheint es, daß der Präsident oder Premierminister zweckmäßiger von den Volksvertretern als durch directe Volkswahl gewählt werden wird. Das Beispiel der Vereinigten Staaten ist ein starkes Argument für diese Ansicht. Wenn der Präsident vom Congreß gewählt würde, so würde er in der Regel der Führer und anerkannt talentvollste Mann seiner Partei sein, während er jetzt, wo ihn das Volk wählt, immer eine unbekannte Mittelmäßigkeit oder doch ein Mann ist, der sich seinen Ruf auf einem andern Gebiet als dem der Politik erworben hat. Auch wird sich das nicht leicht ändern; denn jeder Politiker, der es zu einer hervorragenden Bedeutung gebracht hat, muß sich dabei nothwendig viele Feinde, wenigstens politische Feinde, gemacht haben, und wird deshalb in der Regel von seiner Partei, sobald es sich um die Aufstellung eines Candidaten für die Präsidentschaft handelt, als weniger verwendbar betrachtet werden, als der erste beste, der sich zu denselben Grundsätzen bekennt und verhältnißmäßig unbekannt ist. Es ist zu besorgen, daß die Ernennung des Präsidenten durch directe Volksabstimmung sich als der ernstlichste Mißgriff erweisen wird, den die Urheber der französischen Verfassung begangen haben. Sie haben dadurch in die noch leichter aufgährenden Elemente der französischen Gesellschaft dasjenige eingeführt, was selbst in Amerika als ein ernstlicher Uebelstand empfunden wird, die Aufregung einer beständigen Stimmbewerbung und die verderbliche Gewohnheit, die Entscheidung aller großen öffentlichen Fragen weniger von sachlichen Erwägungen, als von ihrem voraussichtlichen Einfluß auf die nächste Präsidentenwahl abhängig zu machen. Und zu alledem wird sich wahrscheinlich, wenn die gegenwärtigen Einrichtungen von Dauer sind, herausstellen, daß sie sich der Gefahr weit schlechterer Wahlen ausgesetzt haben und eine Reihe von weniger talentvollen und achtbaren Männern als Präsidenten an der Spitze ihrer Republik sehen werden, als wenn der erste Beamte vom gesetzgebenden Körper gewählt würde.

Es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß diese sehr bedenkliche Bestimmung nur deshalb eingeführt wurde, um dem wichtigen Princip zu entsprechen, nach welchem Eingriffe der Legislativgewalt auf das Gebiet der Executive hintangehalten werden müssen. Man verfolgte dabei den Zweck, den Präsidenten von der gesetzgebenden Gewalt unabhängig zu machen. Man besorgte, er werde, wenn er von ihr ernannt würde und von ihr beseitigt werden könnte, ihr bloßer Secretär sein, der kein selbständiges Urtheil üben, keine persönliche Verantwortlichkeit zu tragen haben würde und nur die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beschlüsse einer Körperschaft zu registriren hätte, die selbst ganz ungeeignet wäre, das Geschäft der Regierung im Detail zu führen. Es gab jedoch ein Mittel dies zu vermeiden, das vollkommen ausreichend gewesen wäre. Man hätte dem Haupt der Executive die Befugniß zugestehen können, den gesetzgebenden Körper aufzulösen und von neuem an das Volk zu appelliren. Mit dieser Vorsichtsmaßregel hätte man der Versammlung die freie Wahl des Leiters der Executive und das Recht zugestehen können, denselben durch einen Entlassungsbeschluß in die Lage zu versetzen, entweder zurücktreten oder die Kammer auflösen zu müssen. Der einschränkende Einfluß, den bei einer solchen Anordnung die gesetzgebende Gewalt und die Executive gegenseitig auf einander ausüben und das Widerstreben, das beide Theile fühlen würden, es zu einem äußersten Schritt kommen zu lassen, der ebenso gut den Sturz des einen wie des andern herbeiführen könnte, würde in gewöhnlichen Fällen hinreichen, um jeden von beiden innerhalb der constitutionellen Grenzen seiner Befugniß zurückzuhalten. Wie die Sachen jetzt liegen, steht zu besorgen, daß die Versammlung, indem sie sich einen ersten Beamten gegenüberstellte, dessen Gewalt ebenso wie die ihrige ein directer Ausfluß der Volksabstimmung ist, der ebenso wie sie für eine bestimmte Zeit gewählt wird, die nur durch den Tod oder eine Abdankung verkürzt werden kann, eine beständige Feindseligkeit zwischen den beiden Mächten organisirt hat, die für die Dauer der Verfassung äußerst bedrohlich ist. Denn wenn in Zukunft der Präsident und die Nationalversammlung mit einander in Zwist gerathen, kann es möglicherweise drei volle Jahre dauern, ehe einer von beiden Theilen sich der Feindseligkeit des andern durch ein anderes Mittel als durch einen Staatsstreich entledigen kann.

Abgesehen von diesen Erwägungen würde auch eine von einer ausgewählten Körperschaft ernannte und mit der Befugniß zur Auflösung der gesetzgebenden Versammlung ausgestattete Executive diese Versammlung, falls sie bei dem Geschäft der Gesetzgebung sich zur Ueberstürzung oder Ungerechtigkeit fortreißen ließe, weit wirksamer zu hemmen vermögen als irgend eine zweite Kammer. Ein hervorragender Politiker, der Führer einer großen Partei, dem die ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Partei als Minister und Rathgeber zur Seite stehen, würde an der guten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ein größeres Interesse haben, in der Beurtheilung dessen, was die jeweilige Lage erheischt, geübter und geschickter sein, würde sich seiner Aufgabe mit einem viel tiefern Gefühl dauernder Verantwortlichkeit unterziehen und würde in Folge alles dessen voraussichtlich auch ein weit größeres Gewicht in die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wagschale der öffentlichen Meinung werfen, als eine Versammlung von zwei- oder dreihundert Personen, mögen diese nun englische Lords oder gewählte Vertreter der französischen oder amerikanischen Demokratie sein.

Falsche Darstellungen zu berichtigen ist ein soviel langwierigeres Geschäft als sie in die Welt zu schicken, daß uns der Raum fehlt, ein Zehntel von all den Unrichtigkeiten, welche den Hauptinhalt von Lord Brougham's Flugschrift bilden, hervorzuheben oder auch nur flüchtig zu berühren. Indessen wir haben ein Beispiel vorgezeigt und die Probe genügt, um eine Vorstellung von allem übrigen zu geben. Wir wollen hoffen, daß wir damit auch etwas für den wichtigeren Zweck geleistet haben, die Revolution und die provisorische Regierung gegen Verdächtigungen zu schützen, die ebenso ungerecht sind, wie irgend welche, die jemals den Ruf großer Handlungen und ausgezeichneter Charaktere in den Staub zu ziehen suchten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Berichtigungen.

Seite 9, Zeile 20 v. o. ist der Satz ausgefallen: Die Entdeckung von Amerika endlich eröffnete tausend neue Bahnen, auf denen die Niedriggebornen und Abenteuerlustigen zu Macht und Reichthum emporstiegen.

S. 13, Z. 4 v. o. statt Gesellschaften, lies Gesellschaft,

S. 56, Z. 4 v. u. (Text) st. können sich l. können

S. 57, Z. 9 v. u. st. diese l. die

S. 61 ist zwischen Z. 2 und 1 v. u. einzuschalten: das Vorhandensein von Büchersammlungen,

S. 76, Z. 15 v. o. st. Capitel l. Capital

S. 87, Z. 12 v. u. ist nach dem Schlußpunct der Satz ausgefallen: Jetzt machen die Menschen diesen Handel mit der Gesellschaft, nicht mit einem Einzelnen; das Gesetz schützt sie und diesem weihen sie ihren Gehorsam.

S. 92, Z. 15 v. u. st. Quellen l. Quelle

S. 96, Z. 7 v. u. st. einer l. der

S. 101, Z. 21 v. o. st. dem l. den

S. 128, Z. 15 v. u. st. Folge, l. Folge gehabt,

S. 135, Z. 6 v. u. st. daß l. daß es

S. 181, Z. 11 v. o. st. glich, l. gleicht,

S. 207, Z. 13 v. o. st. sollte. l. sollten.

S. 221, Z. 16 v. o. st. berechtigsten l. berechtigtesten

S. 230, Z. 4 v. u. st. noch l. nach

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Blume
Hilden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf